

partizipativ. erinnern

PRAKTIKEN | FORSCHUNG | DISKURSE

Eine Bestandsaufnahme

Stephan Bundschuh, Ansgar Drücker, Judith Hilgers,
Timo Voßberg, Eren Yildirim Yetkin (Hg.)

Impressum

Düsseldorf 2022

Herausgeber:innen: Stephan Bundschuh, Ansgar Drücker,
Judith Hilgers, Timo Voßberg, Eren Yildirim Yetkin

unter Mitarbeit von: Lena Ehmer, Alia Wielens

Im Auftrag des
Projektes „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“
(PEPiKUm)

Hochschule Koblenz
Fachbereich Sozialwissenschaften
Institut für sozialwissenschaftliche Forschung und Weiterbildung

Konrad-Zuse-Straße 1
56075 Koblenz

Tel: 02 61 / 95 28 770

pepikum@hs-koblenz.de
www.partizipativ-erinnern.de

und

des Informations- und Dokumentationszentrums
für Antirassismuserbeit e.V. (IDA)

Volmerswerther Str. 20
40221 Düsseldorf

Tel: 02 11 / 15 92 55-5
Fax: 02 11 / 15 92 55-69

Info@IDAeV.de
www.IDAeV.de

Das Projekt, zu dem dieser Reader gehört, wird mit Mitteln des Bundes-
ministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen
13FH052SX8 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffent-
lichung liegt bei den Autor:innen.

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



FORSCHUNG AN
FACHHOCHSCHULEN

ISSN 1616-6027

Gestaltung: Doris Busch, Düsseldorf
Druck: Köllen Druck+Verlag GmbH

partizipativ. erinnern

PRAKTIKEN | FORSCHUNG | DISKURSE

Eine Bestandsaufnahme

Stephan Bundschuh, Ansgar Drücker, Judith Hilgers,
Timo Voßberg, Eren Yıldırım Yetkin (Hg.)

Vorwort



„Sichtbar sein, mitentscheiden, gehört werden“ ist laut einer aktuellen Studie für viele junge Menschen sehr wichtig. Jugendliche und junge Erwachsene wollen mitmischen. Das gilt nicht nur mit Blick auf die Fragen, welche die Pandemie aufgeworfen hat, sondern auch für die anderen bedeutenden Debatten unserer Zeit, wie die zur Klimakrise und zum völkerrechtswidrigen Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine. Auch in die Debatten des Gedenkens und Erinnerns schalten sich junge Menschen ein.

Ob in staatlich geförderten Gedenkstätten und Geschichtsmuseen, selbstorganisierten Initiativen, in der Bildungs- und Jugendarbeit oder in Jugendverbänden – die Vielfalt unserer Gesellschaft drückt sich auch in den unterschiedlichen Erinnerungsformen aus. Das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft bleibt davon nicht unberührt. Das zeigen die zivilgesellschaftlich geprägten Auseinandersetzungen der vergangenen Jahrzehnte um historische Einordnungen, historisches Gedenken und Erinnern. Hierbei ging und geht es um unterschiedliche Ereignisse: die deutsche Kolonialgeschichte, die Shoah und die Verbrechen des Nationalsozialismus, die Migrationsgeschichten nach 1945, die Erfahrungen mit der SED-Diktatur in der DDR und die Genese unseres demokratischen Gemeinwesens. Ohne zivilgesellschaftliche Initiativen wäre eine kritische Erinnerungskultur nicht denkbar. Gerade das Engagement junger Menschen führt im Kontext erinnerungspolitischer Debatten immer wieder zu neuen Impulsen.

Der antisemitische Anschlag in Halle im Oktober 2019 und das rassistische Attentat in Hanau nur vier Monate später zeigen, wie gefährlich und tödlich Hass sein kann. Die Ereignisse zeigen aber auch, wie entschlossen neben den Angehörigen vor allem junge Menschen, Betroffene, Freundinnen und Freunde vielerorts soli-

darisch sind und für politische Veränderung eintreten. Auch in der Beschäftigung mit der deutschen und europäischen Kolonialvergangenheit sind es oft junge Menschen, die sich für eine Änderung von belasteten Straßennamen einsetzen oder die Diskussion um Denkmale vorantreiben. Erinnerungskultur ist darin stark, Räume für diese Diskurse zu öffnen.

Viele Felder erinnerungskultureller Auseinandersetzungen sind auch Themen in den Bereichen der außerschulischen Bildung sowie der sozialwissenschaftlichen Forschung. Das Wissenschaftspraxisprojekt „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“ (PEPiKUm) setzt genau dort an. Den Chancen und Herausforderungen der heutigen Praxis widmet sich das Projektteam in Zusammenarbeit mit jungen Menschen und Co-Forschenden. Ihre Stimmen und Perspektiven fließen in die Beantwortung der Frage ein, wie junge Menschen die Gegenwart und Zukunft des gesellschaftlichen Zusammenhalts prägen.

Das vorliegende Themenheft „partizipativ.erinnern – Praktiken, Forschung, Diskurse. Eine Bestandsaufnahme“ vereint mit den Beiträgen seiner Autorinnen und Autoren diese Themenfelder aus historisch-politischer Bildung, Jugendverbandsarbeit, künstlerischer sowie museologischer Praxis und sozialwissenschaftlicher Forschung. Es zeigt die zeitgenössische Erinnerungskultur in ihrer Vielfalt und wird so auch unserer Gesellschaft gerecht.

Claudia Roth MdB
Staatsministerin für Kultur und Medien

Inhalt

Vorwort.....	5
<i>Claudia Roth</i>	

Einleitung.....	7
<i>Stephan Bundschuh, Ansgar Drücker, Judith Hilgers, Timo Voßberg, Eren Yildirim Yetkin</i>	

Teil 1: Zur Gegenwärtigkeit vergangener Ereignisse in Gesellschaft, Wissenschaft und Bildungspraxis

Erinnerung zwischen Etablierung und Kritik vier Generationen nach dem Holocaust.....	12
<i>Astrid Messerschmidt</i>	

Implikationen dekolonialer partizipativer Praxis und Forschung.....	18
<i>Annette Hilscher</i>	

„Wir müssen uns selbst empowern, um es auch weitergeben zu können“. Ein Gespräch mit Nesrin Unvar und Tobias Curtmann von der Bildungsinitiative Ferhat Unvar	24
<i>Das Interview führte Alia Wielens von dem Projekt „PEPiKUM“ der Hochschule Koblenz</i>	

Teil 2: Partizipation und Erinnerung als Themenfelder der Jugendarbeit

Einblicke in die Erinnerungsarbeit in der Jugendverbandsarbeit, der Internationalen Jugendarbeit und der außerschulischen Jugendbildung.....	30
<i>Ansgar Drücker</i>	

Erinnerungsarbeit in der Alevitischen Jugend.....	36
<i>Özge Erdoğan</i>	

„Fehlt dir etwas? Erschaffe es dir selbst!“ Eine biografie-analytische Untersuchung zum ehrenamtlichen Engagement junger Jüdinnen:Juden in Deutschland.....	38
<i>Anastassia Pletoukhina</i>	

Pfadfinden in Arenberg gestern und heute. Ein intergeneracionales Gruppengespräch beim BdP Stamm von Helfenstein.....	43
<i>Amina Courbier, Medea Courbier, Annalena Kretschmer, Sophia Plato, Torben Pötter</i>	

Partizipative Erinnerungspädagogik. Das Team des Forschungsprojekts „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“ im Gespräch über ihre Projektarbeit.....	45
<i>Stephan Bundschuh, Judith Hilgers, Timo Voßberg, Alia Wielens und Eren Yildirim Yetkin im Gespräch mit Wiebke Waburg.</i>	

Teil 3: Ausgewählte Felder partizipativer Erinnerungspraxen

Vom Recht, Bescheid zu wissen. Partizipative historisch-politische Bildung zu den national-sozialistischen Massenverbrechen	52
<i>Matthias Heyl</i>	

Das We Refugees Archiv zu Flucht, Neuanfang und Exil in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Archiv mit Bildungsauftrag	61
<i>Anne von Oswald, Anna-Elisabeth Hampel</i>	

Die Wieder-Erfindung eines jüdischen Ortes. (Jüdische) Kulturelle Bildung, künstlerische Prozesse und Partizipation im Dorf Messingwerk.....	66
<i>Stella Leder</i>	

„Alles geht vorbei, außer der Vergangenheit“. RESIST! Künstlerische Strategien der Erinnerung als Kampf um Anerkennung und Partizipation.....	71
<i>Carla de Andrade Hurst, Elizaveta Khan</i>	

Partizipative Aufarbeitung der Verbrechen und Geschichte in Colonia Dignidad, Chile. Der Weg zu einer Gedenkstätte am historischen Ort (2014–2021)	76
<i>Evelyn Hevia Jordán, Jan Stehle</i>	

Globalität im Erinnern. Die Problemstellung	83
<i>Carolyn Philipp</i>	

Teil 4: Anhang

Ausgewählte Materialien zur Erinnerungsarbeit in partizipativen Settings	88
<i>Lena Ehmer, Eren Yildirim Yetkin</i>	

Autor:innen.....	92
-------------------------	-----------

Einleitung

STEPHAN BUNDSCHUH, ANSGAR DRÜCKER, JUDITH HILGERS, TIMO VOSSBERG, EREN YILDIRIM YETKIN

*„Das Vergangene ist nicht tot,
es ist nicht einmal vergangen.“*
(William Faulkner)

Erinnerungsdiskurse

Erinnern und Gedenken sind sowohl Mahnung an die Nachgeborenen, um Wiederholung zu verhindern, als auch Gegenwärtighaltung des Vergangenen und der Vergangenen. Was erinnert wird, ist geschichtlich, d.h. es umfasst Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es ist zwar Geschichte, aber nicht vergangen, also nicht abgeschlossen, sondern bis in die Gegenwart wirkend und damit die Zukunft beeinflussend. Das Wissen darum drückt sich in der Heftigkeit der politischen Debatten um Erinnern und Gedenken aus. Nicht alles wird gleichermaßen erinnert. Was sich kollektiv durchsetzt, zeugt von hegemonialer Dominanz und verdeckt zugleich andere Erinnerungen.

Die Auseinandersetzung mit Vergangenen ist allgegenwärtig. Scharfe öffentliche Debatten werden vor allem um die Interpretation historischer Ereignisse des 20. Jahrhunderts geführt. Dabei geht es weniger um die Vergangenheit selbst als um aktuelle Ansprüche, Haltungen und Hierarchien, die in Auseinandersetzung mit der Vergangenheit verhandelt werden. Bedeutende Kontroversen um die Taten und Folgen des Kolonialismus werden im Rahmen einer Restitutionsdebatte geführt, die seit Jahrzehnten andauert (Savoy 2021), aber erst seit kurzem die Museumslandschaft, aber auch Straßenschilder und Denkmäler durcheinanderwirbelt. Gerade einhundert Jahre sind vergangen, seit 1922 der Faschismus in Italien die politische Macht eroberte und damit eine epochale Zäsur für Europa und die Welt einläutete. In Italien wird die Epoche des Faschismus sehr unterschiedlich bewertet und es wird ihrer heute zunehmend kontroverser gedacht (zur revisionistischen Vorgeschichte siehe Mattioli 2010). Die politische Regierungsübernahme des Nationalsozialismus jährt sich 2023 zum neunzigsten Mal. Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Shoah ist keineswegs abgeschlossen, wie die täglichen Debatten in den Medien zeigen, weshalb von einer post-nationalsozialistischen Gesellschaft in Deutschland gesprochen werden kann. Vor genau einhundert Jahren entstand mit der Gründung der Sowjetunion im Jahr 1922 ein radikaler Gegenentwurf zum Faschismus. Ihre

Entwicklung, historische Bedeutung und ihr katastrophales Scheitern sind ebenfalls Gegenstand heftiger Kontroversen um Erinnerung und Gedenken (siehe zur Rekonstruktion der „sowjetische[n] Zivilisation“ Schlögel 2017). All diese Beispiele zeigen die Gegenwärtigkeit von Vergangenheit.

Wie aber und warum wird oder bleibt Vergangenes gegenwärtig? Offensichtlich ragt es in die Gegenwart hinein, beispielsweise durch Zerstörungen und Verluste, aber auch durch produktive Veränderungen, wie stadtplanerische, ökonomische oder moralische Modernisierungen. Auch sprachliche Verschiebungen der jüngeren Vergangenheit (exemplarisch hierfür Klemperer 1987) wirken in der Gegenwart. Die Zeitgenoss:innen verorten sich heute notwendig in Auseinandersetzung mit besonderen Ereignissen der Vergangenheit. In einer (Post-)Migrationsgesellschaft, wie sich die heutige Gesellschaft bezeichnen lässt, sind diese Erinnerungen verstärkt an unterschiedliche intellektuelle und geografische Räume geknüpft oder bei gleichen Bezügen unterschiedlich bis kontrovers gelagert. „Erinnerung bedeutet [...] Streit“ (Terkessidis 2019, 178), der getragen werden muss. Dazu bedarf es der Möglichkeit der Partizipation, die das Risiko in sich trägt, „einen Teil der Kontrolle aufzugeben“ (ebd.).

Partizipationspraktiken

Das nun also ist das Versprechen und das Risiko von Partizipation, sofern sie nicht von vornherein in ihrer Reichweite eingeschränkt wird: weniger Kontrolle oder – um Foucaults Definition der Kritik heranzuziehen – „nicht dermaßen regiert zu werden“ (Foucault 1992, 12). Bedeutet Partizipation die ernsthafte Beteiligung an Entscheidungen, Organisationsstrukturen oder Forschungsprozessen, dann sind Organisationen gefordert, Beteiligung zuzulassen, und den Einzelnen wird rechtmäßig abverlangt, diese verantwortungsvoll auszuüben. Das aber muss gelernt sein. Jugendverbandsarbeit und Offene Jugendarbeit stellen paradigmatische Räume zum Erproben umfangreicher Partizipation dar. Sie lassen sich als non-formale Bildungsinstitutionen der Demokratie bezeichnen, in denen Demokratie nicht nur formal gelehrt und gelernt, sondern konkret praktiziert wird. In umfänglichem Sinne realisiert sich Partizipation von Kindern und Jugendlichen in den Kinder- und Jugendverbänden als Teil des Arbeitsfelds

der Jugendarbeit. Jugendarbeit ist der Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, der unbestritten einen genuinen und allgemeinen Bildungsauftrag besitzt (Ziegler 2012, 675f.). Der Anspruch voll umfänglicher Partizipation zieht sich wie ein roter Faden durch ihre organisatorische Struktur, ihre pädagogischen Prinzipien, ihre Angebote und politischen Vertretungen. Ohne Partizipation gibt es keine Jugendarbeit gemäß ihrem Begriff. Laut Arbeitsgemeinschaft der Kinder- und Jugendhilfe (AGJ) „zielt Partizipation darauf ab, Entscheidungsräume für junge Menschen zu öffnen und transparente Strukturen zu schaffen, in denen Kinder und Jugendliche als Expertinnen und Experten in sie betreffenden Themen ernst genommen werden und in denen ihnen Macht (ab)gegeben wird“ (AGJ 2018, 3). Dass die AGJ solch ein Positionspapier zur Partizipation veröffentlicht, deutet auf eine Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit der Partizipation in der Jugendarbeit hin.

Partizipative Forschung

Die Abgabe von Macht betrifft aber auch die Wissenschaft, wenn sie sich auf das Feld der Partizipation begibt. Gerade dies unternimmt das Forschungsprojekt „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“ (PEPiKUM), in dessen Rahmen der vorliegende Reader publiziert wird. Das Projekt beansprucht, in Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit und Jugendverbänden im Feld der Erinnerungsarbeit partizipative Forschungsansätze umzusetzen. Die Partizipative Forschung soll hierbei (neues) Wissen generieren und die beteiligten jungen Co-Forschenden zugleich darin fördern, ihre eigenen Interessen zu verfolgen und sich in allgemeine gesellschaftliche Angelegenheiten einzumischen. Die forschende Tätigkeit beteiligt die zugleich beforschten Co-Forschenden an der Datenerhebung und -auswertung und lässt sie so zumindest teilweise über ihre Daten und damit über sich selbst wieder verfügen. Die Forschung verspricht sich davon einerseits einen Rückgang der Entfremdung der Beforschten gegenüber der Wissenschaft und den Forschungsergebnissen und andererseits eine zusätzliche Erkenntnisquelle durch die spezifischen Fragen und interpretativen Beiträge der beforschten Co-Forschenden, die zu „bessere[n] Erkenntnisse[n]“ (Flick/Herold 2021, 290) führen können. Idealerweise wäre auch der Anspruch erfüllt, Menschen und Gruppen von Menschen, die gesellschaftlich wenig repräsentiert sind, sichtbar und hörbar werden zu lassen bzw. sie in ihrer eigenen sozialen, politischen und kulturellen Repräsentation zu unterstützen.

Zur Gliederung des Readers

Der Reader präsentiert eine Auswahl vorliegender Bildungs- und Forschungsansätze zur Umsetzung von Partizipation im Feld der Erinnerungsarbeit. Sie sollen zur Umsetzung partizipativer Erinnerungsprojekte anregen. Im Folgenden wird die Gliederung des Readers erläutert und angegeben, in welchen Aufsätzen sich Anknüpfungspunkte zu den jeweiligen Ausführungen finden.

Teil 1 versammelt Aufsätze, die sich kritisch mit der Gegenwärtigkeit vergangener Ereignisse in Gesellschaft, Wissenschaft und Bildungspraxis beschäftigen. Die deutsche Gesellschaft prägen unterschiedliche Geschichtslinien, die in diesem Teil exemplarisch aufgerufen werden. Mit Blick auf die deutsche Kolonialgeschichte ist die gegenwärtige Gesellschaft als postkolonial zu bezeichnen. Aufgrund der Nachwirkungen von Nationalsozialismus und Shoah bis in die Gegenwart muss die deutsche Gesellschaft als postnationalsozialistisch beschrieben werden. Die rassistischen Anschläge und Angriffe der jüngsten Vergangenheit, wie der Anschlag von Hanau am 19. Februar 2020, zählen zum bitteren Bestand einer (Post-)Migrationsgesellschaft. Zugleich werden die soeben aufgeführten Geschichtslinien auf ihre Bedeutung für Bildung und Wissenschaft bezogen diskutiert. Der Niederschlag der öffentlichen Diskurse über Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus und Nationalsozialismus in Erziehung und Bildung ist Gegenstand der Analyse (Astrid Messerschmidt). Die Wissenschaft wird mit dem Fokus auf partizipative Forschung explizit auf ihren Beitrag zum Empowerment von Rassismus betroffener Personen hin untersucht (Annette Hilscher). Der Beitrag einer Bildungsinitiative, die von Angehörigen und Freund:innen des in Hanau ermordeten Ferhat Unvar zum Zwecke ihres Self-Empowerments und zur Aufklärung junger Menschen als Reaktion auf die Morde entstanden ist, zeigt die widerständige und praktische Kraft der Erinnerung (Bildungsinitiative Ferhat Unvar).

Teil 2 widmet sich den Themen Partizipation und Erinnerungsarbeit im Feld der Jugend(verbands)arbeit aus verbandlicher und forschender Perspektive. Hierbei stehen die Jugendverbände besonders im Fokus, zu deren Selbstverständnis und Prämisse ihrer Existenz die Partizipation von jungen Ehrenamtlichen notwendig zählt. Zu den Aufgaben der Jugendverbandsarbeit gehört die Einmischung in politische Themen. Dazu bedarf es politischer Bildung, die kein unbedeutender Teil der Angebote in der Jugendverbandsarbeit ist und zu der auch die Erinnerungsarbeit zählt. Diese findet sowohl regional als auch international, verbandsspe-

zifisch als auch verbändeübergreifend statt (Ansgar Drücker). Eindrücklich repräsentieren gerade Selbstorganisationen jugendlicher Migrant:innen – so z. B. der *Bund der Alevitischen Jugendlichen in Deutschland* – die Einheit von Erinnerungsarbeit mit gesellschaftlicher und verbandlicher Partizipation (Özge Erdoğan).

Die Wissenschaft setzt auf unterschiedliche Weise Fragen der Partizipation um. Beispielsweise untersucht sie die Rolle partizipativen Engagements in der biografischen Entwicklung junger Menschen. So wird am Beispiel der Partizipation junger Jüdinnen:Juden in der organisierten Jugendarbeit der Gemeinden die Attraktivität der Gelegenheitswahl gezeigt, für sich Räume zu eröffnen und sich dort zu engagieren. Diese Räume werden dann aber auch wieder verlassen, wenn sich das eigene Leben anderen Themen und Aufgaben zuwendet, für die ad hoc in den Gemeinden keine Angebote gefunden werden (Anastassia Pletoukhina). Einen anderen Zugang zur Frage der Partizipation wählt das Forschungsprojekt „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“ (PEPiKUm), das mit jungen Menschen als Co-Forschenden im Rahmen von Erinnerungsarbeit Ansätze partizipativer Forschung im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Jugendarbeit umzusetzen versucht (Stephan Bundschuh et al.). Ein Beispiel für die Umsetzung partizipativer Forschung in diesem Projekt geben Co-Forschende, die ein Gruppengespräch über die Geschichte ihres Jugendverbands dokumentieren (Amina Courbier et al.).

In **Teil 3** werden partizipative Erinnerungspraxen in ausgewählten Feldern vorgestellt. Gesellschaftliche Erinnerungspraxen verändern sich stetig und so auch die Felder der Erinnerungsarbeit. Neben der Gedenkstättenpädagogik, die vor allem in Formaten wie Führungen und Seminartagen ihre Anwendung findet und als etabliertestes Feld der Erinnerungsarbeit verstanden werden kann, treten neue Formate und Handlungsfelder in Erscheinung. Dabei wird das Augenmerk vor allem auf Projekte gerichtet, in denen der Aspekt der Partizipation von Teilnehmenden besondere Berücksichtigung erfährt (Evelyn Hevia Jordán/Jan Stehle). Sie werden von etablierten Institutionen, wie Gedenkstätten (Matthias Heyl), zivilgesellschaftlichen Initiativen und Künstler:innenkollektiven (Stella Leder sowie Carla de Andrade Hurst/Elizaveta Khan) durchgeführt. Ihre Ansätze bilden dabei ein breites Spektrum an methodischen und thematischen Schwerpunkten ab. Sie zielen schließlich darauf hin, die Teilnahme in Teilhabe zu wandeln. Partizipation soll dadurch als ein Kernelement der Erinnerungsarbeit verhandelt werden. Dabei geht es nicht um reine Bildungsarbeit und ihre

Zielgruppe (Stichwort: Lehr-Lern-Arrangement), sondern um Community-building, Zusammenarbeit und letztlich neue Formen der Wissensgenerierung (Anne von Oswald/Anna-Elisabeth Hampel sowie Carolin Philipp). Die Gründungsgeschichten der Gedenkstätten zur Shoah und zu den Verbrechen des Nationalsozialismus in Deutschland – ab den 1950er bis zu den 1990er Jahren – umfassen ohnehin solche Beispiele der Vergesellschaftung aufgrund zivilgesellschaftlichen Engagements und der Anstrengungen der Überlebenden (vgl. Kühling 2016; Wüstenberg 2017). In jüngeren Projekten, die sich mit aktuellen gesellschaftspolitischen Fragen rund um die Themenfelder der postkolonialen, postnationalsozialistischen und postmigrantischen Gesellschaft auseinandersetzen, soll sich der Aspekt der Teilhabe ebenso als elementarer Bestandteil der Erinnerungspraxis widerspiegeln. Trotz bzw. dank der sich voneinander unterscheidenden Herangehensweisen und Rahmenbedingungen beleuchten die hier vorgestellten Praxisbeispiele mögliche Leerstellen in der aktuellen Praxis der Erinnerungsarbeit, Herausforderungen in der Zusammenarbeit mit diversen Gruppen sowie auch Potenziale partizipativer Settings.

Ein **Materialienteil** schließt den Reader ab, in dem einschlägige Bücher, Filme und Handreichungen zur Erinnerungsarbeit kommentierend vorgestellt werden.

Danksagung

Die Publikation entstand im Rahmen des Forschungsprojekts „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“ (PEPiKUm), das an der Hochschule Koblenz angesiedelt ist und mit Wissenschafts-Praxis-Kooperationspartnern zusammenarbeitet. Einer dieser Partner ist das *Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung*, in dessen Publikationsreihe die Broschüre erscheint.

Wir bedanken uns bei allen, die direkt oder indirekt an der Entstehung dieses Readers beteiligt waren. Insbesondere danken wir den Autor:innen für ihre Beiträge und die verlässliche Zusammenarbeit. Wir bedanken uns bei den Mitarbeiterinnen Lena Ehmer und Alia Wielens für ihre Unterstützung bei Erstellung der Publikation, bei Johanna Bach für das Korrektorat sowie bei Doris Busch für das Layout. Ohne die Förderung unseres Projekts PEPiKUm durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung und seine institutionelle Einbindung in das *Institut für sozialwissenschaftliche Forschung und Weiterbildung* am Fachbereich Sozialwissenschaften der Hochschule Koblenz hätte dieser Reader nicht erstellt werden können. Die Aufnahme

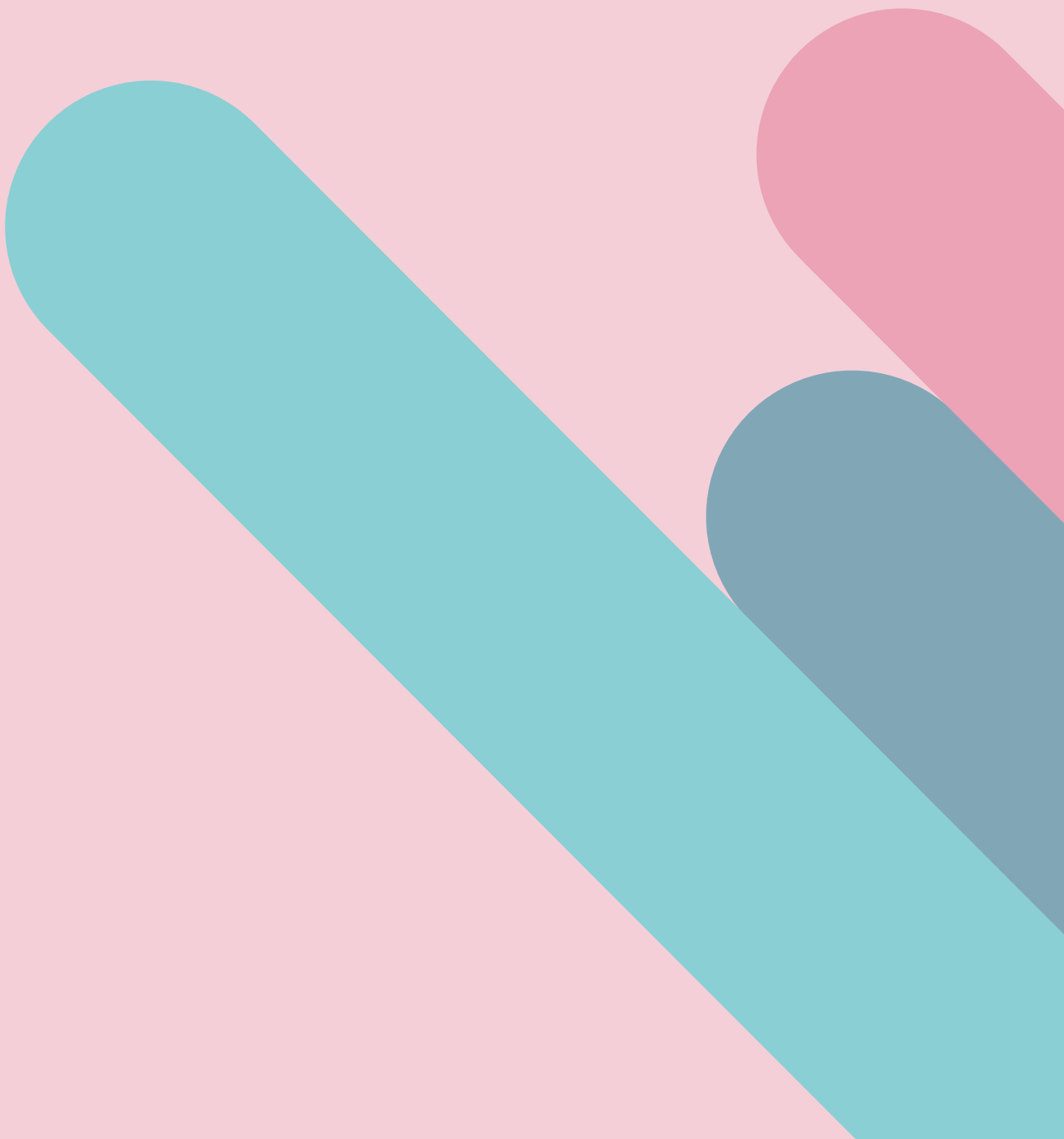
des Readers in die Publikationsreihe „Reader für Multiplikator:innen in der Jugend- und Bildungsarbeit“ des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbildung webt ihn in reflexiv-kritische Kontexte historischer und gegenwärtiger politischer Bildung ein und ermöglicht ihm so eine Rezeption durch die von uns anvisierten Fachkräfte. Ihnen wünschen wir eine erkenntnisreiche Lektüre.

Literatur

- Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe – AGJ (2018): Partizipation im Kontext von Kinder- und Jugendarbeit – Voraussetzungen, Ebenen, Spannungsfelder. Positionspapier der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe – AGJ. www.agj.de/fileadmin/files/positionen/2018/Partizipation_im_Kontext_von_Kinder-_und_Jugendarbeit.pdf, letzter Aufruf: 21.11.2022
- Flick, Sabine/Herold, Alexander (2021): Epistemischer Paternalismus und transformative Reflexivität? Zur immanenten Kritik der partizipativen Forschung, in: Flick, Sabine/Herold, Alexander (Hg.): Zur Kritik der partizipativen Forschung. Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 287–313
- Foucault, Michel (1992): Was ist Kritik? Berlin: Merve
- Klemperer, Victor (1987): LTI. Notizbuch eines Philologen, Köln: Röderberg
- Kühling, Gerd (2016): Erinnerung an nationalsozialistische Verbrechen in Berlin – Verfolgte des Dritten Reiches und geschichtspolitisches Engagement im Kalten Krieg 1945–1979, Berlin: Metropol
- Mattioli, Aram (2010): „Viva Mussolini!“ Die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconi, Paderborn: Ferdinand Schöningh
- Savoy, Bénédicte (2021): Afrikas Kampf um seine Kunst. Geschichte einer postkolonialen Niederlage. München: C.H. Beck
- Schlögel, Karl (2017): Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt, München: C.H. Beck
- Terkessidis, Mark (2019): Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute, Hamburg: Hoffmann und Campe
- Wüstenberg, Jenny (2017): Civil Society and Memory in Post-war Germany, Cambridge: Cambridge University Press
- Ziegler, Holger (2012): Kinder- und Jugendhilfe als Erziehungs- und Bildungsinstanz, in: Bauer, Ullrich/Bittlingmayer, Uwe H./Scherr, Albert (Hg.): Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 665–682

TEIL 1:

Zur Gegenwärtigkeit
vergangener Ereignisse in
Gesellschaft, Wissenschaft
und Bildungspraxis



Erinnerung zwischen Etablierung und Kritik vier Generationen nach dem Holocaust

ASTRID MESSERSCHMIDT

Prozesse der Geschichtsaneignung und der Geschichtsvermittlung gehen immer von der Gegenwart aus und sind von gegenwärtigen Verhältnissen beeinflusst, ohne ganz darin aufzugehen. Denn der historische Gegenstand selbst ist von eigenem Gewicht, er wirkt auf diejenigen, die sich auf ihn beziehen. Auf diesen beiden Ebenen, in der Gegenwart der Geschichtsbeziehungen und in der Konfrontation mit dem Eigensinn des Geschichtlichen verorte ich die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Bildungskontexten.

Der Begriff der Erinnerung steht in diesem Text für eine gesellschaftstheoretische Kategorie kollektiver Bezugnahmen auf Tat- und Leidenskomplexe der Vergangenheit, die in der Gegenwart nachwirken. Dies muss heute betont werden, um Erinnerung nicht von persönlichem Erleben abhängig zu machen und die überindividuelle Bedeutung des spezifischen historischen Zusammenhangs, der mit der Metapher „Holocaust“ bezeichnet wird, zu unterstreichen. Die Bezeichnung „Holocaust“ verwende ich im Wissen um seine kulturindustrielle Verwertung, um deutlich zu machen, dass jede Autor:innenschaft nach Auschwitz involviert ist in die Besetzungen und Vereinnahmungen, die in den Jahrzehnten nach 1945 praktiziert worden sind.

Im folgenden Text skizziere ich Aneignungen der NS-Verbrechensgeschichte in pädagogischen Kontexten im Spannungsfeld von etablierten, institutionalisierten Praktiken des Erinnerns und dem kritischen Gehalt, der von dem historischen Gegenstand ausgeht und der verschwinden kann, wenn der Vergangenheitsbezug für eine gesellschaftliche Selbstvergewisserung benutzt wird (vgl. Messerschmidt 2015). Dabei schließen sich Etablierung und Kritik keineswegs aus. Ohne die Institutionen des Gedenkens wäre der Raum der Kritik hierzulande kleiner und enger. Mit ihren Bildungsangeboten bietet etablierte, institutionalisierte Erinnerungsarbeit Gelegenheiten für eine kritische Selbstreflexion, ohne dafür garantieren zu können. Zugleich sind die Institutionen der Geschichtsbewusstseinsvermittlung auf „critical friends“ angewiesen, die ein Gespür für Instrumentalisierungen, Verharmlosungen und Gleichsetzungen (vgl. Messerschmidt 2022) aufbringen, ohne deshalb Erinnerungsarbeit zu verwerfen.

1. Erinnerung zwischen Etablierung und Kritik

Den Prozess der Etablierung institutionalisierten Gedenkens schilderte Volkhard Knigge vor mehr als zwanzig Jahren anhand der veränderten Rolle, die die KZ-Gedenkstätten in der politischen Öffentlichkeit der Bundesrepublik Deutschland spielen. Mit dem Gedenkstättenförderkonzept des Bundes von 1999 veränderte sich die Institutionalisierung dieser Orte. Sie wurden, ähnlich wie Theater oder Museen, zu Teilen der „kulturellen Grundausstattung der Bundesrepublik“ (Knigge 2001, 136). Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ist zweifellos in der Mitte der Gesellschaft angekommen und der Hinweis darauf, dass sie das bis 1990 keineswegs gewesen ist, wirkt für heutige Schüler:innen, Jugendliche und junge Erwachsene abstrakt und weit entfernt von ihren aktuellen Erfahrungen mit der Art und Weise, wie die NS-Verbrechen in Schule und medialer Öffentlichkeit thematisiert werden. Wie lässt sich in dieser Situation etablierten Erinnerns noch irgendetwas anderes aus der zeitgeschichtlichen Thematisierung gewinnen als Abgrenzung von einer monströsen Gewaltgeschichte und die Bestätigung der gegenwärtigen Demokratie? Schließlich geben die Verbrechen im NS-Herrschaftskontext immer eine Kontrastfolie für eine Gegenwart ab, die demgegenüber heil, friedlich und gerecht erscheint. Erfahrungen aus der Gedenkstättenpädagogik zeigen, dass „die Konfrontation mit der Monstrosität der nationalsozialistischen Verbrechen“ (Scheurich 2010, 41) die meisten Besucher:innen nicht dazu anregt, „die eigene (demokratisch verfasste) Gegenwartsgesellschaft auf uneingelöste Versprechen und Rechte hin kritisch zu befragen. Heutige Verletzungen von Menschen- und Grundrechten werden im Vergleich als nicht so dramatisch angesehen“ (ebd., 42). Gerade im Kontext schulischer Bildung werden die früheren Konzentrationslager häufig aufgesucht, um an ihnen das Andere der Gegenwart, den Kontrast zu Demokratie und Menschenrechten zu demonstrieren. In der Folge entsteht an den „moralisch hoch aufgeladenen Gedenkort“ (ebd., 41) ein „Konformitätsdruck“ (ebd.), so als stünde am Tiefpunkt der Zivilisation die Orientierung für das richtige und angemessene Verhalten zur Verfügung.

Bildungsarbeit nach Auschwitz wird jedoch belanglos, wenn der Schauer über Grausamkeit und entgrenzte Gewalt den Zugang zum Thema bestimmt und der Eindruck vermittelt wird, die richtigen Lehren aus der Geschichte seien bereits gezogen und müssten von der jüngeren Generation nur noch nachvollzogen werden. Um sowohl die Eskalationsprozesse zu begreifen, die zur massenhaften Beteiligung an Gewalthandlungen führen, als auch den Prozess der Normalisierung dieser Gewalt, bedarf es eines differenzierten historischen Wissens. Erst ein Ansatz, der ideologische Elemente und darauf bezogene politische Praktiken verdeutlicht, macht klar, was nach wie vor an dieser Geschichte nachwirkt und kritisch zu reflektieren ist: Die völkische Ideologie rassistisch und antisemitisch begründeter Überlegenheitsansprüche, die damit verbundene Autoritätsbehauptung und Unterwerfungsbereitschaft, der Zusammenhang von Gehorsam und Gleichgültigkeit, der Mangel an aktiver Menschlichkeit und die Attraktivität der Zugehörigkeit zur sogenannten Volksgemeinschaft sind Elemente für eine analytische Auseinandersetzung, aus der Fragen an die Gegenwart hervorgehen. Es sind Fragen, die unsere strukturelle Einbindung in heutige Gewaltverhältnisse betreffen, ohne diese Verhältnisse mit dem Holocaust gleichsetzen zu können oder zu müssen.

2. Vermittlung von Verantwortung und Verlust

In einem Essay zur Zukunft des kollektiven Gedächtnisses mit dem Titel „Auschwitz morgen“ skizziert Navid Kermani Verantwortung und Verlust als Eckpunkte für das transgenerationale Geschichtsbewusstsein: „[S]pätestens als Urenkel wird Schuld zu einem abstrakten Begriff, geht im besten Fall in politische Verantwortung und Einsicht über. Hingegen ist Verlust etwas, das man aus der Ferne, mit dem Abstand der Generationen noch deutlicher erkennt“ (Kermani 2017). Kermani baut mit seinen Ausführungen den Folgegenerationen, die in einer familiären und persönlichen Beziehung zu deutscher Täter:innenschaft stehen, eine goldene Brücke, um sich von der Fixierung auf angebliche Schuldvorwürfe zu lösen und stattdessen Verantwortung anzunehmen. Verantwortung steht in einer Vermittlungsbeziehung. Auf das Geschehene und Getane sind Antworten zu geben, die nicht mehr von eigenem Erleben und auch nicht von direkter Verwandtschaft mit den Täter:innen abhängig sind. Verantwortung lässt Abstraktion zu und mutet diese zu. Sie ist auch anzunehmen, wenn sich keine Empathie zu den Opfern einstellt. Der Mangel an Empathie begleitet die Wirkungsgeschichte der Verbrechen des Natio-

nalsozialismus von Anfang an. Wäre das Erinnern und Gedenken davon abhängig, es bliebe nicht viel davon übrig. Abstraktion hingegen ist notwendig, um nicht selbst von der Wucht der Verbrechen Geschichte überwältigt und um fähig zu werden, diese einzuordnen und Begriffe dafür einsetzen zu können, die das Geschehene begreifbar machen.

Umso bemerkenswerter ist der zweite Eckpunkt für die Zukunft des Gedächtnisses von Auschwitz: der Verlust. Die meisten der nicht verfolgten Deutschen und Europäer:innen vermissten nach 1945 ihre deportierten Nachbarn nicht. Der Antisemitismus war zu einer Überzeugung geworden, die Empathie weitgehend ausschloss. Theodor W. Adorno betrachtet dies als Ausdruck einer Rationalisierung des Schuldgefühls (vgl. Adorno 2019 [1967], 34f.). Auch für die Folgegenerationen ist der Verlust des europäischen Judentums und der europäischen Roma- und Sinti-Kultur, wie sie bis zur systematischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik bestanden haben, kein lebhaftes Empfinden. Wie die Verantwortung, so muss auch der Verlust vermittelt werden, er stellt sich als Empfindung nicht ein, sofern die Zielgruppen nicht selbst mit biografischen Verlusterfahrungen umzugehen haben. Es kommt auf die Arbeit der Vermittlung an, d.h. es geht darum, in Beziehung zu treten und sich in Beziehung zu setzen. Versuche aus der pädagogischen Praxis, eine Unmittelbarkeit zu dem Geschehen herzustellen und es quasi erlebnispädagogisch nachzuvollziehen, sind sowohl gegenüber den Zielgruppen ungeeignet als auch im Verhältnis zum historischen Gegenstand selbst, der in jeder Methode eines inszenierten „Nacherlebens“ verfehlt werden muss. Statt Authentizität herstellen zu wollen, sollte eine zeitgemäße Erinnerungspädagogik den Abstand zum Geschehen ernst nehmen und als Chance begreifen. Darin kommt sowohl der Respekt gegenüber dem erlebten Leiden zum Ausdruck als auch die Anerkennung der Situation derer, die aus der Gegenwart heraus ihre Geschichtsbeziehungen reflektieren.

Geschichtsspuren an den historischen Orten der NS-Massenverbrechen erschließen sich nicht unmittelbar, sondern müssen „gelesen werden“ (Kaiser 2010, 19). Demgegenüber liegen pädagogisch organisierten Gedenkstättenbesuchen häufig Erwartungen authentischer Konfrontation mit der Verbrechen Geschichte zugrunde. Die Authentizitätserwartung ist aller Gedenkstättenpädagogischen Einwände zum Trotz in der historisch-politischen Bildung nicht aufgegeben worden und belastet jeden Gedenkstättenbesuch (vgl. Heyl 2019). Vermittelt werden dabei implizit und oft unausgesprochen eine Drohung und ein Versprechen

zugleich. Bedrohlich kann es wirken, mit einem grausamen Ort unerträglicher Verbrechen konfrontiert zu werden, versprochen wird, an diesem Ort die „echte“ Geschichte nachvollziehen zu können. Beide Zugänge sind unangemessen für die Wahrnehmung „verunsichernder Orte“ (Thimm/Köbler/Ulrich 2010), ein Topos, der aus der Reflexion außerschulischer Gedenkstättenpädagogik hervorgegangen ist.

3. „Erziehung nach Auschwitz“ als vernachlässigter pädagogischer Auftrag

Bei einer Analyse von Modulbeschreibungen aus 45 erziehungswissenschaftlichen Bachelor- und Masterstudiengängen an 27 Universitäten in Deutschland ergab sich, dass die „Erziehung nach Auschwitz“ als Auftrag an alle pädagogischen Berufsgruppen“ (Meyer/Voßberg 2019, 153) insgesamt „eher unscharf“ (ebd.) bleibt. Anknüpfend an Adornos Überlegungen in seinem berühmten Rundfunkvortrag von 1966 (Adorno 1971), die Auschwitz als „Bruch aller Menschlichkeit“ (Meyer/Voßberg 2019, 148) verstehen, fragten Nikolaus Meyer und Timo Voßberg, wie der pädagogische Auftrag sich in den „institutionelle(n) Selbstbeschreibungen“ erziehungswissenschaftlicher Studiengänge wiederfindet. Dabei zeigte sich, dass die „reflexive Aufarbeitung der Verstrickungen pädagogischer Akteur*innen unterbleibt“ (ebd., 154) und die Zeit des Nationalsozialismus nur als eine Phase von vielen erscheint. Die Mittäter:innenschaft der pädagogischen Akteur:innen wird nicht thematisiert. Zwar wird auf die Auseinandersetzung mit Autoritäts- und Abhängigkeitsstrukturen verwiesen, diese jedoch nicht zeitgeschichtlich eingeordnet oder in einen expliziten Zusammenhang von Erziehung und Bildung nach Auschwitz gestellt. Vereinzelt erfolgen Bekenntnisse zu Konzepten der Frankfurter Schule¹, um sich in deren Tradition zu stellen. In den wenigen Fällen von Modulbeschreibungen, die sich auf Adornos

Forderungen an die Erziehung beziehen, tauchen diese „in einer Art Anrufung“ auf, die „inhaltlich über das bloße Labeling kaum hinaus“ kommen (ebd., 157). Es kommt zu keiner dezidierten Thematisierung und somit auch nicht zu einer Übertragung in die Studienstruktur. Die Erziehungswissenschaften fallen letztlich nicht unter die sechs zentralen Disziplinen zur Vermittlung des Holocaust in Deutschland, die nach Verena Nägel und Lena Kahle (2018) die Geschichts-, Literatur-, Kultur-, Politikwissenschaften sowie die Theologie und die Jüdischen Studien bilden. Deshalb bleibt es der mehr oder weniger zufällig gegebenen Zusammensetzung der Lehrenden in der Erziehungswissenschaft und in pädagogischen Studiengängen überlassen, ob und wie Inhalte einer reflexiven Aneignung der Geschichte und Wirkung des Holocaust angehenden Pädagog:innen vermittelt werden, damit diese selbst zur Vermittlung fähig werden. Zu den Vermittlungsfähigkeiten gehören ganz wesentlich geeignete Thematisierungen von Gegenwartsbezügen bei gleichzeitiger Differenzierung der gesellschaftspolitischen Kontexte.

Die außerschulische politische Bildung bietet hierfür viele Möglichkeiten, da sie von Bewertungen und Benotungen entlastet ist. In außerschulischen Kontexten werden bis heute anregende Erfahrungen gemacht, die für viele Beteiligte Zugänge zur Auseinandersetzung mit der Geschichte und Wirkung des Nationalsozialismus eröffnet haben, die sie ein ganzes Leben begleiten. Dieses bleibende Interesse bleibt aber aus, wenn der Holocaust als Belehrungsgegenstand in ein einheitliches und abgeschlossenes Narrativ gefasst wird.

Insbesondere in schulischen Kontexten der Geschichtsvermittlung wird der Zeitrahmen „1933 bis 1945“ häufig eingesetzt, so als sei dies eine Sonderzeit gewesen, losgelöst vom dem Davor und dem Danach. Darin kommt ein konventionelles Geschichtsverständnis zum Ausdruck, das Geschichte als reine Vergangenheit auffasst, ohne sich selbst darin als gemeint und angesprochen zu erkennen (vgl. Benjamin 1974 [1940], 695). Walter Benjamin hat einen kritischen Geschichtsbegriff erarbeitet, der die Unabgeschlossenheit vergangener Taten und Überzeugungen betont. Vergangenheit liegt demnach nicht einfach vor, sondern wird durch Bildungsprozesse angeeignet und zur Geschichte gemacht. Vor diesem Hintergrund sind Benjamins „Thesen zum Begriff der Geschichte“² für eine pädagogische Reflexion des Erinnerns an den Holocaust auch heute hoch relevant. Vergangenes historisch zu artiku-

¹ Bezeichnung für eine Denkschule, deren Zentrum das 1923 in Frankfurt am Main gegründete „Institut für Sozialforschung“ darstellt, das zunächst von Max Horkheimer und später von Theodor W. Adorno geleitet wurde und zum Ziel hatte, eine kritische Theorie der Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft zu entwickeln und sich dafür auf Marxismus und Psychoanalyse zu beziehen. 1933 gingen dessen Vertreter ins Exil, schließlich in die USA und setzten sich dort mit Massenkonsum und Kulturindustrie auseinander. Sie kehrten um 1950 nach Deutschland zurück und setzten sich mit den Folgen des Nationalsozialismus im Kontext einer fragilen Demokratisierung auseinander (vgl. Wiggershaus 1987). Einer der berühmtesten Texte von Horkheimer und Adorno ist zweifellos die 1944 im Exil verfasste „Dialektik der Aufklärung“. Darin skizzieren sie die innere Widersprüchlichkeit der modernen Vernunft und die Gewaltförmigkeit der Überwindung des Mythos durch die Rationalität. Der gleichnamige Band mit dem Untertitel „Philosophische Fragmente“ enthält zudem den bedeutenden Text „Elemente des Antisemitismus“, der die psychischen Strukturen der antisemitischen Ideologie nachzeichnet. Bis heute sind diese Texte für die Sozial- und Kulturwissenschaften von hoher Relevanz und bewegen jede Generation aufs Neue.

² Das Institut für Sozialforschung in Los Angeles veröffentlichte die Thesen 1942.

lieren, geht für Benjamin weit hinaus über das Wissen darum, „wie es denn eigentlich gewesen ist“ (ebd., 695). „Es heißt, sich einer Erinnerung bemächtigen, wie sie im Augenblick der Gefahr aufblitzt“ (ebd.). Die Gefahr besteht in der Instrumentalisierung, der Konformität, dem Verlust von Widerständigkeit, die im Erinnern angelegt ist. Gefahr meint hier offensichtlich nicht, überwältigt zu werden von einem übermächtigen Gegner, sondern sich aufzugeben, sich im Konformismus einzurichten. Sich der Erinnerung bemächtigen bedeutet nun gerade, die Überlieferung nicht dem Konformismus zu überlassen, „der im Begriff steht, sie zu überwältigen“ (ebd.). Dies bedarf der kritischen Selbstreflexion derer, die Überliefertes tradieren und aktiv erinnern. Sie sind nicht sicher vor der Gefahr, aus der Überlieferung eine Legitimation ihrer Gegenwart abzuleiten, sie sind nicht sicher vor der Gefahr, die Vergangenheit für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. Genau dies ist das Thema für heutige Kontroversen um das Erinnern an den Holocaust und dessen pädagogische Gestaltung. Es kommt darauf an, wie es als Gestaltetes begriffen wird, in wessen Interesse und mit welchem Maß an Bereitschaft zur Selbstreflexion. Im Benjamin'schen Sinne wäre ein Erinnern, das die Vergangenheit zum Gegenstand festgefügtter Rituale macht und sie museal ausstellt, ein konformistisches Erinnern.

Für die Erinnerungspädagogik heißt das, den Umgang mit dem Nationalsozialismus nicht zu einer Angelegenheit nationaler Identität zu machen. Die Wissensvermittlung über den Holocaust – sein Ausmaß, die Art der Durchführung und seine ideologische Begründung – kann keiner Selbstbestätigung dienen über das eigene moralisch gefestigte Geschichtsbewusstsein oder über einen nationalkollektiven Konsens der Aufarbeitung. Pädagogische Erinnerungsarbeit hat zur Kritik an Gemeinschaftsvorstellungen beizutragen, in denen die Ideologie der Volksgemeinschaft und ihre rassistischen und antisemitischen Begründungen nachwirken. Für die Pädagogik ergeben sich daraus Anforderungen, die eigenen gesellschaftlich normalisierten Unterscheidungspraktiken zu überdenken.

4. Erinnerung in der postnationalsozialistischen Migrationsgesellschaft

In den pädagogischen Zugängen zur Zeitgeschichte mit ihrem zentralen Gegenstand Nationalsozialismus wird zwar einerseits festgestellt, „dass sich Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund in ihren Repräsentationen der NS-Vergangenheit manchmal nicht unterscheiden“ und dass der „Migrationshintergrund“ keineswegs immer eine Rolle spielt (Kölbl 2009,

68). Dennoch wird die dualistische Unterscheidung immer wieder bedient, wenn beispielsweise das Geschichtswissen von „deutsche(n) Jugendliche(n) ohne Migrationshintergrund“ mit jenem von „Jugendlichen in Deutschland mit Migrationshintergrund“ verglichen wird (ebd., 70). Migration wird zu einem Kriterium für die Wahl von Zielgruppen pädagogischer Forschung bei gleichzeitiger kritischer Reflexion der Migrationskategorie. Zwar bilden unterschiedliche Herkunfts- und Familienhintergründe soziale Ausgangspunkte für die Geschichtserinnerung. Relativiert werden diese Unterschiede aber durch den gemeinsamen gesellschaftlichen Kontext, innerhalb dessen sich Jugendliche mit Geschichte auseinandersetzen. Insofern kann es nicht um ein Entweder-Oder gehen. Weder eine Ignoranz gegenüber dem Migrationsaspekt noch dessen identitäre Aufladung entsprechen den gesellschaftlich-kulturellen Gegebenheiten. Anzustreben ist eher eine Kontextualisierung von Migration im Zusammenhang vielfältiger Differenzen und Zugehörigkeiten und ein Bezug zu den Erfahrungen in einem gemeinsamen gesellschaftlichen Raum, in dem Geschichte repräsentiert wird.

Paradoxerweise hat gerade der Bezug auf den Verbrechenkomplex von Auschwitz dazu beigetragen, die gegenwärtige Gesellschaft zu entlasten. Die Gegenüberstellung von Demokratie und Diktatur bewirkt nicht nur im Bildungsbereich, dass alltägliche Erfahrungen von Rassismus und Antisemitismus nicht als solche benannt werden. Um dies zu verändern, sind in den letzten Jahren vor allem in der außerschulischen politischen Bildungsarbeit Konzepte entwickelt worden, um Antisemitismus und Rassismus als Gegenwartsphänomene zu begreifen, genauer zu reflektieren und als Probleme innerhalb der demokratischen Gesellschaft sichtbar zu machen. Antisemitismuskritische (vgl. Grimm/Müller 2021), antiziganismuskritische (vgl. Perspektivwechsel. Nachholende Gerechtigkeit. Partizipation 2021, 451ff.) und rassismuskritische (vgl. Fereidooni/Hößl 2021) Bildungsansätze bieten Grundlagen für eine kritische Erinnerungspädagogik, die Gegenwartsverhältnisse in Geschichtsbeziehungen vermittelt.

Unter Verhältnissen unabgeschlossener Geschichte, in denen die Denkmuster des Nationalsozialismus nachwirken und die ich deshalb als „postnationalsozialistisch“ bezeichne (vgl. Messerschmidt 2009), delegitimiert die Konfrontation mit den NS-Verbrechen jede ungebrochene nationale Identifikation. Die Schwierigkeiten in der politischen Repräsentation der Bundesrepublik Deutschland, sich selbst als Migrationsgesellschaft zu begreifen, führe ich auf die Nachwirkungen der völkischen Ideologie des Nationalsozialismus zu-

rück. Dass die politische Bildung einen Beitrag für „eine postnationale Neudefinition sozialer und politischer Zugehörigkeiten leisten“ (Eis/Rößler 2015, 422) muss, steht außer Frage, insofern der gesellschaftliche Kontext als Migrationsgesellschaft anerkannt wird.

Das Fremdmachen ganzer zu Gruppen gemachter Teile der Gesellschaft widerspricht dem Anspruch einer gesellschaftlichen Erinnerungspraxis, die sich auf die Rekonstruktion und Reflexion einer Politik der Identitätsmarkierungen, Ausgrenzungen, Deportationen und Verfolgungen bezieht. Vom historischen Gegenstand selbst geht eine Kritik an den üblich gewordenen Unterscheidungspraktiken in der Migrationsgesellschaft aus. Diese Unterscheidungspraktiken funktionieren kontinuierlich, sie sind normalisiert und deshalb fallen sie kaum noch auf, zumindest nicht denjenigen, die zur Dominanzgesellschaft gehören und nicht gemeint sind mit dem Kriterium der Unterscheidung. Unterscheidungen funktionieren machtvoll durch das Zusammenfügen von Nation und Kultur – beides moderne Konzepte mit vormodernen Anklängen, denn beide sind offen für abstammungsbezogene Festlegungen von Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit. Historisch-politische Bildung kann zur kritischen Auseinandersetzung mit nationalen Zugehörigkeitsordnungen beitragen und dabei die ideologischen Muster von Rassismus und Antisemitismus begreifbar machen. Bei beiden handelt es sich um moderne Ideologien der Ordnung (vgl. Bauman 1994). Im Antisemitismus werden die fremd gemachten Anderen einem Phantasma von Macht und Verschwörung zugeordnet, das sich vom kolonialrassistischen Denken unterscheidet.

Nach 1945 zeichnet sich der Antisemitismus durch ein distanzierendes Geschichtsverhältnis aus, das den Abstand zum Nationalsozialismus durch eine diskreditierende Repräsentation seiner Opfer absichert. Seine Grundstruktur besteht in einem Abwehrverhältnis zur Erinnerung an den Nationalsozialismus. Versucht wird, Geschichte abzuschließen, indem die Opfer diskreditiert werden und man sich selbst in eine unschuldige Position versetzt. Ohne die „Schuldabwehr-Komponente des sekundären Antisemitismus“ (Pfahl-Traugher 2007, 9) kann die Attraktivität dieses Antisemitismus nach Auschwitz nicht verstanden werden. Durch das Argumentationsmuster, bei dem den Juden³ unterstellt wird, sie „nutzten die Erinnerung an den Völkermord für ihre eigenen Vorteile aus“, erscheint die Erinnerung an die NS-Verbrechen als „Akt der Aggression“ (ebd.).

Diese „Umkehrung des Verhältnisses von Täter und Opfer“ macht bis heute einen wesentlichen „Kern des Antisemitismus nach Auschwitz“ aus (Holz 2005, 59). Zwar hat der Antisemitismus nach 1945 seine rassentheoretische Begründung weitgehend verloren, dabei aber nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1971 [1966]): Erziehung nach Auschwitz, in: ders.: Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 8. Aufl., S. 88–104
- Adorno, Theodor W. (2019 [1967]): Aspekte des neuen Rechtsradikalismus. Ein Vortrag. Mit einem Nachwort von Volker Weiß, Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Bauman, Zygmunt (1994): Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 2. Aufl.
- Benjamin, Walter (1974 [1940]): Über den Begriff der Geschichte, in: ders.: Gesammelte Schriften (GS) Band 1.2, Hg.: Tiedemann, Rolf/Schweppenhäuser, Hermann, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 693–704
- Eis, Andreas/Rößler, Stefan (2015): Diversitätsreflexive Politische Bildung in der Migrationsgesellschaft – postnationale Praktiken politischer Subjektivierung in der Spätmoderne, in: Leiprecht, Rudolph/Steinbach, Anja (Hg.), Schule in der Migrationsgesellschaft. Ein Handbuch. Band 1, Schwalbach/Taunus: Wochenschau Verlag, S. 421–440
- Fereidooni, Karim/Höbl, Stefan (Hg.) (2021), Rassismuskritische Bildungsarbeit. Reflexionen zu Theorie und Praxis, Schwalbach/Taunus: Wochenschau Verlag
- Grimm, Marc/Müller, Stefan (Hg.) (2021): Bildung gegen Antisemitismus. Spannungsfelder der Aufklärung. Schwalbach/Taunus: Wochenschau Verlag
- Heyl, Matthias (2019): „Authentizität – Aura – Aspek“. Im Spannungsfeld von Gedenkstättenpädagogik und Besuchererwartungen, in: Drecoll, Axel/Schaarschmidt, Thomas/Zündorf, Irmgard (Hg.): Authentizität als Kapital historischer Orte? Die Sehnsucht nach dem unmittelbaren Erleben von Geschichte. Göttingen: Wallstein, S. 157–174
- Holz, Klaus (2005): Die Gegenwart des Antisemitismus. Islamistische, demokratische und antizionistische Judenfeindschaft, Hamburg: Hamburger Edition
- Kaiser, Wolf (2010): Gedenkstättenpädagogik heute. Qualifizierung von Fachkräften in der historisch-politischen Bildung an Gedenkstätten und anderen Orten der Geschichte des Nationalsozialismus, in: Thimm, Barbara et al. (Hg.): Verunsichernde Orte. Selbstverständnis und Weiterbildung in der Gedenkstättenpädagogik, Frankfurt/M.: Brandes & Apsel, S. 19–24

3 Hier erübrigt sich eine geschlechterreflexive Schreibweise, da es sich nicht um eine personalisierte, sondern um eine projektive Kategorie handelt.

- Kermani, Navid (2017): Auschwitz morgen. Die Zukunft der Erinnerung, in: FAZ vom 07.07.2017, Feuilleton faz.net (02.08.2017)
- Knigge, Volkhard (2001): Abschied von der Erinnerung, in: Gedenkstättenrundbrief Nr. 100, Heft 4/2001, S. 136–142
- Kölbl, Carlos (2009): Mit und ohne Migrationshintergrund. Zum Geschichtsbewusstsein Jugendlicher in der Einwanderungsgesellschaft, in: Georgi, Viola B./Ohliger, Rainer (Hg.): Crossover Geschichte. Historisches Bewusstsein Jugendlicher in der Einwanderungsgesellschaft, Hamburg: Edition Körber Stiftung, S. 61–74
- Messerschmidt, Astrid (2009): Rassismusanalyse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft, in: Melter, Claus/Mecheril, Paul (Hg.): Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung, Schwalbach/Taunus: Wochenschau Verlag, S. 59–74
- Messerschmidt, Astrid (2015): Erinnern als Kritik – politische Bildung in Gegenwartsbeziehungen zum Nationalsozialismus, in: Widmaier, Benedikt/Steffens, Gerd (Hg.): Politische Bildung nach Auschwitz. Erinnerungsarbeit und Erinnerungskultur heute, Schwalbach/Taunus: Wochenschau Verlag, S. 36–48
- Messerschmidt, Astrid (2022): Erinnerungskonstellationen ohne Gleichsetzungen, in: Zeichen. Magazin der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, 1/2022, S. 14–17
- Meyer, Nikolaus/Voßberg, Timo (2019): Die Verankerung einer „Erziehung nach Auschwitz“ in erziehungswissenschaftlichen Studiengängen deutscher Universitäten. Eine empirische Spurensuche in institutionellen Selbstbeschreibungen, in: Andresen, Sabine et al. (Hg.): Erziehung nach Auschwitz bis heute. Aufklärungsanspruch und Gesellschaftsanalyse. Frankfurter Beiträge zur Erziehungswissenschaft, Frankfurt/M.: Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main, S. 145–162
- Nägel, Verena/Kahle, Lena (2018): Die universitäre Lehre über den Holocaust in Deutschland. Berlin: Freie Universität Berlin: https://refubium.fu-berlin.de/bitstream/handle/fub188/21625/Naegel_Kahle_universitaere_Lehre_ueber_Holocaust_Deutschland.pdf?sequence=&isAllowed=y, letzter Aufruf: 09.08.2022
- Perspektivwechsel. Nachholende Gerechtigkeit. Partizipation. Bericht der Unabhängigen Kommission Antiziganismus, Berlin 2021, online: www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/Redaktion/PDF/UKA/Bericht_UKA_Perspektivwechsel_Nachholende_Gerechtigkeit_Partizipation.pdf, letzter Aufruf: 12.08.2022
- Pfahl-Traughber, Armin (2007): Ideologische Erscheinungsformen des Antisemitismus. In: aus Politik und Zeitgeschichte, 31/2007, S. 4–11
- Scheurich, Imke (2010): NS-Gedenkstätten als Orte kritischer historisch-politischer Bildung, in: Thimm, Barbara et al. (Hg.): Verunsichernde Orte. Selbstverständnis und Weiterbildung in der Gedenkstättenpädagogik, Frankfurt/M.: Brandes & Apsel, S. 38–44
- Thimm, Barbara et al. (Hg.) (2010): Verunsichernde Orte. Selbstverständnis und Weiterbildung in der Gedenkstättenpädagogik, Frankfurt/M.: Brandes & Apsel
- Wiggershaus, Rolf (1987): Die Frankfurter Schule. Geschichte – Theoretische Entwicklung – Politische Bedeutung. München/Wien: Hanser Verlag

Implikationen dekolonialer partizipativer Praxis und Forschung

ANNETTE HILSCHER

Bei den Gewalttaten des transatlantischen Sklav:innenhandels, der Maafa, welche Menschen afrikanischer Herkunft erleiden mussten, handelt es sich um ein Trauma. Dieses wird in Schwarzen Familien bis heute von Generation zu Generation weitergegeben, wie die Psychologin, Sozialwissenschaftlerin und Künstlerin Grada Kilomba in *Plantation Memories* (2008) auf eindrückliche Art und Weise zeigt. Selbst wenn also die Kolonialzeit aus völkerrechtlicher Perspektive vorüber ist, sind Schwarze Menschen in Deutschland von kolonialen Kontinuitäten betroffen. Diese äußern sich in erster Linie als Erfahrungen von Alltagsrassismus, der im Fortwirken kolonialen Denkens und den damit verbundenen Strukturen wurzelt. Sara Salem und Vanessa E. Thompson bezeichnen dieses Phänomen als *Old Racisms, New Masks*. Sie beziehen sich in ihrer Metapher auf den Titel des bekannten Werks von Frantz Fanon *Schwarze Haut, weiße Masken* (2006 [1952]) und beschreiben damit das Phänomen, dass heutiger Rassismus mit Blick auf seine Entstehungsgeschichte lediglich die Ausdrucksform gewechselt hat. Denn Kritik an Rassismus in Deutschland kann seit dem Zweiten Weltkrieg an einen „Konsens darüber appellieren [...], dass Diskriminierung normativ nicht zulässig ist“ (Scherr/Breit 2018, 4). Rassistische Diskriminierung bedient sich heutzutage daher sogenannter Stellvertretermerkmale. Es handelt sich hierbei um „allgemein kritikwürdige Verhaltensweisen, die per Insinuation einer ganzen ethnischen Gruppe zugewiesen werden“ (Hilscher/Sutterlüty 2017, 1425; vgl. Sutterlüty 2010). Anstelle von Race werden heutige Stellvertretermerkmale dabei oft einer vermeintlich homogenen Kultur zugeschrieben. In der Regel operiert heutiger Rassismus also nicht offen biologistisch, sondern subtil, verdeckt und kulturalisiert (vgl. Balibar 1991 [1988]; Essed 1991). Über die eigenen Rassismuserfahrungen hinaus sind Schwarze Menschen in Deutschland heute herausgefordert, ihren eigenen Umgang in der Auseinandersetzung mit Schwarzer Geschichte zu finden. Diese stellt eine Geschichte globaler Verflechtungen der Unterdrückung und des Widerstands dar.

Forschungsprojekte mit Schwarzen Menschen stehen daher vor der Herausforderung sowohl aktuelle Erfahrungen mit Alltagsrassismus als auch die Aufarbeitung Schwarzer Geschichte und die damit verbundenen Erinnerungsformen zu berücksichtigen und miteinzubezie-

hen. Es liegt auf der Hand, dass Schwarze Akteur:innen an dieser Wissensgenerierung partizipieren. Im Idealfall gelingt es im Zuge eines solchen Projektes, eine eigene dekoloniale Praxis zu entwickeln. Diese verfolgt den Anspruch, koloniale Denkmuster und Strukturen nicht zu reproduzieren, sondern im Gegenteil diese aufzuzeigen und abzubauen.

Im Folgenden sollen anhand der Diskussion dreier empirischer Beispiele die Implikationen dekolonialer Praxis und Forschung gezeigt werden. Das Material entstammt dabei dem von der Autorin durchgeführten Forschungsprojekt *Alltägliche Bewältigungs- und Widerstandspraktiken Schwarzer Menschen in Deutschland, Frankreich und Kanada. Eine anerkennungstheoretische Studie*.¹

Der Begriff des Dekolonialen wurde im Anschluss an Denker:innen des lateinamerikanischen Raums entwickelt (vgl. Grosfoguel 2013; Mignolo 2006; Salem/Thompson 2016). In Abgrenzung zum Begriff des Postkolonialen verweist er darauf, dass wir uns zwar aus völkerrechtlicher Perspektive in einer postkolonialen Ära befinden, die gesellschaftliche Realität aber weiterhin von kolonialen Denkmustern und Strukturen durchzogen ist. Die Aufgabe dekolonialer Praxis und Forschung besteht nun darin, diese kolonialen Kontinuitäten sichtbar zu machen. Inwieweit darüber hinaus zu ihrer Überwindung beigetragen werden kann, wie es der Anspruch partizipativer Forschung ist (vgl. Unger 2014, 46), soll an späterer Stelle ausführlicher diskutiert werden.

Gerade in der Geschichte des Schwarzen Widerstands gilt schon seit langem, dass Schwarze Menschen am

¹ Es handelt sich dabei um die gleichnamige Dissertation, die 2022 von der Autorin an der Goethe-Universität Frankfurt und der Sorbonne Université Paris eingereicht und verteidigt wurde. Im Forschungsprojekt wurden in von „Superdiversität“ (Vertovec 2007) gekennzeichneten Großstädten in Deutschland und Kanada je zwei Gruppendiskussionen und in Frankreich vier Einzelinterviews geführt. Pro Stadt wurden zwei verschiedene Sozialräume für die Erhebung ausgewählt: der urbane und der periurbane Raum. Die Dokumentarische Methode (Bohnsack 2014) wurde sowohl für die Durchführung als auch für die Auswertung des empirischen Materials herangezogen. Die Auswertung folgte zudem der von Przyborski (2004) im Anschluss an Bohnsack entwickelten und systematisierten dokumentarischen Gesprächsanalyse. Ausgehend von den Erzählungen der Forschungsteilnehmenden wurden Bewältigungs- und Widerstandspraktiken Schwarzer Menschen in Reaktion auf Erfahrungen sozialer Missachtung rekonstruiert.

besten selbst über ihre eigene unmittelbare Erfahrung und somit auch über ihre transgenerational innerhalb Schwarzer Familien und Gemeinschaften weitergegebene Geschichte Bescheid wissen. Diese Annahme basiert auf dem Konzept des „*double consciousness*“, worunter nach Du Bois (2003 [1903]) eine Dialektik von individuellem und kollektivem Bewusstsein verstanden wird. Dieses doppelte Bewusstsein umfasst einerseits den gesellschaftlichen Diskurs über Rassismus und andererseits persönliche Erfahrungen mit Rassismus.

„Diese Idee [des double consciousness, Anm. A.H.] basiert auf der Ansicht, dass Schwarze Menschen dominante Gruppeninterpretationen der Realität kennen und daher über rassistische Ideen und Interpretationen von Realität verfügen. Mit ihrem Gespür für Geschichte, durch Kommunikation über Rassismus innerhalb der Schwarzen Gemeinschaft und durch das Testen ihrer eigenen Erfahrungen im täglichen Leben können Schwarze Menschen tiefgreifendes und oft differenziertes Wissen über die Reproduktion von Rassismus entwickeln.“
(Essed 1991, 1) [Übersetzt von A.H.]

Das Anliegen, dass Schwarze Menschen für ihre eigene Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur verantwortlich zeichnen, verfügt somit über eine lange Tradition – wobei diese nicht unbedingt verschriftlicht, sondern auch mündlich weitergegeben werden kann. Vor dem Hintergrund der Frage, welches Wissen produziert, geltend und sichtbar gemacht wird, bietet Du Bois (2003 [1903]) eine Antwort auf die Frage, wie es gelingen kann, möglichst vielfältige und valide Perspektiven auf ein und denselben Gegenstand einzuholen und einzuordnen. Der Schlüssel liegt ihm zufolge darin, bislang marginalisierte Perspektiven einzubinden.

In Forschung und Praxis stellt sich nun die Frage, wie dies gelingen kann und welche die Grenzen einer partizipativen Wissensproduktion hier im konkreten Fall der Geschichtsschreibung und der damit verbundenen Erinnerungspraktiken sind. Darüber hinaus steht zur Diskussion, wie der Anspruch einer Dekolonisierung dieses Wissens und der dazugehörigen Modi der Wissensproduktion umgesetzt werden kann.

Erstes Empirisches Beispiel: Ausdifferenzierung und Erweiterung von Forschungsfrage und Erkenntnisinteresse

Im vorliegenden Forschungsprojekt wurden diskursive Praktiken herausgearbeitet. Es hat sich dabei gezeigt,

dass Schwarze Menschen im gemeinsamen Gespräch über ihre eigenen Missachtungserfahrungen im Modus der *Entindividualisierung* sprechen. Das heißt, dass sie ihre eigenen Erfahrungen nicht als individuelle Erfahrungen verstehen, sondern diese direkt in einen weiteren Zusammenhang globaler und historischer Verflechtungen stellen.

Auf die Einstiegsfrage der *weißen* Forscherin nach den eigenen Erfahrungen in Deutschland schließt sich in der Gruppendiskussion *Schwarze Deutsche* ein Monolog Achilles zur Geschichte Schwarzer Menschen in der Diaspora an. Er beginnt seine Ausführungen wie folgt:

Achille: [...] deswegen man kann das nicht abkoppeln, weil wenn man die Geschichte zum Beispiel anguckt [...]
(*Schwarze Deutsche*, Eingangspassage, Minute 00:38, Z. 14–15)

Anschließend berichtet er unter anderem vom Code Noir, einem Dekret, welches von 1685 bis 1848 Frankreichs Umgang mit Schwarzen Sklav:innen regelte, von der haitianischen Revolution 1791, der ersten erfolgreichen Revolution Schwarzer Sklav:innen und von den segregierenden Jim-Crow-Gesetzen, welche von 1877 bis 1964 in den USA in Kraft waren. Achilles steckt damit einen Rahmen ab: Erst nachdem er geklärt hat, dass die heutige Erfahrung Schwarzer Menschen durch globale Machtverhältnisse strukturiert wird, ist es ihm möglich, auch über seine individuellen Erfahrungen zu sprechen.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass durch den Einbezug von Co-Forschenden eine Ausdifferenzierung der Forschungsfrage oder gar des Erkenntnisinteresses stattfindet. Stand ursprünglich die Frage nach Erfahrungen mit Alltagsrassismus im Vordergrund, erweitert sich durch Achilles Reaktion der Analysefokus um die diesen vordergründigen Erfahrungen zugrundeliegenden Machtverhältnisse.

Mit Blick auf die ursprüngliche Forschungsfrage nach Erfahrungen von Alltagsrassismus in Deutschland können Achilles Ausführungen zur Geschichte der Unterdrückung Schwarzer Menschen und des damit einhergehenden Schwarzen Widerstands als ein vom ursprünglichen Thema abweichender Exkurs wahrgenommen werden. Mit Blick auf die Diskursorganisation – im Sinne der Dokumentarischen Methode (vgl. Przyborski 2004) – wird jedoch deutlich, dass es sich hierbei um eine Anschlussproposition handelt, mit Hil-

fe derer Achille aus seiner Perspektive ein noch wichtigeres Thema einführt: jenes der Machtverhältnisse. Dieses wird im weiteren Gesprächsverlauf von den anderen Teilnehmenden der Gruppendiskussion aufgegriffen, mit Beispielen ergänzt und bestätigt.²

Aus methodischer Perspektive gilt es, sich die Offenheit im Feld zu bewahren, um auch Unerwartetes und Überraschendes zu finden, quasi sich befremden zu lassen und Perspektiven zuzulassen, die von Forschendenseite nicht von vornherein mitgedacht waren. Im Grunde genommen handelt es sich hierbei um eine Grundhaltung qualitativ-rekonstruktiver Forschung (vgl. Reichertz 2007). Abgeschlossen ist dieser Prozess, wenn sich zunächst nichts Neues zeigt, also eine theoretische Sättigung eintritt. In der Regel gibt aber jede Forschung Ausblick auf weitere Anschlussfragen.

Zweites Empirisches Beispiel: Deutungs- und Bezeichnungsmacht der Co-Forschenden (zurück)geben

In der Gruppendiskussion *Afrikanische Frauengruppe* verhandeln Schwarze Frauen den Begriff Schwarz, mit welchem sie in der Anfrage zur Teilnahme am Forschungsprojekt von der weißen Forscherin adressiert worden waren:

Doriane: Aber, wo Schwarz ein Problem geworden ist, ist die Art, wie die Politiker, die da oben sind, diese Wort benutzen und einsetzen. [Viele: Ja.] Sie benutzen das, um Leu=Menschen auszubeuten. und in diesem Moment wird die Bedeutung dieser Wort negativ. [Viele: Mmmh.] Obwohl das eine normale Farbe wie jede Farbe ist. [Viele: Mmmh, Ja.] Weil, wenn man zum Beispiel in Frankreich von Schwarz redet, das sieht schon, dass irgendwas Schlimmes passiert ist. Kriminalität im Seine:
Amélie, Doriane: Seine-Saint-Denis
Doriane: Oder man hat irgendwo da in Paris
Barbara: [Hier auch. Hier auch.]
Doriane: Also Schwarz ist negativ.
(Afrikanische Frauengruppe, Passage ‚Schwarz‘, Minute 22:03–23:05, Z. 81–105)

Wenngleich Schwarz als Selbstbezeichnung innerhalb der Schwarzen Gemeinschaft von bestimmten, insbesondere politisch engagierten Gruppen wie der *Initiative Schwarze Menschen in Deutschland Bund e.V.* (ISD Bund e.V.) explizit gefordert wird, konnten sich die

Frauen in dieser Gruppe nicht mit dieser Bezeichnung identifizieren und haben sie ganz im Gegenteil als abwertende Fremdbezeichnung empfunden. Sie wählen *afrikanische Frauengruppe* als Selbstbezeichnung. Da sie alle in der ersten Generation migriert sind, stellt der afrikanische Kontinent, obwohl sie aus verschiedenen Herkunftsländern stammen, für sie als in der Diaspora lebende Frauen eine wichtige identitätsstiftende Referenz dar. Für Schwarze Menschen in Deutschland, die in der zweiten oder dritten Generation in Deutschland leben, ist diese Referenz hingegen nicht gleichermaßen verfügbar, da sie selbst nie in einem afrikanischen Land gelebt haben. Der Zugang zur Schwarzen (Familien-)Geschichte und Schwarzen (Diaspora-)Gemeinschaft gestaltet sich ebenfalls schwieriger für diejenigen, die ohne Schwarzen Elternteil aufwachsen, bspw. aufgrund von Adoption oder Trennung der Eltern. Für all diese Personen ist die Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft eine zentrale Referenz und die Anerkennung durch diese ein wichtiges politisches Ziel, weswegen sich ein Großteil von ihnen als „Schwarze Deutsche“ versteht. Der ISD Bund e.V. will jedoch gezielt Schwarze Menschen jeglicher Generation und Herkunft sowie unabhängig von Fragen der Staatsbürger:innen-schaft ansprechen – das ist ein Grund dafür, warum der ursprüngliche Name *Initiative Schwarze Deutsche* in *Initiative Schwarze Menschen in Deutschland* geändert wurde.³

Das hier diskutierte Beispiel verdeutlicht also, inwiefern von den sozialen Akteur:innen verschiedene Zugehörigkeiten in den Vordergrund gestellt werden. Ebenso von Bedeutung ist es für die Co-Forschenden, über eigene Begrifflichkeiten zu entscheiden. Damit einher geht die Abgabe von Deutungs- und Bezeichnungsmacht durch die Forschenden. Zugleich werden Forschende vor der Gefahr einer Homogenisierung gewarnt. Stattdessen können unter Einbezug der Rückmeldungen der Co-Forschenden wichtige Rückschlüsse in Bezug auf die Binnendifferenzierung eines Forschungsfeldes gezogen werden: in diesem Fall auf die Vielfalt Schwarzer Menschen in Deutschland und ihrer jeweiligen Familien- und Migrationsgeschichten.

Drittes Empirisches Beispiel: Gefahr der sekundären Viktimisierung mitdenken

Haben die ersten beiden empirischen Beispiele die Notwendigkeit der Beteiligung von Co-Forschenden verdeutlicht, so mahnt das dritte Beispiel dazu, dies

2 Im Vokabular der dokumentarischen Gesprächsanalyse handelt es sich hierbei um Elaboration, Exemplifizierung und Validierung (vgl. Przyborski 2004).

3 Vgl. Wiedenroth-Coulilaly, Eleonore/Haruna-Oelker, Hadija (2022): „Über uns“ und „Geschichte“, <https://isdonline.de/ueber-uns/>, letzter Aufruf: 10.11.2022

mit Umsicht zu tun. Denn nicht jede:r Co-Forschende hat tatsächlich die Ressourcen, um an einem Forschungsprojekt mitzuwirken. Noch dazu nicht, wenn es dabei um Erfahrungen geht, die „richtig psychisch“ sind, wie Amélie in folgendem Ausschnitt verdeutlicht:

Amélie: Deswegen treffen wir uns hier. Bald bist du dran. [eine andere Frau: Große Klappe ((lachend))] Um einfach nur unsere Ideen auszutauschen. Und – uns gegenseitig zu helfen, weil – wir haben nicht nur Heimweh, aber es liegen Steine auf dem Weg hier in Deutschland für uns, ja und manche sind richtig psychisch, ja, ich will nicht erzählen, was ich erlebt habe, weil – deswegen bei mir das kommt immer hoch, das kommt bei mir richtig, ja. Aber man muss das sagen, man muss das rausholen und hier, wenn wir uns sehen, und wenn wir reden, lachen und so, das beruhigt. ja. die Gewohnheiten, muss ich sagen, sind immer noch hier in Deutschland, ohne Ende. das müssen wir uns nicht leugnen, ja.
(Afrikanische Frauengruppe, Passage ‚Schwarz‘, Minute 19:07–19:36, Z. 1–17)

Der Begriff der sekundären Viktimisierung bezeichnet das erneute Durchleben einer traumatischen Belastung. Er entstammt dem Feld sexualisierter Gewalt, wo davon ausgegangen wird, dass die Scham, die beim öffentlichen Erzählen des Erlebten, beispielsweise vor Gericht, entsteht, die ursprünglich erfahrene Gewalt noch verstärkt.

Erinnerungsarbeit erfordert die bewusste Auseinandersetzung und Konfrontation mit belastenden Anteilen der eigenen Geschichte und die Integration selbiger in die eigene Biographie und Familiengeschichte. Sich diesem Prozess zu öffnen und hindurchzugehen, eröffnet einerseits die Möglichkeit, Erfahrungen zu verarbeiten, kann aber andererseits eine zusätzliche Belastung dadurch darstellen, dass Traumata wachgerufen werden. Hier gilt es in erster Linie, die Ressourcen der Co-Forschenden zu berücksichtigen. Diese Ressourcen umfassen unter anderem zeitliche, mentale und physische Komponenten. Ganz grundlegend gilt es, die Lebenslagen der Co-Forschenden zum Zeitpunkt des Forschungsprozesses miteinzubeziehen und sich darüber auszutauschen, wie viele Ressourcen in die Forschung investiert werden können. Gerade Menschen, die sich aktuell in einer vulnerablen Lebenslage befinden, sind möglicherweise nicht in der Lage, zusätzliche Belastungen adäquat zu verarbeiten.

(Selbst-)Reflexivität, die den Forschungsprozess begleitet, kann genau solche Belastungen in den Blick nehmen und bearbeiten. Es ist von zentraler Bedeutung, gerade Menschen mit wachgerufenen Traumata nicht allein zu lassen, sondern im Gegenteil eine kontinuierliche Begleitung anzubieten. Diese Begleitung kann – auch ohne konkreten Anlass oder Vorfall – einen integralen Bestandteil des partizipativen Forschungsprozesses darstellen, also quasi präventiv eingesetzt werden, beispielsweise in Form von einer Gruppensupervision oder kollegialer Fallberatung. Dabei können sowohl professionelle Fachkräfte wie Psychotherapeut:innen miteinbezogen als auch kollegiale Formen der Beratung praktiziert werden.⁴ Die Verantwortung, den Rahmen und die Gelingensbedingungen für ein partizipatives Forschungssetting zu schaffen, in welchem auch Supervisions- und Reflexionsmöglichkeiten angeboten werden, liegt bei den professionell Forschenden, die entsprechend ausgebildet und entlohnt werden; wenngleich auch die Co-Forschenden grundsätzlich sowohl eine Ausbildung als auch eine Entlohnung erhalten sollen.

Gesellschaftliche Machtverhältnisse können allein durch partizipative Settings nicht aufgehoben werden, sondern bleiben als kontinuierliches Spannungsverhältnis bestehen (vgl. Hametner 2013, 138). Daher ist es notwendig, eine „diskursive Verständigung über die Probleme und Machtbeziehungen in der Zusammenarbeit“ mit den Co-Forschenden vorzunehmen (Unger 2014, 87). Es gilt folglich, die Forschungs- und Praxis-Settings und die ihnen inhärenten Machtverhältnisse immer wieder zu reflektieren.

Fazit: Möglichkeitsräume und Hemmnisse dekolonialer partizipativer Praxis und Forschung

Hella von Unger (2014, 46) nennt „die doppelte Zielsetzung, soziale Wirklichkeit nicht nur zu verstehen, sondern auch zu verändern“ als zentrales Element für partizipative Forschungsprojekte. Daran anknüpfend wird die eingangs aufgeworfene Frage aufgegriffen, inwiefern dekoloniale Forschung und Praxis zur Überwindung eben jener Strukturen beiträgt, die sie aufzeigt. Anhand der empirischen Beispiele wurden sowohl Möglichkeitsräume als auch Hemmnisse dargestellt.

⁴ Im Arbeitskreis Feldforschung des Instituts für Sozialforschung Frankfurt haben wir aktuell seit fünf Jahren sehr gute Erfahrungen mit dem Format der kollegialen Fallberatung zur reflexiven Begleitung von Forschungsprojekten gemacht. (vgl. www.ifs.uni-frankfurt.de/arbeitskreisdetails/feldforschung.html, letzter Aufruf: 10.11.2022)

Die Möglichkeitsräume zeigen sich vor allem dann, wenn die Perspektiven der Co-Forschenden wie im ersten empirischen Beispiel dazu führen, dass Forschende ihre theoretischen Vorannahmen, die wiederum das Erkenntnisinteresse und die Forschungsfrage präformieren, ausdifferenzieren und erweitern; oder, wie im zweiten empirischen Beispiel, die Deutungs- und Bezeichnungsmacht an die Co-Forschenden (zurück-)geben. In diesem Sinne dezentrieren und korrigieren die Co-Forschenden die Subjektivität und blinden Flecken der Forschenden. Unter Einbezug der im dritten empirischen Beispiel aufgeworfenen Frage nach den Ressourcen zeitlicher, mentaler und physischer Art zeigen sich etwaige Hemmnisse. Hier gilt es, je nach Forschungsprojekt und Verteilung der Ressourcen, die Grenzen partizipativer Forschung und Erinnerung(sarbeit) stets aufs Neue auszuloten.

Die Hauptaufgabe dekolonialer partizipativer Praxis und Forschung liegt darin dass sie wichtige Denkanstöße geben – sowohl bei marginalisierten als auch privilegierten Personengruppen. Gerade deswegen ist die Zusammenarbeit in vielfältig zusammengesetzten Forschungsteams und der damit verbundene Austausch untereinander so wichtig. Besonders die Herstellung von Multiperspektivität und die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Perspektiven können in partizipativen Forschungsprojekten produktiv genutzt werden.

„Konflikte machen deutlich, dass die Beteiligten sich für ihre (widerstreitenden) Interessen und Bedürfnisse einsetzen. Sie sind ein Anzeichen dafür, dass nicht ein Partner oder eine Partnerin dominiert, sondern alle Beteiligten eine ‚Stimme‘ haben und ihre Sichtweisen vertreten. Konflikte können in diesem Sinne als Ausdruck von Gleichberechtigung und Empowerment gelesen werden“.
(vgl. Unger 2014, 86f.)

In den diskutierten empirischen Beispielen haben sich Konflikte um die Kontextualisierung von Alltagsrassismus (erstes Beispiel), um konkurrierende Bezeichnungspraktiken (zweites Beispiel), um die Grenzen der Besprechbarkeit von persönlichen Erfahrungen und um die Endlichkeit von Ressourcen, überhaupt partizipieren zu können (Beispiel 3), gezeigt. Wenn sich Forschungsteams auf die produktive Nutzung des Konfliktes einlassen, wie zu zeigen versucht wurde, können partizipative Praxis und Forschung auch dekolonial sein. In diesem Sinne eröffnen sich gerade dann, wenn Differenzen auftreten, die größten Erkenntnisgewinne.

Es lässt sich schlussfolgern, dass Prozesse des Schaffens von Sichtbarkeit und Bewusstsein, die sowohl bei den Forschenden als auch durch die Co-Forschenden im Prozess der Partizipation angestoßen werden, eine wichtige Grundlage für weitere Emanzipationsprozesse darstellen können. Das emanzipatorische Potenzial von Forschungsprojekten an sich wird im vorliegenden Kontext hingegen als eher gering eingeschätzt, insbesondere angesichts der Wirkmächtigkeit rassistischer Strukturen und Vorstellungen, die über Jahrhunderte hinweg gesellschaftlich hergestellt wurden und werden. Soziale Akteur:innen und Projekte sind immer auch ein Teil der Strukturen, die sie zum Gegenstand ihrer Kritik machen. Im Gegensatz zu nicht-partizipativen Projekten besteht der Vorzug partizipativer Arbeit jedoch darin, ein Augenmerk darauf zu haben, koloniale Denkmuster und Strukturen nicht zu reproduzieren, indem (selbst-)reflexiv gearbeitet wird. Durch das Aufdecken und Sichtbarmachen ebendieser Strukturen leisten sie auf lange Sicht einen Beitrag zur Dekolonisierung.

Literaturverzeichnis

- Balibar, Étienne (1991 [1988]): Is There a 'Neo-Racism'?, in: Balibar, Étienne/Wallerstein, Immanuel: Race, Nation, Class: Ambiguous Identities, London: Verso, S. 17–28
- Bohnsack, Ralf (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden, Opladen: Barbara Budrich
- Du Bois, William E. B. (2003 [Erstveröffentlichung auf Englisch 1903]): Die Seelen der Schwarzen. The Souls of Black Folk. Übers. von Barbara und Jürgen Meyer-Wendt, Freiburg: Orange Press
- Essed, Philomena (1991): Understanding Everyday Racism. An Interdisciplinary Theory, London: Routledge
- Grosfoguel, Ramon (2013): The Structure of Knowledge in Westernized Universities Epistemic Racism/Sexism and the Four Genocides/Epistemicides of the Long 16th Century, in: Human Architecture: Journal of the Sociology of Self-Knowledge Jg. 11, H. 1, S. 73–90
- Fanon, Frantz (2006 [1952]): Peau noire, masques blancs, Paris: Éditions du Seuil
- Hametner, Katharina (2013): Wie kritisch ist die rekonstruktive Sozialforschung? Zum Umgang mit Machtverhältnissen und Subjektpositionen in der dokumentarischen Methode, in: Langer, Phil C./Kühner, Angela/Schweder, Panja (Hg.): Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung, Wiesbaden: Springer VS, S. 135–147
- Hilscher, Annette/Sutterlüty, Ferdinand (2017): Diskriminierung (soziologisch), in: Görres Gesellschaft (Hg.): Staatslexikon. Band 1, Freiburg: Herder Verlag, S. 1424–1426

- Kilomba, Grada (2008): *Plantation Memories: Episodes of Everyday Racism*, Münster: Unrast
- Mignolo, Walter D. (2006): *Citizenship, Knowledge, and the Limits of Humanity*, in: *American Literary History* Jg. 18, H. 2, Oxford and New York: Oxford University Press, S. 312–321
- Przyborski, Aglaja (2004): *Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen*, Wiesbaden: Springer VS
- Reichert, Jo (2007): *Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme*, in: *Erwägen, Wissen, Ethik (EWE)* Jg. 18, H. 2, S. 195–208
- Salem, Sara/Thompson, Vanessa E. (2016): *Old Racisms, New Masks: On the Continuing Discontinuities of Racism and the Erasure of Race in European Contexts*, in: *Nineteen Sixty Nine: An Ethnic Studies Journal*, Special Edition: *Across Difference*, Jg. 3, H. 1, S. 1–23
- Scherr, Albert/Breit, Helen (2018): *Erfolgreiche Bewältigung von Diskriminierung*, in: Petia Genkova/Riecken, Andrea (Hg.): *Handbuch Migration und Erfolg: Psychologische und sozialwissenschaftliche Aspekte*, Wiesbaden: Springer VS, S. 1–24
- Sutterlüty, Ferdinand (2010): *In Sippenhaft: Negative Klassifikationen in ethnischen Konflikten*, Frankfurt a.M. und New York: Campus
- Unger, Hella von (2014): *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*, Wiesbaden: Springer VS
- Vertovec, Steven (2007): *Super-Diversity and its Implications*, in: *Ethnic and Racial Studies*, Jg. 30, H. 6, S. 1024–1054
- Wiedenroth-Coulibaly, Eleonore/Haruna-Oelker, Hadija (2022): „Über uns“ und „Geschichte“, <https://isdonline.de/ueber-uns/>, letzter Aufruf: 10.11.2022

„Wir müssen uns selbst empoweren, um es auch weitergeben zu können“

Ein Gespräch mit Nesrin Unvar und Tobias Curtmann von der Bildungsinitiative Ferhat Unvar

DAS INTERVIEW FÜHRTE ALIA WIELENS VOM PROJEKT „PEPIKUM“ DER HOCHSCHULE KOBLENZ

Alia Wielens (AW): Vielen Dank, dass ihr beide euch heute für das Interview bereit erklärt. Ihr sprecht für die Bildungsinitiative Ferhat Unvar. Könnt ihr euch erst einmal kurz vorstellen?

Nesrin Unvar (NU): Ich bin Nesrin Unvar, 20 Jahre alt und die Schwester von Ferhat Unvar. Ich studiere Betriebswirtschaftslehre an der Frankfurt University of Applied Science. Ich bin Mitglied und Mitgründerin der Bildungsinitiative Ferhat Unvar und seit November 2020 dabei.

Tobias Curtmann (TC): Und ich bin Tobias Curtmann, ein Freund von Ferhat. Wir kennen uns seit der Schulzeit. Ich bin Informatikkaufrmann und engagiere mich nebenbei ehrenamtlich bei der Bildungsinitiative Ferhat Unvar.

AW: Vielen Dank. Könnt ihr zu Beginn die aktuelle Arbeit der Bildungsinitiative Ferhat Unvar umreißen?

NU: Unsere Arbeit basiert hauptsächlich auf drei Bereichen. Der erste Bereich ist das Empowerment von Menschen, die von Diskriminierung betroffen sind, und die Sensibilisierung von Nicht-Betroffenen. Der zweite Bereich umfasst die Auseinandersetzung mit Alltagssprache und die allgemeine Sensibilisierung für Sprache und deren Wirkungsweisen. Der dritte Bereich ist schließlich der rassistische Anschlag des 19. Februars 2020 in Hanau. Hierbei geht es darum, ein politisches und ein historisches Bewusstsein zu schaffen und an die Betroffenen des Anschlags zu erinnern.

AW: Ihr nennt euch Bildungsinitiative Ferhat Unvar. Wer war Ferhat Unvar für euch?

TC: Ferhat war meist ein sehr lebensfroher Mensch. Er hat auch seine deeperen Phasen gehabt. Es war halt nicht immer alles schön im Leben, so ist das. Aber mit ihm konnte man über die tollen Dinge reden, aber auch über die nicht so tollen Dinge. Wir konnten in guten und in schlechten Zeiten füreinander da sein. Wir haben viele lustige Geschichten erlebt. Ich habe erst gestern mit Nesrin auf meinem Mac Book ein paar Videos von 2017, 2018, 2019 gefunden, die wir uns mal angeschaut

haben, die ich selbst vergessen hatte. Wir haben uns kaputtgelacht. Es war wirklich immer sehr lustig mit ihm. Es wird ja oft davon gesprochen, dass er sehr philosophisch war. Ich finde, das ist ein ganz schwieriger Begriff, aber er hat schon sehr viel über die Welt nachgedacht und was man besser machen kann und was so falsch läuft in der Gesellschaft. Er war schon sehr gesellschaftskritisch.

NU: Ferhat ist mein Bruder. Er ist für mich aber nicht nur ein Bruder gewesen. Meine Eltern sind geschieden und Ferhat war einfach wie ein Vater und Lehrer für mich. Wir sind zusammen durch dick und dünn gegangen. Er war halt immer für mich da. Klar, wir hatten nicht immer unsere besten Phasen, wir sind Geschwister. Geschwisterliebe nenne ich so was. Wir haben uns oft gestritten, aber im Endeffekt war Ferhat immer für mich da. Er ist eigentlich ein Bruder, den man sich wünscht.

AW: Wenn man an die Forderung „say their names“ denkt, ist sie nach Hanau besonders hörbar geworden. Und das ist ja vor allem Initiativen von Überlebenden und Angehörigen wie euch zu verdanken. Ihr schließt daran mit der Namensgebung der Bildungsinitiative Ferhat Unvar an. Wie arbeitet ihr mit Ferhats Namen?

NU: Der Name Ferhat Unvar steckt bewusst im Namen der Bildungsinitiative Ferhat Unvar. Wenn man von uns hört, stellt man sich ja schon die Frage: Wer ist Ferhat Unvar? Das haben wir bewusst so gemacht. Erstens, weil wir an Ferhat und die anderen Betroffenen des Anschlags in Hanau erinnern möchten. Und zweitens hat Ferhat viele Schwierigkeiten in der Schule gehabt, vor allem machte er rassistische Erfahrungen. Und das war unsere Motivation, überhaupt die Bildungsinitiative zu gründen: Also um Menschen zu helfen, die dieselben Probleme wie Ferhat haben – um endlich mal daran etwas zu ändern.

TC: Genau, so erinnern wir an ihn und halten den Namen hoch. Wie Nesrin schon sagte, hatte es Ferhat in der Schule nicht immer leicht. Doch genau an diesem Ort, in der Schule, wollen wir weitermachen. Wir wollen bei den Lehrkräften und bei den Schülerinnen und

Schülern ein Bewusstsein schaffen. Und manchmal bin ich so in der Arbeit drin und denke dann: Warum mache ich das überhaupt? Und dann weiß ich wieder, wofür ich es mache. Deswegen ist es wichtig, dass überall seine Bilder hängen und sein Name steht. Also vergessen würden wir ihn sowieso niemals.

NU: Und die anderen sollen ihn auch nicht vergessen.

AW: Auf welche guten Ereignisse schaut ihr in den letzten zwei Jahren eurer Arbeit zurück?

TC: Zunächst ist da die Gründung der Initiative. Das ging hauptsächlich von Ferhats Mutter Serpil aus. Was sie dabei geleistet hat, kann man sich nicht vorstellen. Sie hat den Freundinnen, Freunden und der Familie von Ferhat die Möglichkeit gegeben, sich zu engagieren, auch neben der Uni, Schule oder dem Beruf. Erstmal wurde nicht der Versuch unternommen Leute von außerhalb zu holen, auch wenn es vielleicht aus Gründen der Expertise schneller gegangen wäre. Die meisten waren schließlich recht unerfahren im Feld der Bildungsarbeit. Und schließlich haben wir unsere eigenen Räumlichkeiten bekommen, wo wir alles selbst gemacht haben. Wir haben renoviert, Möbel reingetragen, es uns echt bequem gemacht, sodass wir da auch gerne mal nach der Arbeit zusammensitzen und einfach Kaffee trinken können. Das war ein Erfolg. Ein anderer Erfolg sind die vielen Workshops, die wir schon gegeben haben, und das viele positive Feedback dazu. Das zeigt natürlich, dass die Arbeit, die man tagtäglich macht, auch Früchte trägt, dass die Arbeit Anerkennung erfährt und wirklich auch Bedarf besteht. Darüber hinaus sind die Podiumsdiskussionen, Interviews und das Interesse der Medien ebenfalls positive Aspekte.

AW: Welche Bedeutung haben eurer Meinung nach die Anschläge in Hanau für die Gesellschaft und das Zusammenleben?

NU: In Hanau wurde das Thema Rassismus von da an viel ernster genommen. Also wir wussten eigentlich schon, wie ernst das Thema ist. Nur hätten wir niemals gedacht, dass es uns so betreffen wird. Viele Jugendliche haben dann angefangen, endlich mal was dagegen zu machen. Klar, nicht jeder, weil immer noch sehr viele denken: „Ja was bringt es mir denn, wenn ich da mitmache? Es wird sich doch eh nichts ändern.“ Aber trotzdem gibt es einige, die jetzt etwas dagegen tun – zum Beispiel wir beide oder auch andere Mitglieder der Bildungsinitiative. Außerdem haben wir nun eine Anlaufstelle, also einen Safer Space für Menschen, die von Rassismus betroffen sind.

AW: Was glaubt ihr, hat der Anschlag über Hanau hinaus für ein Echo in der Gesellschaft hinterlassen?

NU: Wenn man an Rassismus denkt, wenn man an Anschläge denkt, dann denkt man direkt auch an Hanau. Wir sind jetzt leider einfach dafür bekannt geworden. Ich höre auch aus anderen Städten: „Ey, das in Hanau hat mich richtig krass getroffen. Ich möchte was dagegen tun jetzt endlich, es reicht langsam.“ Und auch auf Social Media wird sichtbar, dass es viele Organisationen und Initiativen in anderen Städten gibt, die an Hanau erinnern. Das gibt uns auf jeden Fall sehr viel Kraft. Und das Gute ist halt, dass wir das Hashtag #say-theirnames groß gemacht haben und so lauter geworden sind und dieser Anschlag nicht, wie bei anderen Anschlägen, einfach in den Hintergrund geriet. Also nicht nur die Bildungsinitiative Ferhat Unvar war laut, sondern die Initiative 19. Februar und die Familien. Die Familien, die sind nicht leise geworden, die haben etwas dagegen getan.

AW: Inwiefern denkt ihr, dass die rassistischen Anschläge von Hanau Teil einer Erinnerungskultur in Deutschland sind?

NU: Hanau darf nicht vergessen werden. Man sollte vor allem nicht verleugnen, dass Deutschland ein Rassismusproblem in der Vergangenheit und auch heute noch hat. Und daher ist es wichtig, dass Hanau Teil der Erinnerungskultur ist. Damit wir da endlich mal anknüpfen und was dagegen tun können, so dass es nicht noch einmal vorkommt. Also dass Anschläge nicht mehr vorkommen, das wäre natürlich ein Wunschgedanke. Doch wir wollen vor allem bei der Jugend etwas erreichen. Deswegen ist es wichtig, im schulischen Kontext über Halle¹, den NSU² und Hanau zu reden. Ich würde ohne die Arbeit in der Initiative davon nicht so viel wissen. Und das finde ich traurig. Das ist die deutsche Geschichte, das ist die deutsche Kultur. Und das müssen die Jugendlichen auch wissen. Hier knüpfen wir gewissermaßen mit unserer Bildungsinitiative an.

1 In Halle an der Saale ereignete sich am 09. Oktober 2019, am höchsten jüdischen Feiertag Jom Kippur, ein antisemitischer und rassistischer Anschlag, bei dem ein schwerbewaffneter Rechtsextremist versuchte in die Synagoge im Paulusviertel einzudringen und im Anschluss am gegenüberliegenden Kiez-Döner zwei Menschen ermordete.

2 Der sogenannte Nationalsozialistische Untergrund (NSU) war eine neonazistische Vereinigung, die für die rechtsextreme Mordserie von 2000 bis 2006 verantwortlich war, bei der insgesamt neun Menschen aus rassistischen Motiven ermordet wurden. 2007 wurde zudem noch eine Polizistin vom NSU ermordet.

TC: Ich würde sagen, die Anschläge in Hanau sind so halb und halb Teil der Erinnerungskultur. Natürlich gibt es zum Beispiel am 19. Februar jährlich in vielen Städten ein Gedenken und es finden Demos statt. Da sieht man, dass es ein Teil der Erinnerungskultur ist. Aber es ist auch noch nicht lange her und die Frage ist: Wie lange hält das? Deswegen muss man weitermachen, weil wir wissen, dass der nächste Anschlag kommen wird. Und dann gerät Hanau ein bisschen in Vergessenheit. Wir wollen niemandem den Platz in der Erinnerung wegnehmen, wir wollen vielmehr zusammenarbeiten. Wir wollen nicht sagen, dass der Anschlag weniger wichtig war als der andere. Wir können halt nur für Hanau sprechen, weil wir nur Hanau erlebt haben. Ich denke, zurzeit ist es schon Teil der Erinnerungskultur. Die Frage ist nur, wie lange es so bleibt, und ob es in 20, 30 Jahren auch noch Demos in anderen Städten zum 19. Februar geben wird. Aber wenn wir so weitermachen, denke ich schon.

AW: Eurer Homepage kann man entnehmen – und das habt ihr ja gerade auch schon ausgeführt – dass eure Workshops nicht von externen Fachkräften entwickelt werden, sondern im Austausch mit und von jungen Menschen. Wie genau setzt sich eure Gruppe zusammen und wie sieht eure Arbeit konkret aus?

TC: Workshop-Konzepte entwickeln wir unter anderem an Wochenenden, wo wir zusammensitzen und daran arbeiten. Da sitzen dann jugendliche Freunde und Freundinnen von Ferhat und seiner Familie zusammen. Wir haben erst überlegt: Was ist interessant, wo wollen wir Workshops konzipieren, für welche Themen und welche Bereiche? Und dann wurde in Einzelgruppen daran gearbeitet. Schließlich sind wir auch in andere Städte wie Hamburg oder Berlin gefahren, um uns dort mit Fachkräften über die Konzepte auszutauschen und diese weiterzuentwickeln. Die waren eigentlich auch begeistert von unserer Arbeit. Und dann haben wir diese Konzepte fertiggestellt. Und so gehen wir jetzt an die Schulen. Na klar, es ist ein fortlaufender Prozess und wir überarbeiten die Konzepte stetig. Wir lassen schließlich auch einfließen, was von den Schulen zurückkommt. Denn es kommen ja auch immer neue Bedürfnisse dazu: Was die Leute interessiert, wo sie vielleicht mehr davon hören wollen und was sie weniger interessiert. Und so schneiden wir die Workshop-Konzepte dann auch spezifisch auf die Anfragen der Teilnehmenden zu.

NU: Wir haben mittlerweile auch ausgebildete Bildungsreferenten und Menschen mit Demokratie-

trainer-Ausbildung³. Die Workshops schließlich führen wir zu zweit oder manchmal auch zu dritt durch.

AW: Welche Rolle spielt in der Konzeption eurer Arbeit der Umstand, dass die Menschen, die den Workshop konzipieren, selbst von Rassismus betroffen sind oder Rassismuserfahrungen haben?

NU: Das ist etwas, dass uns von anderen Initiativen oder anderer Bildungsarbeit häufig unterscheidet. Einige von uns sind selbst betroffen, einige auch nicht. Diese hören aber gerne von den Betroffenen, was da wirklich alles abgeht, weil wir Betroffenen selbst unsere Erfahrungen in unserer Schullaufbahn gemacht haben, und diese waren nicht immer positiv. Deswegen können wir an Workshops viel gezielter und ehrlicher teilnehmen und reden, weil man uns viel eher zuhört als jemandem, der gar keine Erfahrungen damit gemacht hat. Das ist ein wichtiger Punkt und das ist auch etwas, was uns von anderen unterscheidet.

TC: Wir haben verschiedene Methoden ausgearbeitet, auch spielerische Methoden. Es kommt auch immer darauf an, wie alt die Klassen sind. Wie gesagt, wir konzipieren unsere Workshops immer altersspezifisch. Zudem macht es einen Unterschied, ob wir in Nürnberg oder in Frankfurt einen Workshop geben. Das ist uns bewusst. Da gibt es dann auch Unterschiede in den Schichten und man muss es halt immer spezifizieren, sage ich mal. Und da geben wir Methoden mit, wodurch die Schüler:innen sich altersgerecht damit auseinandersetzen.

AW: Was ist für euch Empowerment und welche Bedeutung hat Empowerment in eurer Arbeit?

NU: Empowerment ist Wissen darüber, wie ich in verschiedenen Situationen handeln kann, wie ich mich selbst beschützen kann; vor allem in der Schule. Ich habe selber rassistische Erfahrungen machen müssen an einem Gymnasium in Hanau. Und ich habe keine Ahnung gehabt, wie ich damit umgehen soll. Vor allem wusste ich nicht mehr, ob ich mit einer Lehrkraft reden soll, ob ich mich an jemanden wenden soll. Meine Mutter zu Hause, die glaubte mir nicht wirklich, die dachte häufig, ich sei schuld daran. Ich müsse alles tun, was die Lehrkräfte sagen. Aber nein, es ist vor allem auch wichtig, eine Anlaufstelle zu haben und zu wissen, wie man vorgeht in solchen Situationen. Empowerment ist schließlich einer der wichtigsten Aspekte in unserer

3 Die Bildungsstätte Anne Frank bietet Demokratietrainer:innen-Ausbildungskurse an, wo junge Menschen zu Multiplikator:innen u.a. im Kontext von Rassismus und Diskriminierung geschult werden.

Arbeit. Es ist uns vor allem auch wichtig, sich selbst zu empowern. Wir müssen uns selbst empowern, um es auch weitergeben zu können. Deswegen besuchen wir auch so viele Workshops, zum Beispiel in Hamburg oder Berlin. Es ist wichtig zu wissen, wie man sich überhaupt empowert. Wenn man das nicht weiß, dann weiß man auch gar nicht, wie man bei dieser Thematik vorangehen kann. Deswegen ist das ein großer Bestandteil in unserer Arbeit.

AW: Und was versteht ihr unter Aktivismus und was bedeutet er für eure Arbeit?

NU: Wir haben viele Aktivist:innen unter uns. Aktivismus ist einfach, wenn wir in der Gesellschaft etwas verändern möchten; vor allem zukunftsorientiert, dass wir da aktiv etwas unternehmen. Also wir müssen jetzt nicht zu 100 Prozent diese Arbeit machen. Ich gehe zum Beispiel studieren und möchte nebenbei noch etwas tun und aktiv etwas in der Gesellschaft verändern. Und deswegen ist Aktivismus bei uns in der Arbeit wichtig. Wir sind alle aktiv und wollen auch aktiv etwas gegen Rassismus tun. Und deswegen ist es wichtig, sich auch zu informieren, wo man etwas machen kann.

TC: Wir sind aber auch aktiv bei Demos. Wenn die in Hanau stattfinden, sind wir alle am Start und laufen mit. Wir sind aber auch in anderen Städten aktiv, zum Beispiel in Hamburg. Dort war auch eine kleine Demo an dem Ort, wo sich die Schriftstellerin Semra Ertan 1982 auf offener Straße verbrannt hatte. Oder auch in Frankfurt sind wir auf etlichen Demos und laufen dort mit. Das verstehe ich dann zum Beispiel auch unter Aktivismus, sich dort zu zeigen und dabei zu sein. Viele denken vielleicht, man kann als einzelne Person nicht viel verändern. Aber es macht schon etwas aus, dort mitzulaufen, vielleicht neue Leute kennenzulernen und sich mit ihnen auszutauschen. Vielleicht hat man nicht die Kapazitäten, nicht die Kraft dafür, sich zu engagieren. Aber es macht, denke ich, bereits einiges aus, auch wenn es einmal im Monat ist und man schließlich für sich auslotet, wie man aktiv werden kann.

NU: Oder aber auch zum Beispiel auf Social Media Druck zu machen. Also #saytheirnames wäre nicht so groß geworden, gäbe es kein Social Media. Also öffentlicher Druck in den Medien, Druck auf Social Media. Das ist meiner Meinung nach auch ein Teil von Aktivismus und sehr wichtig.

AW: Inwiefern denkt und reflektiert ihr verschiedene Betroffenheiten und Positionierungen in eurer Arbeit?

NU: Wir empowern Betroffene und sensibilisieren aber auch zugleich Nichtbetroffene. Uns ist es wichtig, immer von der Betroffenenperspektive zu sprechen. Gleichzeitig versuchen wir, Methoden und Strategien zu finden, wie man die Alltagssprache ändert, anderen bewusst macht, dass sie einfach Betroffene mit ihrer Sprache verletzen können. Uns ist es zudem wichtig, die Betroffenenperspektiven sichtbar zu machen. Damit man da auch irgendwo eine Empathie empfindet und deswegen ist die Positionierung der Betroffenen in unserer Arbeit sehr wichtig. Hier knüpfen wir beim Empowern an. Wenn wir empowern, sensibilisieren wir zugleich. Denn es gibt in Klassen Menschen, die nicht verstehen, dass es etwas Falsches ist, was sie machen, was sie tun. Und deswegen ist es wichtig, aus der Betroffenenperspektive zu sprechen und zu zeigen, wie man sich überhaupt fühlt.

TC: In meinem Fall bin ich betroffen vom Anschlag, weil ich einen Freund verloren habe, jedoch nicht in dem Sinne, dass ich selbst von Rassismus betroffen bin. Aber es geht auch darum, mit Jugendlichen, die keinen Migrationshintergrund haben, die nicht täglich von Rassismus betroffen sind, zu arbeiten und denen zu zeigen, dass sie auch den Mund aufmachen können. Oder wenn sie Mitschülerinnen und Mitschüler haben, wo sie sehen, die nagen gerade an etwas, weil sie irgendetwas erlebt haben, dann auch denen Methoden zu zeigen. Alleine aktiv auf die Person zuzugehen, um zu fragen: „Was beschäftigt dich, kann ich dir vielleicht helfen, was bedrückt dich?“ Allein da ein Bewusstsein zu schaffen und offener für diese Betroffenenperspektiven zu werden, ist viel Wert. Und darüber hinaus auch zu wissen, es gibt dieses Problem und ich achte auf meine Mitmenschen und sehe, wenn es denen schlecht geht. Ja und klar, wir haben bei uns natürlich Leute, die davon betroffen sind, aber auch welche, die nicht betroffen sind. Deswegen können wir von beiden Seiten aus sprechen. Bei mir sehen die Leute: Okay, da ist auch einer ohne Migrationshintergrund, der kann sich aber trotzdem engagieren. Vielleicht fehlt manchen Jugendlichen das Bewusstsein: „Ah, ich bin ja nicht davon betroffen, es kann mir eigentlich egal sein.“ Aber nein, das kann dir nicht egal sein, das sollte nicht egal sein. Da können wir beide Seiten abdecken und wir haben immer wieder die Erfahrung gemacht in Schulklassen, dass die Betroffenenperspektive für viele sehr interessant und wichtig ist. Da kommen auch immer sehr spezifische Fragen, manchmal müssen wir auch eigene Grenzen aufzeigen. Es kam in diesen Fällen auch schon zu Tränen, weil man sentimental wurde und das muss dann nicht unbedingt sein. Aber ja, es besteht eben auch hier ein starkes Interesse, weil die Schüler:innen

wissen, dass wir Freunde und Freundinnen von Ferhat gewesen sind.

AW: Seid ihr in eurer Arbeit auch auf Widerstände gestoßen? Und wenn ja, in welcher Form?

NU: Klar, es kommt ab und zu auch mal vor, dass es Schüler:innen gibt, die der Thematik nicht so offenstehen oder eben widersprechen. Und manchmal sind die Klassen auch viel zu laut, sodass man Schüler:innen auch mal rausschicken muss. Solche Probleme kamen schon vor, sind aber eher selten der Fall.

TC: Ja, wir versuchen da auf jeden Fall immer noch gegenzulenken. Wir wollen niemanden mit unserer Arbeit ausgrenzen. Wir sind auch nicht sauer auf ein solches Verhalten, weil man damit rechnen muss. Das haben wir auch gelernt in der Ausbildung, dass es immer wieder Widerstände geben wird. Es wird immer Schülerinnen und Schüler geben, die nicht begeistert davon sind. Dann gibt es natürlich immer noch extreme Fälle, wo jemand irgendwas zu leugnen versucht oder sagt: „Das gibt es nicht“. Das sind dann vielleicht manchmal Punkte, wenn die ein bisschen jünger oder in der Pubertät sind und anecken wollen. Sie wollen dann vielleicht einfach Aufmerksamkeit und den Klassenclown raushängen lassen. Da muss man halt schon gucken, wie man dann mit denen redet. Aber ab einem gewissen Punkt muss man halt sagen, dass das so nicht geht. Wenn du jetzt hier nur stören willst, dann tut es uns leid, aber dann musst du bitte kurz raus. Und es ist noch wichtig zu erwähnen, dass wir die Workshops eigentlich immer ohne Lehrkraft durchführen und so den Schülerinnen und Schülern einen Safer Space bieten wollen. Wir sagen denen dann auch immer: „Ihr könnt mit uns hier offen reden. Wir werden nichts der Lehrkraft oder euren Eltern oder sonst jemandem weitergeben.“ Klar, wenn uns eine Lehrkraft fragt, wie es war, dann können wir sagen: „Das lief gut und da gab es ein paar Probleme.“ Aber wir nennen keine Namen. Dann fühlen die sich auch meistens bei uns sicher und können auch über ihre Probleme reden.

AW: Was wünscht ihr euch für die Zukunft mit Blick auf die Bildungsinitiative Ferhat Unvar und Hanau?

NU: Ja, mit unserer Arbeit wollen wir natürlich weiter an Hanau und Ferhat erinnern. Und das hoffentlich auch für eine längere Zeit, eigentlich für immer. Wir wollen zudem langfristig mit den Schulen zusammenarbeiten, und da wirklich auch etwas verändern. Vom Bildungssystem in Deutschland sind wir nicht sehr begeistert. Hier wollen wir anknüpfen und Veränderungen herbeiführen, indem wir eine leichtere und einfachere Zukunft für junge Menschen an Schulen ermöglichen – vor allem mit Blick auf Diskriminierung – und hoffentlich irgendwann auch für eine Gesellschaft ohne Rassismus und ohne Diskriminierung.

TC: Zu ergänzen hätte ich noch, dass wir weiterhin mit Betroffenen und Angehörigen von anderen Anschlägen zusammenarbeiten wollen. Wir wollen noch mehr Kontakte herstellen bzw. bestehende aufrechterhalten. Im besten Falle können sich noch andere Bildungsinitiativen in anderen Städten gründen, sodass irgendwann überall in Deutschland die Möglichkeit besteht, Leute anzufragen, die Weiterbildungen möglich machen. In Kooperationsschulen sollen Projektwochen möglich sein zum Thema Antirassismus und Antidiskriminierung. Oder vielleicht eine Themenwoche irgendwann in Deutschland, wo man sagt: Im Februar nimmt man eine Woche, um dieses Thema noch weiter zu bearbeiten. Wir wollen hier mehr Offenheit schaffen und dafür einstehen, dass die Erinnerung an die rassistischen Morde in Hanau ein fester Bestandteil in der Gesellschaft wird und die Leute verstehen, dass etwas falsch läuft. Und klar, Hanau soll nie in Vergessenheit geraten, so lange wir diese Arbeit weitermachen und andere Leute darauf bauen. Ich denke auch nicht, dass es in Vergessenheit geraten wird. Aber klar, es muss weitergehen und was die Zukunft bringt, wird sich zeigen. Wir können natürlich so viel hoffen, wie wir wollen, aber man muss einfach weitermachen. Und wenn wir alle mit Überzeugung weitermachen, dann wird es nicht in Vergessenheit geraten.

AW: Vielen Dank euch beiden.

TEIL 2:

Partizipation und Erinnerung als Themenfelder der Jugend- arbeit



Einblicke in die Erinnerungsarbeit in der Jugendverbandsarbeit, der Internationalen Jugendarbeit und der außerschulischen Jugendbildung

ANSGAR DRÜCKER

Erinnerungsarbeit in der Jugendarbeit wird zunehmend als Arbeit mit vielfältigen Erinnerungen einer Migrationsgesellschaft verstanden, in der es keine einheitliche Erinnerungskultur geben kann. In Jugendverbänden wird Partizipation großgeschrieben – auch dies trägt dazu bei, dass die Erinnerungspolitik und die Arbeit in außerschulischen Kontexten allenfalls indirekt durch Förderprogramme und weitere Anreize beeinflusst werden können. Der größere Anteil von jungen Menschen, die im Vergleich zur Durchschnittsbevölkerung vielfältigere (familiäre oder biografische) Erinnerungskulturen besitzen, und der partizipative Ansatz öffnen Räume für neue Erinnerungsanlässe und -orte. Eine Stärke der Jugendarbeit sind zudem internationale Ansätze für ein gemeinsames Erinnern.

Die partizipative Grundhaltung in der Jugendverbandsarbeit, in der Internationalen Jugendarbeit und in der außerschulischen Jugendbildung bietet die besondere Chance, die Biografien, Haltungen und Zugehörigkeiten der immer diverser werdenden Teilnehmenden aktiv in die Konzeption und Praxis der Erinnerungsarbeit einzubeziehen. An vielen Orten geschieht dies bereits auf sehr vielfältige Art und Weise. Dass die Bezugspunkte der Erinnerung sich in diesem Kontext ebenfalls räumlich und zeitlich vervielfältigen, geht möglicherweise mit der Befürchtung einher, dass das Gedenken an den Nationalsozialismus und das Bewusstsein für seine Einmaligkeit in den Hintergrund gedrängt werden könnten. Darauf gibt es in der Praxis wenig Hinweise. Es zeigt sich im Gegenteil insbesondere in Migrant:innenjugendselbstorganisationen, dass verschiedene Erinnerungen nebeneinander Platz haben und auch die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus in vielen der Organisationen einen wichtigen Stellenwert einnimmt. Die Öffnung der Mehrheitsgesellschaft für die vielfältigen Erinnerungen migrantischer Communitys in Deutschland steht an vielen Stellen noch aus. Hier fordern Migrant:innenjugendselbstorganisationen zu Recht mehr Hinsehen, Verständnis und Solidarität ein, auch wenn Konflikte über die Deutung und Relevanz einzelner historischer Ereignisse immer auch politisch-historisch sowie zwischen einzelnen Communitys umkämpft sein werden. Dies ist jedoch angesichts der jahrzehntelangen Auseinandersetzungen um das Gedenken an die NS-Zeit in der deutschen Mehrheits-

gesellschaft nicht verwunderlich. Erinnerungsarbeit hat notwendigerweise konflikthafte Anteile, wenn sie den Anspruch hat, auch für die Gegenwart und für die Auseinandersetzung über aktuelle gesellschaftliche und politische Fragen relevant zu sein.

In diesem Artikel sollen exemplarisch zum Teil längere O-Töne, Berichte und Ansätze der vielfältigen Erinnerungsarbeit in der Jugendverbandsarbeit, der Internationalen Jugendarbeit und der außerschulischen Jugendbildungsarbeit vorgestellt werden, um so die Akteur:innen selbst zu Wort kommen zu lassen. Der Artikel beginnt mit Beispielen aus den Zusammenschlüssen der Jugendverbände – den Jugendringen – auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene. Es folgen Beispiele aus einzelnen Jugendverbänden, beginnend mit Jugendverbänden, die mehrere oder eine einzelne Community(s) der Migrationsgesellschaft adressieren, gefolgt von sogenannten etablierten oder traditionellen Jugendverbänden. Sodann folgen Beispiele aus der Internationalen Jugendarbeit sowie für konzeptionelle Innovationen und – als Praxistipp – für Fördermöglichkeiten von Gedenkstättenfahrten.

1. Bundesebene: Deutscher Bundesjugendring

Der Deutsche Bundesjugendring hat im Januar 2015 den 70. Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz gemeinsam mit dem Polnischen und dem Israelischen Jugendring mit einem mehrtägigen Seminar und einer Gedenkveranstaltung auf dem Gelände der Gedenkstätte und des Museums Auschwitz-Birkenau begangen. Im selben Jahr hat der Deutsche Bundesjugendring den 100. Jahrestag des Genozids an den Armenier:innen, Aramäer:innen, Assyrier:innen, Chaldäer:innen, Pontos-Griech:innen und Jesid:innen in Kleinasien und Mesopotamien thematisiert und sich für die Anerkennung dieser Verbrechen als Völkermord und die wissenschaftliche Aufarbeitung eingesetzt. In einem Beschluss¹ der Vollversammlung des Deutschen Bundesjugendrings aus dem Jahr 2015 heißt es:

¹ www.dbjr.de/artikel/perspektiven-der-jugendverbandsarbeit, letzter Aufruf: 25.10.2022

„Erinnerungsarbeit ermöglicht es, gesellschaftliche Prozesse und ihre möglichen Konsequenzen verständlich und nachvollziehbar zu machen. Sie fördert dabei die Entwicklung eines kritischen Umgangs mit Geschichte und (Erinnerungs-)Politik. Die praktizierte Erinnerungsarbeit und die Auseinandersetzung mit Erinnerungspolitik und -kultur gehört zu unserem Selbstverständnis als Jugendverbände und -ringe. Selbstverständlich trifft dies auch für die vielen jungen Menschen mit Migrationshintergrund zu, die ihre verbandliche Heimat in den Jugendverbänden – einschließlich der Selbstorganisationen junger Menschen mit Migrationshintergrund – gefunden haben. Damit geht die Notwendigkeit zur interkulturellen Öffnung für Jugendverbände und -ringe einher, die mit einem stetigen Prozess der Überprüfung eigener Grundsätze, Verbandskulturen und Organisationsformen verbunden ist. Dies wiederum beeinflusst auch die Erinnerungsarbeit und -kultur der Jugendverbände und -ringe sowie unseren Blick auf Erinnerungspolitik. Dieser Herausforderung stellen wir uns, um sowohl der großen Bedeutung der Erinnerungskultur als auch der zunehmenden kulturellen Vielfalt gerecht zu werden. Wir gehen dabei der Frage nach, wie wir jungen Menschen mit unterschiedlichen familiär-historischen, -biografischen und kulturellen Hintergründen gerecht werden können, ohne dabei unkritische Beliebigkeit an den Tag zu legen. Gleichzeitig arbeiten wir daran, Relevanz und Aktualität für junge Menschen herzustellen, für die zeitlich und (kultur-)räumlich die NS-Herrschaft und der Holocaust weit fern zu liegen scheinen. Das Lernen in Jugendverbänden und -ringen geht dabei von den Ausgangs- und Wissenslagen junger Menschen sowie von ihren Anfragen aus; es ist nicht von Schuldzuweisungen, sondern von Zukunftsperspektiven geprägt. [...] Erinnerungsarbeit ermöglicht es uns als Jugendverbände und -ringe, gesellschaftliche Prozesse und ihre Konsequenzen verständlich und nachvollziehbar zu machen, Bedeutungszusammenhänge herzustellen und sich selbst sowohl als Teil der Geschichte als auch als handlungsfähige Akteure zu begreifen, die Einfluss auf gesellschaftspolitische Prozesse nehmen können. Erinnerungsarbeit fördert dabei die Entwicklung eines kritischen Umgangs mit Geschichte und heutigem politischen Handeln. Diese Kritikfähigkeit ist Voraussetzung, um sensibel für Ansätze politischer Instrumentalisierung von geschichtlichen Ereignissen zu sein und diesen entgegenzutreten. [...] Um dem gesellschaftlichen Wandel und ihrer Vielfalt gerecht zu werden, besteht für die gesamte Gesellschaft und damit auch für uns als Jugendverbände und -ringe die Herausforderung, Erinnerungsarbeit so zu gestalten, dass sie alle Mitglieder der Gesellschaft gleichermaßen einbezieht. [...] Jugendver-

bandsarbeit ist geprägt von jungen Menschen mit sehr unterschiedlichen kulturellen Hintergründen. Sie ist nicht nur geprägt von den Unterschieden durch die familiären Biografien in der DDR und der damaligen BRD und damit durch die unterschiedlichen Erfahrungen in den neuen und den alten Bundesländern. Auch für die Erinnerungsbedürfnisse von Menschen, die einen Teil ihrer Wurzeln neben Deutschland auch in anderen Ländern haben, muss Platz sein. Eine Weiterentwicklung von Erinnerungsarbeit muss dies verstärkt aufgreifen und sowohl partizipativ als auch gleichberechtigt geschehen. Es gilt dabei, nicht für andere zu sprechen, sondern alle Mitglieder der Gesellschaft zu befähigen, für sich selbst zu sprechen. Das Engagement für eine diversitätsbewusste Erinnerungsarbeit ist für alle Akteur_innen in diesem Handlungsfeld notwendig und von hoher Bedeutung, um Offenheit, Akzeptanz und gesellschaftliche Vielfalt zu leben. Eine diversitätsbewusste Erinnerungsarbeit fördert z. B. die gleichberechtigte Zusammenarbeit zwischen Verbänden und leistet einen aktiven Beitrag zur interkulturellen Öffnung. Wir als Jugendverbände und -ringe nehmen dabei bewusst unsere Rolle als Interessenvertretung aller jungen Menschen wahr.“

2. Landesebene: Landesjugendringe

Auch die Landesjugendringe, als Zusammenschlüsse der Jugendverbände in den Bundesländern, engagieren sich in der Erinnerungsarbeit. Der Landesjugendring Saar geht das Thema etwa deutsch-französisch und damit auch unter dem Titel „Pour que l’herbe ne repousse pas“ an:

„Mit dem Projekt ‚Damit kein Gras drüber wächst‘ wollen wir jungen Menschen die Möglichkeit geben, sich mit historisch-politischen Themen des Nationalsozialismus in ihrer Region auseinanderzusetzen. Und zwar genau an den Orten, wo sich diese Geschichte ereignet hat. Zu diesem Zweck werden in Kooperation mit der ‚Initiative Neue Bremm‘ und dem ‚Historischen Museum Saar‘ Workshops, Projektstage und Workcamps angeboten, bei denen sich junge Heranwachsende direkt an den Erinnerungsorten intensiv mit der Entstehung und Folgen von Diktatur und Machtherrschaft befassen können. Mit Methoden der außerschulischen Jugendarbeit beschäftigen sich die Jugendlichen dabei nicht nur mit historischen Fragestellungen, sondern auch mit daran anknüpfenden aktuellen Debatten, beispielsweise über Menschenrechte, Demokratie und Diskriminierung.“²

² www.landesjugendring-saar.de/projekte/damit-kein-gras-drueber-waechst/, letzter Aufruf: 25.10.2022

3. Kommunale Ebene: Stadt- und Kreisjugendringe

Auch Stadt- und Kreisjugendringe sind in der Erinnerungsarbeit aktiv – hier steht häufig der lokale Bezug besonders im Vordergrund oder es werden Gedenkstättenfahrten angeboten. Den Jugendkongress ErinnerungskULTUR hat der Jugendring Dortmund im Oktober 2018 mit einem Kooperationspartner durchgeführt.

„Ein kurzes Theaterstück, ein Gedicht, ein Song, ein Radiobeitrag, ein Filmskript und eine bewegende Choreographie: Die kreativen Beiträge zur Erinnerungskultur, die 70 Jugendliche auf dem ersten Jugendkongress ErinnerungskULTUR mit sieben KünstlerInnen realisiert haben, bekommen einen festen Programmplatz bei den nächsten Gedenkstunden zur Erinnerung an die Opfer der NS-Zeit. Drei Stunden lang haben die Schülerinnen und Schüler getanzt, gemalt, gedichtet und geprobt. Die gut einstündige Abschlusspräsentation übertraf alle Erwartungen. Im Mittelpunkt stand die Biographie der Dortmunder Widerstandskämpferin Martha Gillessen. Die dreifache Mutter hatte nach einer ersten Verhaftung Anfang der 1930er Jahre aktiv Widerstandsgruppen unterstützt und neben weiteren die Jüdin Lotte Temming versteckt. Am 19. April 1945, in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs vor der Kapitulation am 8. Mai 1945, war sie in der Bittermark in Dortmund ermordet aufgefunden worden.“³

4. Einzelne Jugendverbände

Ein gutes Beispiel für vielfältige Erinnerungskulturen innerhalb eines Jugendverbands bietet die djo – Deutsche Jugend in Europa, die sich nach mehreren Jahrzehnten als Vertriebenenorganisation geöffnet hat, insbesondere für Communitys mit Vertreibungs- und Fluchterfahrungen. Auch russischsprachige junge Menschen sind im Verband in der Erinnerungsarbeit engagiert:

„Einen historisch-politischen Themenschwerpunkt setzen die Jugendlichen des deutsch-russischen Kulturzentrums RODNIK e.V. (Fulda) gemeinsam mit ihrer Partnerorganisation aus der Ukraine mit dem Bildungsseminar ‚Gegen Vergessen‘. Das internationale Seminar ‚Gegen Vergessen‘ Ende 2019 war die erste Jugendbegegnung der beiden Partnerorganisationen und ein deutlicher Erfolg: Es weckte ein großes Interesse unter den Teilnehmenden für die historisch-politischen Fragestellungen, die in diesem Rahmen behandelt wurden. [...] Noch in

der Projektvorbereitungsphase schlugen die deutschen Jugendlichen, meist mit Migrationshintergrund aus russischsprachigen Familien, das Themenfeld vor: Erinnerungskultur in Bezug auf die Ausgrenzung und Verfolgung von Menschen im Nationalsozialismus, speziell in Bezug auf die Geschichte des Holocausts. ‚Das war eine erlebnisreiche Begegnungswoche‘, erzählt Timur, der selbst vor einem Jahr mit seiner Familie als jüdischer Kontingentflüchtling nach Deutschland kam. ‚Die Orte und Gedenkstätten, die wir besucht haben, waren mir und meinen neuen Freunden nur aus Büchern und historischen Filmen bekannt. Wir waren in der Judengasse in Frankfurt und im Jüdischen Museum Berlin. Nie werden wir die hochemotionale Führung durch die Gedenkstätte und das Museum des ehemaligen Konzentrationslagers Sachsenhausen vergessen und die Gespräche mit Zeitzeugen. Für mich wird die Nacht immer in Erinnerung bleiben, als wir mit unseren Pädagoginnen das Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin besucht haben.“ (Timpel 2020, 20f.)

Wenn der Bund der Alevitischen Jugendlichen in Deutschland in seinem alevitischen Kalender⁴ neben religiösen Festen den 2. Juli als Tag des Gedenkens an das Sivas-Massaker im Jahr 1993 erinnert, zeigt dies das politische Verständnis dieses nicht nur religiös ausgerichteten Jugendverbands. Darüber hinaus verdeutlicht es, dass die Erinnerungskultur einer Teil-Community der Türkeistämmigen in Deutschland nicht notwendigerweise konfliktfrei neben der Erinnerungskultur anderer Teil-Communitys dieser Gruppe stehen muss und sich rund um Erinnerungskulturen in der Einwanderungsgesellschaft ebenso Konflikte ergeben können, wie dies in der Mehrheitsgesellschaft der Fall ist. Der Verband schreibt:

„Anlässlich eines Kulturfestivals am 2. Juli 1993 zum Gedenken an den alevitischen Gelehrten und Dichter Pir Sultan Abdal, der Ende des 16. Jh. hingerichtet wurde, kamen in Sivas zahlreiche Dichter, Künstler, Schriftsteller, Intellektuelle und Gelehrte zusammen. Ahnungslos von dem, was sie erwartete, nahmen sie an den Festlichkeiten teil. Islamische Fundamentalisten und Ultranationalisten stürmten zu den Orten, an denen die Festlichkeiten stattfanden. Das Hotel Madımak wurde in Anwesenheit untätiger Sicherheitskräfte von Tausenden Scharia-Anhängern angegriffen und in Brand gesetzt. Insgesamt 35 Menschen kamen in den Flammen ums Leben. Dieses Massaker wurde von einigen türkischen staatlichen Vertretern sogar als eine berechtigte Reaktion verteidigt.

³ <https://ibb-d.de/erinnern/sonderprojekte>, letzter Aufruf: 25.10.2022

⁴ www.bdaj.de/index.php/alevitentum/alevitischer-kalender, letzter Aufruf: 25.10.2022

Diese Tragödie hinterlässt eine tiefe Wunde in der Geschichte der Menschheit. In der deutschen Gesellschaft, in der viele Glaubensgemeinschaften gemeinsam und gleichberechtigt zusammenleben, ist die Aufarbeitung des Massakers in Sivas auf der demokratischen Grundlage zwingend notwendig. Das gemeinsame Ziel aller demokratischen Menschen – egal welcher Konfession – sollte darin bestehen, den Nährboden für jeglichen Fundamentalismus zu verhindern.“⁵

Am Beispiel der Evangelischen Jugend München (EJM) soll verdeutlicht werden, wie ein christlicher Jugendverband auf Basis seines Wertefundaments Erinnerungsarbeit als verbandlichen Schwerpunkt benennt:

„Mit der Erklärung gegen Rechts ‚München ist bunt – Gott sei Dank‘, haben sich EJM und BDKJ bewusst gegen Rechtsextremismus und -populismus positioniert. Als christlicher Jugendverband orientiert die EJM ihr Handeln an christlichen Werten [...] In diesem Selbstverständnis hat sich die EJM zum Ziel gesetzt, an den Terror des Nationalsozialismus zu erinnern und seinen Opfern zu gedenken. Eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit soll mit der demokratischen Gegenwart sowie gesellschaftlichen Entwicklungen verknüpft werden und ein aktives Engagement sowie eine kritische Auseinandersetzung von jungen Menschen mit den Themen fördern.“⁶

Die Falken als sozialistischer Jugendverband stellen die Erinnerungsarbeit in den Kontext ihrer gesellschaftskritischen Grundhaltung und setzen sich dabei ausdrücklich von anderen Ansätzen in der schulischen und politischen Bildung ab. So heißt es in der Ausschreibung einer Gedenkstättenfahrt nach Buchenwald:

„Erinnerungsarbeit ist seit langem ein wichtiger Teil der politischen Bildungsarbeit bei den Falken. Daher setzen wir uns regelmäßig mit der Zeit des Nationalsozialismus auseinander. Auch sehen wir, dass die Beschäftigung mit diesem Thema in Schule und/oder Politik oft rein oberflächlich und lückenhaft ist. Dem wollen wir etwas entgegensetzen. Eine bloße Abgrenzung reicht uns nicht aus.“⁷

Bei den Falken ist die Erinnerungsarbeit an vielen Orten selbstverständlich in die jugendverbandliche Ar-

beit eingebunden, wie dieses Beispiel aus Bremerhaven zeigt, bei dem neue Ehrenamtliche gewonnen und qualifiziert werden sollen:

„Du interessierst dich für die Geschichte des Nationalsozialismus? Du willst die Erinnerung an die Nazi-Verbrechen in Bremerhaven aufrechterhalten? Du arbeitest gerne mit jungen und politisch interessierten Menschen und willst was Gutes tun? Dann bist du hier genau richtig! In unserer Schulung wollen wir junge Menschen dazu qualifizieren eine antifaschistische Stadtrundfahrt im Namen der Falken durchzuführen. Bereits seit über 30 Jahren bieten die Falken in Bremerhaven Stadtrundfahrten und -rundgänge für Gruppen und Schulklassen an, die sich dort mit der NS-Vergangenheit Bremerhavens auseinandersetzen.“⁸

Eine lange Tradition hat die Erinnerungsarbeit auch in gewerkschaftlichen Kontexten – die Gewerkschaften und ihre Bildungseinrichtungen dürften zu den größten Trägern von Gedenkstättenfahrten für junge Menschen im außerschulischen Bereich gehören. Besuche an Gedenkorten gehören seit Jahrzehnten zum festen Bestandteil der Programmangebote gewerkschaftlicher Jugend- und Bildungsarbeit. Zum Teil wird darüber hinaus auch die eigene Organisationsgeschichte in den Blick genommen, wie beispielhaft das Arbeitspapier aus der Kommission „Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie“ mit dem Titel „Das Vergessen der Lehrlingsbewegung. Zur Erinnerungsarbeit in Gewerkschaften“ (Andresen 2020) zeigt.

5. Internationale Jugendarbeit

Auch in der Internationalen Jugendarbeit spielt die Erinnerungsarbeit eine Rolle. Neben bereits vorgestellten Aktivitäten mit internationalem Bezug haben auch die Förderinstitutionen für den internationalen Jugendaustausch das Thema aufgegriffen. Unter der Überschrift „Neuland in der jugendpolitischen Zusammenarbeit“ erläutert das Koordinierungszentrum Deutsch-Tschechischer Jugendaustausch – Tandem seinen Ansatz:

„Nur wenige Jugendliche beschäftigten sich bisher in ihrem deutsch-tschechischen Austausch mit historischen Themen. Besuche an Gedenkstätten finden häufig nicht in einem bilateralen, sondern in einem rein nationalen Kontext statt. Gerade der internationale Austausch eröffnet aber die einzigartige Möglichkeit, Perspek-

5 ebd.

6 www.ej-muenchen.de/website/de/ej/das-sind-wir/themenarbeitsfelder/erinnerungsarbeit-demokratiebildung, letzter Aufruf: 25.10.2022

7 <https://falken-bs.de/2020/01/gedenkstaettenfahrt-buchenwald/>, letzter Aufruf: 25.10.2022

8 <https://falken-bremerhaven.de/teamerinnenschulung-fuer-die-antifaschistische-stadtrundfahrt/amp>, letzter Aufruf: 25.10.2022

tiven zu wechseln, die eng verwobene Geschichte der Nachbarländer zusammen zu betrachten und über aktuelle Fragestellungen in einem gemeinsamen Europa zu sprechen. Aus diesem Grund ebnete Tandem einen neuen Weg für Jugendliche aus beiden Ländern, wie sie sich intensiv mit Geschichte und Zukunft auseinandersetzen können. In Kooperation mit Vertreter_innen von Jugendverbänden und Gedenkstätten erschloss Tandem seit 2008 Erinnerungsarbeit als neues Lernfeld für den deutsch-tschechischen Austausch. Ab dem Jahr 2012 trafen sich Mitarbeiter/-innen der KZ-Gedenkstätten Ravensbrück, Sachsenhausen und Flossenbürg, des Max-Mannheimer-Studienzentrums Dachau, von DoKuPäd Nürnberg sowie der Gedenkstätten Terezín/Theresienstadt und Lidice im Rahmen einer Arbeitsgruppe, um für den außerschulischen und schulischen bilateralen Austausch Handreichungen zu entwickeln. Ergebnisse dieser Arbeit sind die von Tandem herausgegebene Publikation ‚Gemeinsam auf dem Weg zur Erinnerung. Materialien und Methodenbausteine für deutsch-tschechische Erinnerungsarbeit‘ sowie die in Kooperation mit der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V., der Bundeszentrale für politische Bildung und dem Deutsch-Polnischen Jugendwerk entstandene Publikation ‚Wegweiser zur Erinnerung. Informationen für Jugendprojekte in Gedenkstätten der NS-Verfolgung in Deutschland, Polen und Tschechien‘.“ (Freier-Maldoner/Rudner 2018)

Das Deutsch-Polnische Jugendwerk bietet das Förderprogramm „Wege zur Erinnerung“ für Gedenkstättenprojekte infolge der Corona-Pandemie nun analog, digital oder hybrid an. In der Ausschreibung heißt es:

„Die Machtübernahme Hitlers, der Zweite Weltkrieg, die Besetzung Polens durch Nazideutschland und die damit verbundene schwierige deutsch-polnische Beziehungsgeschichte stehen thematisch oft im Mittelpunkt deutsch-polnischer und trilateraler Jugendbegegnungen. Projekte zu historischen Themen sind deshalb ein wichtiger Bestandteil unserer Programmarbeit. Mit dem Förderprogramm ‚Wege zur Erinnerung‘ wollen wir derartige Projekte besser unterstützen.“⁹

6. Konzeptionelle Innovationen in der außerschulischen Erinnerungsarbeit

Die Corona-Pandemie hat dazu beigetragen, dass die Ausbildung von Teamenden für Gedenkstättenfahrten inzwischen auch online oder im Blended Learning

möglich ist. Dies wird z. B. an den vier Methoden-Fortbildungen „Jugend erinnert“ des IBB Dortmund (Internationales Bildungs- und Begegnungswerk gGmbH) aus dem Jahr 2020 deutlich, die in einer Kombination aus digitalen Formaten und einer Präsenzveranstaltung konzipiert und von der Bundeszentrale für politische Bildung gefördert wurden.

Ein entscheidender Impuls der jungen Generation ist, neben digitalen Innovationen in der Erinnerungsarbeit, vor allem die Vervielfältigung der Erinnerungsarbeit. Neben den Aktivitäten einzelner Communitys oder Migrant:innenjugendselbstorganisationen gibt es hier auch immer wieder Impulse von Trägern der Bildungs- und Demokratiearbeit, wie etwa die vom Anne Frank Zentrum und Gegen Vergessen – für Demokratie e.V. im September 2021 in Nürnberg durchgeführte Veranstaltung für Multiplikator*innen zum Thema „Erinnern in der Migrationsgesellschaft“. Sie startete mit der Analyse, dass „unsichtbare Perspektiven“ auf das Erinnern bestehen.

„Dabei ging es um Personen und Perspektiven, die oft von den Debatten ausgeschlossen werden. Zentral war die Expertise derjenigen, die in der Vergangenheit Opfer diskriminierender und rassistischer Gewalt wurden. Der klare Aufruf des ersten Tages lautete: Gebt den Betroffenen einen Raum – Hört ihnen zu! [...] Eren Yldırım Yetkin, Leiter des Projekts Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung (PEPiKUM), zeigte in seinem Impuls praktische Möglichkeiten der Erinnerungsarbeit auf. Im Rahmen seines Projektes befassen sich junge Menschen mit der nationalsozialistischen Vergangenheit: Sie untersuchen Biographien verschiedener Menschen. [...] Im zweiten Teil des Tages drehte sich alles um die Frage: ‚Wie können unterschiedliche Erinnerungen miteinander verknüpft werden?‘ [...] Es ergaben sich sechs unterschiedliche Ansätze, deren Ergebnisse auf Plakaten festgehalten wurden.“

1. Wie kann Erinnerungsarbeit im schulischen Kontext gelingen?
2. Wie können die Erinnerungen an die Geschichte des Holocaust und des Kolonialismus miteinander verknüpft werden?
3. Wie können die Erinnerungen von Ostdeutschen mit Migrationsgeschichte in den öffentlichen Erinnerungsdiskurs einbezogen werden?
4. Wie kann man einer mangelnden Wahrnehmung der Kontinuität rechten Terrors in der Gesellschaft entgegen treten?
5. Wie kann ein gemeinsames Erinnern mit unterschiedlichen Generationen gelingen?

⁹ <https://dpjw.org/projekt/C3%B6rderung/wege-zur-erinnerung/>, letzter Aufruf: 25.10.2022

PRAXISTIPP: Förderung von Gedenkstättenfahrten

Das bei der Staatsministerin für Kultur und Medien angesiedelte Bundesprogramm „Jugend erinnert“ fördert ausdrücklich außerschulische Aktivitäten, so etwa „innovative Projekte in der Bildungs- und Vermittlungsarbeit. Eine Förderlinie zur Auseinandersetzung mit der NS-Terrorherrschaft startete im April 2019, die zweite Förderlinie zur Aufarbeitung des SED-Unrechts folgte im September 2020. Ziel ist es, junge Menschen zu ermuntern, Haltung zu zeigen und sich für demokratische Grundwerte einzusetzen.“¹¹

Die Zentralstelle für die Vergabe von Fördermitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend aus dem Kinder- und Jugendplan des Bundes für Gedenkstättenfahrten gemeinnütziger Organisationen mit Jugendlichen ist beim IBB (Internationales Bildungs- und Begegnungswerk gGmbH) in Dortmund angesiedelt.¹² Das IBB führte beispielsweise mit Förderung der Bundeszentrale für politische Bildung im Herbst 2022 vier Fortbildungen für Studienfahrten in die Niederlande, nach Tschechien, Ös-

terreich und Polen durch. Der Fokus des Programms lag laut Ankündigungstext des Veranstalters „neben der multiperspektivischen Herangehensweise an den historischen Ort auch auf der Dekonstruktion des Ortes in seiner gegenwärtigen Gestalt, vor allem in Hinblick auf verschiedene europäische Erinnerungskulturen und Perspektiven, sowie auf den Möglichkeiten zur pädagogischen Arbeit mit Jugendlichen.“¹³

Ansonsten erfolgt die öffentliche Förderung von Gedenkstättenfahrten überwiegend auf Landesebene und unterscheidet sich daher von Bundesland zu Bundesland. Eine Zusammenstellung der Fördermöglichkeiten auf Bundes- und Landesebene sowie weiterer Fördermöglichkeiten aus dem privaten Sektor hat die Bundeszentrale für politische Bildung unter www.bpb.de/die-bpb/foerderung/akquisos/gedenkstaettenfahrten/ zusammengestellt. Weitere Hinweise finden sich beispielsweise auf dem ehrenamtlich organisierten Portal www.gedenkstaettenfahrten.de (mit starkem Bezug zu schulischen Maßnahmen).

6. Braucht der Osten des Landes eine andere Form des Erinnerns?/Wie kann Erinnern im Osten gelingen? [...]

Auch der Aktivist Ibrahim Arslan prangerte an, dass die Perspektive von Betroffenen eine Lücke im deutschen Bildungssystem darstelle. In seinem abschließenden Vortrag berichtete er von seinen eigenen Erfahrungen in der Erinnerungsarbeit. Dabei sehe er sich einigen Schwierigkeiten gegenüber. [...] Es brauche eine solidarische Zivilgesellschaft, in der Hand in Hand erinnert wird. Nur so könne es gelingen, Rassismus und Diskriminierung in der Vergangenheit aufzuarbeiten und so letztlich die Gegenwart zu beeinflussen.“¹⁰

Literaturverzeichnis

- Andresen, Knud (2020): Das Vergessen der Lehrlingsbewegung. Zur Erinnerungsarbeit in Gewerkschaften. Arbeitspapier aus der Kommission „Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie“, Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung. www.boeckler.de/fpdf/HBS-007845/p_ek_ap_18_2020.pdf, letzter Aufruf: 25.10.2022
- Freier-Maldoner, Kathrin/Rudner, Thomas (2018): „Gemeinsam erinnern für eine gemeinsame Zukunft“. Internationale (Jugend)Begegnung. In: Lernen aus der Geschichte, Magazin vom 21. November 2018 (08/18). <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/14241>, letzter Aufruf: 25.10.2022
- Timpel, Larissa (2020): Ein Bildungsseminar gegen das Vergessen. In: djo-Infomagazin PFEIL, Jg. 69, S. 20–21. <https://djo.de/wp-content/uploads/2021/08/pfeil-2020-01-web.pdf>, letzter Aufruf: 25.10.2022

¹⁰ <https://migrations-geschichten.de/erinnern-in-der-migrationsgesellschaft-vernetzungstreffen-tag-1/>, letzter Aufruf: 25.10.2022

¹¹ www.bundesregierung.de/breg-de/bundesregierung/bundeskanzleramt/staatsministerin-fuer-kultur-und-medien/aufarbeitung-und-gedenken/bundesprogramm-jugend-erinnert, letzter Aufruf: 25.10.2022

¹² Vgl. <https://kjp-gedenkstaettenfahrten.de>

¹³ Zitiert aus einer E-Mail des Veranstalters vom August 2022

Erinnerungsarbeit in der Alevitischen Jugend

ÖZGE ERDOĞAN

Alevit:innen haben ihren Glauben jahrhundertlang mündlich tradiert, z. B. durch Lyrik. In dieser Tradierung ist und war das Gedenken und Erinnern ein wesentlicher Bestandteil. Zum einen wird an historische, zum anderen an jüngere Ereignisse erinnert. In der alevitischen Community wird nicht nur an das eigene Leid erinnert. Elementar ist die Unterstützung aller unterdrückten Menschen und somit auch das Erinnern an ihre Geschichten.

Rolle alevitischer Erinnerung

Der Alltag im Bund der Alevitischen Jugendlichen in Deutschland e. V. (BDAJ) ist stark von Erinnerungsarbeit geprägt. Nach dem Sivas-Massaker 1993, bei dem mehr als 30 Teilnehmende eines alevitischen Kulturfestivals umkamen, haben sich nicht nur die Alevitischen Gemeinden gegründet, sondern auch ihre Jugendgruppen. Dies war ein entscheidender Schritt in der Geschichte der Alevit:innen, da sie sich zum ersten Mal unter eigenem Namen öffentlich organisiert haben. Mittlerweile ist die Alevitische Gemeinde Deutschlands eine anerkannte Glaubensgemeinschaft und teilweise eine Körperschaft des öffentlichen Rechts (vgl. Kızılay 2022). Dies stellt eine nie dagewesene Emanzipation dar. Wurde bis zur jüngeren Vergangenheit noch im Verborgenen erinnert, so ist es heute öffentlich möglich und gerade in jüngeren Generationen selbstverständlich.

Erinnerungsarbeit ist in der Alevitischen Jugend zum einen sehr wichtig für die Jugendlichen selbst – um gemeinsame Emotionen auszudrücken und Empathie zu entwickeln. Zum anderen gibt es den neueren öffentlichen Aspekt, der für die Professionalisierung, die wissenschaftliche Auseinandersetzung und die politische Arbeit für die Anerkennung der alevitischen Identität bedeutend ist.

Wie und woran wird erinnert?

Die meisten Gedenktage erinnern an Ereignisse des letzten Jahrhunderts. Am 4. Mai und am 15. November wird jedes Jahr an den offiziell nicht anerkannten Genozid in Dersim 1937/38 erinnert, dem mehr als 50.000 Alevit:innen zum Opfer gefallen sind (vgl. Deniz 2020). Die Erinnerung hat neben dem Gedenken auch ihre Anerkennung zum Ziel. Gerade in der jüngeren Generation ist das Erinnern daran weit verbreitet. Das kann an der

Art des Erinnerns liegen, da insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene stärker den digitalen Raum dafür nutzen. Neben Gedenkveranstaltungen, z. B. im Landtag NRW, finden in Kooperation mit dem BDAJ internationale Konferenzen an verschiedenen Universitäten statt. Ein wichtiger Teil solcher Veranstaltungen ist die musikalische Begleitung, da es viele Lieder gibt, die detailliert vom Leid in Dersim erzählen (vgl. Türkyilmaz 2020). Es ist mitunter ein sehr besonderes Erlebnis, Lieder von Metin und Kemal Kahraman in einem Landtag zu hören, denen so Respekt gezollt wird.¹

Am 2. Juli 1993 sind 33 Personen beim Sivas-Massaker ums Leben gekommen. Es ereignete sich während des Pir-Sultan-Kulturfestivals mit vielen alevitischen Teilnehmenden. Am 2. Juli folgten 20.000 Menschen einem islamistischen Aufruf, sammelten sich vor dem Hotel und griffen Künstler:innen und Teilnehmende des Festivals an, ohne von Behörden und Sicherheitskräften zurückgehalten zu werden. Seitdem finden jedes Jahr am 2. Juli Gedenkaktionen statt, um Aufklärung und Konsequenzen zu fordern (vgl. Kızılay 2022). Viele junge Menschen, die 1993 noch nicht geboren waren, sind Teil dieser Veranstaltungen. Z. B. gibt es musikalische Beiträge von jungen Menschen, die die Lieder der Verstorbenen oder über die Verstorbenen singen. Andere tragen eigene Gedichte oder Reden vor. Unabhängig davon, ob Alevit:innen Teil einer Gemeinde sind oder nicht, nehmen sie hin und wieder an derartigen Gedenkveranstaltungen teil, um zu erinnern (vgl. Tol 2017).

Mit diesen Ereignissen stellt sich die Frage, wo Erinnerungsarbeit anfängt und ob sie anfangen kann, wenn es noch keine Verurteilung, Anerkennung oder andere politische oder juristische Konsequenzen gibt. Für den BDAJ beginnt Erinnerungsarbeit bereits, ohne dass diese Voraussetzungen erfüllt sind, und der Verband versteht dies nicht zuletzt auch als eine Form des Protests.

Es gibt schon lange eine jährliche alevitische Trauer- und Fastenzeit. Die Muharrem-Tage verschieben sich in jedem Jahr, da sie nach dem Mondkalender berechnet werden. In dieser Zeit wird Imam Hüseyin und seiner Gefolgschaft gedacht, die beim Massaker von Kerbela

¹ Metin und Kemal Kahraman sind Brüder, die gemeinsam Musik machen. Sie singen auf Zazaisch, Türkisch und Kurmanci und nutzen Alevitische Inhalte und/oder Geschichten aus Dersim als Inspiration.

verfolgt und massakriert wurden, weil Hüseyin ein Nachkomme der Familie des Propheten Muhammed war und sich gegen die Omayyaden aussprach (vgl. Kaplan 2013). Beim Zusammenkommen wird unterschiedlich erinnert, beispielsweise mit Musik, Gesprächen über das Geschehene oder über aktuelle Dinge, die die Gemeinschaft beschäftigen.

Weitere Formen des Erinnerns und die Solidarität mit anderen Betroffenen

Erinnern und Gedenken funktionieren natürlich auch online. Hierbei ist besonders, dass der neuere Lebensraum der jungen Menschen erschlossen ist und das Internet kein Raum ohne Bildungsarbeit, Informationen oder konstruktiven Austausch ist. Soziale Medien sind dabei entscheidend. So werden an Gedenktagen Beiträge veröffentlicht, die informieren, oder interaktive Stories geteilt, die zur Diskussion anregen. Die öffentliche Sichtbarkeit ist sehr wichtig für junge Menschen, denn dadurch entsteht Anteilnahme und Empathie.

Über das alevitische Erinnern hinaus gibt es grundsätzlich viel Anteilnahme und Partizipation an Erinnerungsarbeit. Das Gedenken an den Holocaust ist sehr vielfältig in Deutschland und die Alevitische Jugend nimmt u.a. an Gedenkstättenbesuchen und Zeitzeug:innengesprächen teil bzw. organisiert diese auch selbst. Die Veranstaltungen rund um den Gedenktag an den Genozid an den Armenier:innen, der jedes Jahr am 24. April stattfindet, werden von vielen Alevit:innen besucht (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2022). Im Sommer 2022 hat der Bund der Alevitischen Studierenden, Teil des BDAJ, mit dem Jugendverband der Armenier in Deutschland e.V. (ARI) eine Wochenendveranstaltung zum Thema „Erinnerungskultur in der armenischen und alevitischen Diaspora“ veranstaltet.

Auch das Erinnern an rechte und rassistische Gewalttaten in Deutschland spielt in der aktuellen Erinnerungsarbeit eine große Rolle. Seit Jahren arbeitet der BDAJ z. B. mit Gamze Kubaşık, der Tochter des vom NSU getöteten Mehmet Kubaşık, zusammen. Anlässlich des zehnten Jahrestags der Aufdeckung des NSU fand Ende Oktober 2021 eine Online-Veranstaltung mit Gamze Kubaşık statt, in der es u.a. darum ging, wie Erinnerungsarbeit aus einer Betroffenenperspektive gestaltet werden kann und muss.

Der rassistisch motivierte Anschlag in Hanau am 19. Februar 2020 war für viele alevitische Jugendliche ein einschneidendes Ereignis. Die Orte, an denen die neun Opfer getötet wurden, waren Räume, in denen sie sich

auch bewegten. Der Gedanke, dass es einen selbst hätte treffen können, war noch näher und realistischer als zuvor. Auch der BDAJ nimmt an den Gedenkveranstaltungen in Hanau teil und arbeitet z. B. mit der Bildungsinitiative Ferhat Unvar in einem Videoprojekt des BDAJ Baden-Württemberg zusammen.

Fazit

Erinnerungsarbeit, die über die eigene Geschichte und/oder Betroffenheit hinausgeht, ist entscheidend für eine plurale Gesellschaft und die persönliche Bereicherung sowie um Teil eines starken, demokratischen und vor allem empathischen Miteinanders zu sein. Gerade für Minderheiten ist es wichtig, gesehen und gehört zu werden (vgl. Jenkins/Cetin 2017). Dazu zählt auch, dass das Gedenken anerkannt und Solidarität gelebt wird. Die Alevitische Jugend setzt sich sehr stark für das eigene Empowerment ein. Eine selbstbestimmte und selbstbewusste Haltung hilft ihr zum einen, sich der eigenen Identität durch Erinnerungsarbeit bewusst zu sein, und zum anderen stärkt es sie im Einsatz gegen Ungerechtigkeiten, unabhängig davon, ob eine eigene Betroffenheit vorliegt oder nicht.

Literatur:

- Bundeszentrale für politische Bildung (2022): Gedenktag an den Genozid an den Armenier/-innen, in: Deine tägliche Dosis Politik, www.bpb.de/kurz-knapp/deine-taegliche-dosis-politik/507482/gedenktag-an-den-genozid-an-den-armenier-innen/, letzter Aufruf: 10.08.2022
- Deniz, Dilşa (2020): Re-assessing the Genocide of Kurdish Alevi in Dersim, 1937–38, in: Genocide Studies and Prevention, Bd. 14, Nr. 2, S. 20–43
- Jenkins, Celia/Cetin, Umit (2017): From a ‘sort of Muslim’ to ‘proud to be Alevi’: the Alevi religion and identity project combatting the negative identity among second-generation Alevi in the UK, in: National Identities, Bd. 20, Nr. 1, S. 105–123
- Kaplan, Ismail (2013): Die Muharrem-Tage, <https://bdaj.de/index.php/alevitentum/lehre-und-brauchtum/56-die-muharrem-tage>, letzter Aufruf: 10.08.2022
- Kızılay, Efsun (2022): 2. Juli 1993: Das Massaker von Sivas, www.dialogueperspectives.org/de/blog/2-juli-1993-das-massaker-von-sivas/, letzter Aufruf: 10.08.2022
- Tol, Ulaş (2017): Urban Alevism and Young Alevi’s Search for Identity. Istanbul Youth Mapping Series, Istanbul: PODEM (Public Policy and Democracy Studies) & Berghof Foundation
- Türkyilmaz, Yektan (2020): „Die Sonne gefror am Himmel“. Von den Schwierigkeiten der Genozidforschung unter den Bedingungen der Verleugnungsideologie, in: Werkstatt-Geschichte, Bd. 81, S. 129–144

„Fehlt dir etwas? Erschaffe es dir selbst!“

Eine biografie-analytische Untersuchung zum ehrenamtlichen Engagement junger Jüdinnen:Juden in Deutschland

ANASTASSIA PLETOUKHINA

Die jüdische Gemeinde in Deutschland erlebte ab 1991 einen starken Zuwachs durch die Migration von Jüdinnen:Juden aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion. Über 200.000 jüdische Emigrant:innen reisten zwischen 1991 und 2005 im Rahmen des Kontingentflüchtlingsgesetzes in die Bundesrepublik Deutschland ein. Die jüdische Gemeinde Deutschlands, die bis zu diesem Bruchmoment aus circa 20.000 Mitgliedern bestand, erhoffte sich durch die Zuwanderung einen Aufschwung im Gemeindeleben sowie höhere Mitgliederzahlen. Nach drei Dekaden leben zurzeit 91.839 Mitglieder der etablierten jüdischen Gemeinden in 106 Städten Deutschlands.¹ In einigen Städten fanden Neugründungen jüdischer Gemeinden statt. Die in die Statistik eingegangenen Zahlen erfassen Mitglieder orthodoxer Gemeinden und von Einheitsgemeinden, die mehrere Denominationen vereinen. Eine der Voraussetzungen der Mitgliedschaft ist die matrilineare Zugehörigkeit² zum Judentum. Unter den etwas über 200.000 eingewanderten „Kontingentflüchtlingen“ sind sowohl matrilineare als auch patrilineare³ jüdische Einwander:innen sowie ihre nicht jüdischen Ehepartner:innen. Somit muss eine große Gruppe von Kontingentflüchtlingen jüdischer Herkunft ihre jüdische und andere Zugehörigkeiten neu aushandeln, formulieren und Räume schaffen, in welchen diese gelebt werden können. Auch wenn die Zahl der Gemeindemitglieder sich verfünffacht hat, ist in den Medien und der Fachöffentlichkeit wieder die Rede vom Aussterben der jüdischen Gemeinden in Deutschland. Der Grund dafür ist das Alter: Knapp 60 % der Mitglieder sind über 50 Jahre alt. Wie lässt sich diese Altersverteilung erklären? Es ist zunächst zu berücksichtigen, dass viele junge Erwachsene ihre Heimatstädte verlassen, um ein Studium oder eine Arbeit aufzunehmen. Sie verlassen dabei nicht nur die Städte, sondern

auch ihre Gemeinden und werden nur selten Mitglieder der etablierten Gemeinden in den Ankunftsstädten. Viele sich als jüdisch identifizierende junge Erwachsene entstammen zudem aus sogenannten Mischehen und sind nach dem religiösen Gesetz nicht jüdisch, da sie einen jüdischen Vater und eine nicht jüdische Mutter haben. Das hat zur Folge, dass sie ohne einen mehrjährigen religiösen Übertrittsprozess die Mitgliedschaft einer klassischen jüdischen Gemeinde nicht erhalten könnten.

Durch diese Entwicklungen hat sich ein für Deutschland vergessenes bzw. unbekanntes gesellschaftliches Bild herausgestellt. In den letzten zwölf Jahren haben sich bundesweit mehr als 200 Organisationen und Initiativen mit Projekten für junge jüdische Erwachsene (sowohl matrilinear als auch patrilinear Herkunft) befasst. Es wird zurzeit vermehrt von der „jüdischen Gemeinschaft“ oder angelehnt an das amerikanische Gemeinde-Verständnis von „Jüdischer Community“ gesprochen. Die beiden Formulierungen umfassen dabei alle jüdischstämmigen Personen.

In diesem Artikel präsentiere ich einen Ausschnitt aus meiner Forschung, in der ich die Rahmenbedingungen des Engagements der jungen Jüdinnen:Juden in Deutschland ergründe. Diese basiert sowohl auf meinem individuellen als auch professionellen Hintergrund – jüdische Emigrantin, Sozialpädagogin, Aktivistin und Sozialwissenschaftlerin – mit dem Engagement junger Jüdinnen:Juden „außerhalb“ etablierter Gemeinden. Dafür verwende ich in den nächsten Zeilen ein im Rahmen meines Promotionsprojektes rekonstruiertes Fallbeispiel, das den Kernteil des Manuskriptes bildet. Zuvor führe ich kurz ein, wie ich selbst mit meiner mehrschichtigen Biografie zu der Forschungsfrage kam und wie der Interpretationsprozess hinter der jeweiligen Lebensgeschichte aussieht. Die biografische Rekonstruktion wird dabei mit den Fragen und Kommentaren gestützt, die in diesem Prozess entstanden, um den Leser:innen weitere Sichtweisen näher zu bringen.

1 Auf der Webseite der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V. (ZWST) sind diese Informationen und weiteres zu finden. Bitte siehe dazu: <https://zwst.org/de/publikationen/statistik>. Letzter Aufruf: 20.10.2022

2 Matrilineare Zugehörigkeit bezieht sich auf eine Linie von Verwandten, die über Frauen miteinander verwandt sind (Keesing 1975, 19). Laut der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, wird die Zugehörigkeit zum Judentum über die mütterliche Verwandtschaft bestimmt oder durch einen Übertritt zum Judentum.

3 Patrilineare Deszendenz bezieht sich auf eine Linie, *lineage*, von Verwandten, die durch Männer miteinander verwandt sind (Bargatzky 1985, 55). Demnach wird die patrilineare Mitgliedschaft über die väterliche Linie weitergegeben (Keesing 1975, 18).

1. Jüdische Gemeinden und das Engagement der jungen Jüdinnen:Juden

An dieser Stelle ist es wichtig festzuhalten, dass das jüdische Leben in Deutschland stark institutionalisiert und entlang der etablierten jüdischen Gemeinden organisiert ist. In der Regel gibt es eine jüdische Gemeinde in der jeweiligen Stadt, die sich um die Belange des jüdischen Lebens vor Ort kümmert. Wie bereits erwähnt, haben Personen, Initiativgruppen und von den jeweiligen Gemeinden unabhängige kleine Vereine angefangen, Veranstaltungen und Räume für junge Jüdinnen:Juden zu schaffen. Meistens geschah das im sogenannten Peer-to-Peer-Format. Das bedeutet: Von jungen Jüdinnen:Juden selbstbestimmte Räume entwickelten sich für jüdische Praxis. Dabei hatten sich für die jeweilige Community relevante oder bisher nicht beachtete Inhalte formulieren lassen. Die neuen Räume des jüdischen Lebens orientieren sich an den unmittelbaren Bedürfnissen der jungen Jüdinnen:Juden. In meiner Studie habe ich das Ziel verfolgt, die Zusammenhänge zwischen den Aspekten des Communitylebens und biografischen Entwicklungen der Jüdinnen:Juden in Deutschland herzustellen.

Auch meine Biografie ist in diesem Kontext zu verorten. Seit meiner Einwanderung im Jahr 1998 bin ich ein aktives Mitglied der jüdischen Gemeinschaft. Zu dieser aktiven Mitgliedschaft gehören die Teilnahme an den örtlichen Angeboten als Kind, die Leitung des Jugendzentrums in meiner Heimatgemeinde und mein Engagement bei diversen jüdischen Bildungsträgern. Schließlich habe ich mich im Bereich der jüdischen informellen Bildung professionalisiert. Auch habe ich in dieser Zeit gemeinsam mit anderen Studierenden einen Verein in Berlin gegründet, der die Vergemeinschaftung von jüdischen Studierenden in der Bundeshauptstadt neu formulierte. Dieses Netzwerk gab mir den Push, mich mit diesem Themenfeld wissenschaftlich auseinanderzusetzen. Mit anderen Worten: Ich ging an meinen Forschungsgegenstand aus der Praxis heran.

Meiner ersten Auseinandersetzung mit der Materie, die ich im Rahmen meiner an die relationale Netzwerkforschung angelehnten Masterarbeit abschloss, folgten neue Fragen, u.a. warum sich junge Jüdinnen:Juden „außerhalb“ der etablierten Gemeinden engagieren. Dieser Frage ging ich mithilfe der Methoden der interpretativen Soziologie, spezifischer der Biografieforschung nach. Im Rahmen meiner Dissertation, für die ich autobiografische, narrative Interviews (Schütze 1984; Detka 2005) durchführte und rekonstruierte, ging es um die Erschließung der Rahmenbedingungen und

biografischen Umbrüche bei den Aktiven, die sie zu ihrem Engagement führten. Besonders in der Forschung zu vermeintlich allgemein bekannten Erscheinungen des alltäglichen Lebens, wie z. B. zum Gemeindeleben oder dem Studierendenalltag, bieten sich biografische Interviews an, da die Sichtweisen der beteiligten Personen, ihre Erfahrungen und die sozialen Konstruktionen ihres Alltags einbezogen werden können (Flick/von Kardorff/Steinke 2010, 17).

2. Mehrere Perspektiven auf dasselbe Narrativ

Im Rahmen dieser Studie war es mir aufgrund der begrenzten zeitlichen Ressourcen nicht möglich, noch einen weiteren Schritt zu gehen und meine Rekonstruktionen der Interviews bzw. Gesprächsausschnitte mit den jeweiligen Forschungssubjekten zu besprechen. Dieser Schritt dient dazu, die möglichen Interpretationswege mit den Expert:innen ihrer eigenen biografischen Projekte zu ergänzen.

Um Fragen bezüglich des Einflusses der individuellen Erfahrungen in die Analyse zu integrieren, wurde ein in der Biografieforschung und generell in der qualitativen Sozialforschung etabliertes Verfahren eingesetzt: die Interpretationswerkstatt. Dabei wurde das Datenmaterial intensiv diskutiert und die Interpretation der Forscherin behandelt. Durch die jeweilige Interpretationswerkstatt wurden weitere Perspektiven und Rekonstruktionsmöglichkeiten zurückgespiegelt. Die infolge der Diskussion der Daten gewonnenen Perspektiven gaben Impulse für eine umfangreichere Analyse des gesamten Datensatzes über die Treffen hinaus. Diese Diversität der Perspektiven erweiterte die Deutungsmöglichkeiten der für diese Arbeit untersuchten Biografien und eröffnete nachhaltig neue Zugänge zu den Daten. Die Rekonstruktion des Fallbeispiels in dem folgenden Kapitel umfasst Kommentare und Nachfragen aus den Interviewanalysegruppen, damit die Leser:innen den in den Werkstätten verwirklichten Perspektivenwechsel nachverfolgen können.

3. Rekonstruktion der jüdischen Migration junger Menschen – Einblick in die Lebensgeschichte von Alex

Mithilfe einiger Passagen aus der lebensgeschichtlichen Erzählung von Alex, wie ich ihn nenne, diskutiere ich in diesen Zeilen verschiedene Aspekte jüdischer Migration und Jugend in Deutschland. Es wird dabei das Erzählte, aber auch das „Nichterzählte“ analysiert; z. B. das, was Alex nicht angesprochen hat, meines Erach-

tens nach aber zur Erzählung gehören könnte. Dabei tritt die Frage auf, welche biografische Bedeutung das Nicht-Erwähnen hat. Der Auszug aus der biografischen Rekonstruktion von Alex ist ein Beispiel für die Herausarbeitung von neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen.

Alex ist zum Zeitpunkt des Interviews 21 Jahre alt. Er lebt in Westdeutschland, in einer Wohngemeinschaft mit anderen jüdischen Studierenden. Ich kannte ihn bereits seit Jahren aus der jüdischen Jugendarbeit. Ich habe ihn für die Studie auf Grund seines Engagements für Gleichaltrige ausgesucht, das er außerinstitutionell betrieben hat. Die unten vorgestellte Passage setzt ab dem Moment der Einreise von Alex und seiner Familie nach Deutschland ein:

„Hier, wo wir nach Deutschland eingereist sind, die erste Sache, die wir gemacht haben, das weiß ich noch, das war auch mit mir, wir sind in diese jüdische Gemeinde gekommen, nach A., und das war so ein.. ein bisschen komisches...“

Dieses Erzählsegment beginnt mit der Klarstellung, dass Alex aus eigener Erfahrung spricht. Dabei berichtet er über die ersten Entwicklungsschritte der Beziehung zwischen seiner Familie und der jüdischen Gemeinde in der Ankunftsstadt. Er war in die Prozesse involviert, die er beschreibt. Mit anderen Worten: Er spricht nicht über die rechtliche Grundlage der Einreise nach Deutschland, auch nicht darüber, dass die Einwanderung an die Mitgliedschaft bzw. an die Kontaktaufnahme mit der jüdischen Gemeinde in Deutschland geknüpft war. Zudem beschreibt er die erste Begegnung mit der Gemeinde als nicht sehr erfolgreich:

„Also mir war das komplett egal, ich wusste nicht mal, was Jude ist, ich hatte gar keine Ahnung. Ich wusste nicht mal so wirklich, was das Ganze zu bedeuten hat und wer überhaupt Juden sind und das war so die erste Sache, die wir da gemacht haben und ab dem Moment hat mein Stiefvater gesagt: Wir gehen da nie im Leben mehr hin, zu dieser Gemeinde.“

Seine Darstellungen sind eventuell so zu interpretieren, dass die Familie sich entschieden hat, die Gemeinde aufzusuchen, obwohl in ihrem Herkunftsort keine Verbindung zur Synagoge oder Gemeinde bestand. Möglich ist auch, dass dies an dieser Stelle bedeutet, dass er persönlich keine Verbindung zwischen der Einwanderung und dem Aufsuchen der Gemeinde sieht. Zuzüglich sagt Alex, dass er nicht einmal wusste, dass er – beziehungsweise seine Familie – jüdisch ist.

Er gibt an, dass die Gemeinde ihm und seiner Familie nicht gefallen hat. Sie sind aus einer Großstadt in Russland in eine mittelgroße Stadt in Deutschland gezogen. Dies ist zunächst an sich eine große Umstellung. Ferner waren sie in ihrer Heimatstadt nie in einer Gemeinde gewesen und haben das Jüdischsein nur innerhalb der Familie ausgelebt. Die Institution der Gemeinde ist für sie fremd und nicht sonderlich attraktiv. Zum Zeitpunkt der Einwanderung von Alex und seiner Familie waren die meisten jüdischen Einwander:innen aus der ehemaligen Sowjetunion bereits seit mehreren Jahren in Deutschland. Dadurch besteht bereits eine Dynamik in der Gemeinde, die für die Familie nicht zugänglich ist. Die meisten in den Gemeinden aktiven Personen waren etwas älter, sodass es für die Familie noch schwieriger war, auf Anhieb Anschluss zu finden. Die Gemeinde in der Ankunftsstadt war russischsprachig und es ist möglich, dass die Eltern sich erst um die Integration kümmern wollten und die Gemeinde in diesem Prozess als hinderlich empfunden haben.

Aus der Aussage des Stiefvaters – „Wir gehen da nie mehr hin“ – kann geschlossen werden, dass es gegebenenfalls auch einen Konflikt mit den administrativen Strukturen der Gemeinde gab. Es wirkt, als ob der Stiefvater irgendwelche Erwartungen an die Gemeinde hatte und nun nach der Begegnung enttäuscht war und sehr kategorisch ein erneutes Aufsuchen der Gemeinde ablehnte. Alex differenziert nicht, zu welchem Zeitpunkt sie die Gemeinde aufgesucht haben. Es ist jedoch anzunehmen, dass es um die Anmeldung in der Gemeinde ging. Dieses Erzählsegment endet, wenn Alex beginnt, über seine Erfahrung in der jüdischen Jugendarbeit zu berichten:

Nachfrage aus der Interpretationswerkstatt:

In der Konfliktsituation mit der Gemeinde: Der Vater hat für die ganze Familie entschieden, ohne die Bedürfnisse der Kinder zu berücksichtigen? Alex ist verunsichert, welchen Forderungen er infolge dessen Folge leisten soll – denen seines Vaters, denen der Gemeinde oder seinen eigenen.

„Weil es hat irgendwie aus irgendeinem Grund nicht gefallen und genauso meinen Eltern, also meiner Mutter und meiner Schwester auch und wo die jungen Leute gesehen haben: Ok, es gibt eine neue Familie, wo wir einmal da waren, haben sie direkt: Aha, ok, es gibt jemanden.“

In dieser Passage kommen seine Mutter und seine Schwester in der Narration zum ersten Mal vor, auf die-

se zwei Familienmitglieder geht Alex jedoch erst einmal nicht näher ein. Dann erwähnt er, dass es in der Gemeinde andere junge Menschen gab, die persönlich daran interessiert waren, neue Familien in der Stadt für ihre Angebote in der Gemeinde zu begeistern. Das Folgesegment fängt damit an, dass diese jungen Leute „an seiner Tür geklopft“ haben. Damit ist wahrscheinlich gemeint, dass die Familie einen Anruf aus der Gemeinde bekommen hatte. Es ist eine häufige Praxis, dass die Gruppenleiter:innen die Kinder persönlich zu den Aktivitäten einladen:

Nachfragen aus der Interpretationswerkstatt:

- 1) „Aus irgendeinem Grund“ möchte er keine konkrete Stellung nehmen und nicht alle Infos preisgeben.
- 2) Wie ist es dazu gekommen: Wurde wirklich an seiner Tür geklopft?

„Und haben direkt, ein paar Wochen danach haben sie an meiner Tür angeklopft und haben gesagt: Du bist doch der Alex, willst du mal zu uns ins Jugendzentrum? Ich habe gesagt: Nein, danke, ciao. Und die haben dann gesagt: Nein, komm einmal mit. Dann bin ich einmal mitgekommen und keine Ahnung, hat mir Spaß gemacht, aber auch nicht, also es war so: Geht so. Dann haben sie gesagt: Kommst du das nächste Mal? Ja, ich muss mal überlegen. Und ab dem Moment kam ich halt nicht und dann zwei Jahre hat es noch gedauert, bis meine Schwester plötzlich 2007 eine neue Freundin bekommen hat, aus A. auch und es gab Vorbereitungen für die Jewrovision in München. 2007. Und dann war sie halt mit der Freundin die ganze Zeit unterwegs und die Freundin hat dann gesagt... und die haben sich zufällig getroffen, weil meine Schwester spielt Geige und die hat auch Geige gespielt und das war durch diese Geige, das war ganz zufällig, weil die waren die einzigen Russischsprachigen dort und die auch und meine Schwester halt auch und das war es. Und ist das irgendwie so gekommen, dass sie für C. dann mitgesungen hat, diese eine Freundin. Und dann ist meine Schwester nach München dazugekommen, 2008, und hat dort quasi ihren Mann kennengelernt, den Leon, ihr Mann. Und das war halt für sie so wow, das war richtig cool für sie, wie alt war sie, 19, 20. Das war so richtig cool für die. Und die meinte: Wow, top, du sollst mal auch unbedingt mit und so weiter.“

Alex orientiert sich mit seiner Absage, an den Aktivitäten des Jugendzentrums teilzunehmen, wahrscheinlich an der Haltung seines Stiefvaters, der mit der Ablehnung des Besuchs der jüdischen Gemeinde auch für die anderen Familienmitglieder den Ton angegeben hat. Er positioniert sich hier erneut sehr selbstständig und entscheidungsfähig. Nach einer Überredung seitens der Gemeinde gibt er dem Jugendzentrum eine Chance; es begeistert ihn aber nicht sonderlich. Es waren vermutlich nicht so viele Kinder anwesend und alle in unterschiedlichem Alter, sodass er nicht überzeugt war, dass er dort Anschluss finden wird. Außerdem, wie bereits skizziert, bestand innerhalb der Familie keine Begeisterung für die Gemeinde. Erst als seine Schwester zufällig eine Freundschaft mit einem Mädchen schließt, das in einer der benachbarten Gemeinden aktiv ist, wendet sich die Situation. Die neue Freundin begeistert Alex' Schwester dafür, auf ein großes Event – die Jewrovision – in München mitzukommen. Es zog damals mehr als 500 jüdische Kinder und Jugendliche (heute über 1.000) aus ganz Deutschland an. Die Menge der Kinder und auch die Show, die im Zentrum des Events stand, war sehr überzeugend für die Schwester. Auch dass sie dort andere Gleichaltrige kennenlernen konnte und sogar ihren späteren Mann getroffen hat, war ebenfalls ein starkes Argument für seine Schwester, ihn zu überzeugen, es noch einmal mit der Gemeinde zu versuchen. Denn an diesem Event konnten nur Kinder und Jugendliche aus den Gemeinden teilnehmen – und nicht die Erwachsenen.

Alex' späterer Schwager ist ein in der Gemeinde sehr engagierter junger Mann gewesen, sodass er ebenfalls Einfluss auf diese Veränderung der Einstellung hatte und für ihn, in seiner Interaktion mit der jüdischen Gemeinschaft, zum signifikanten Anderen⁴ wird.

Nachfrage aus der Interpretationswerkstatt:

Der Zufall wird betont, wie er in die Gemeinde gekommen ist. Er erwähnt keine weiteren Freunde in Deutschland. Alle Freunde, die erwähnt werden, sind jüdisch.

⁴ Signifikante Andere ist ein von G.H. Mead geprägter Begriff aus der Theorie des symbolischen Interaktionismus. In Bezug auf erwachsene Individuen beschreibt der Begriff Personen aus der unmittelbaren Umgebung, die ein Individuum in seiner Sozialisation und gesellschaftlichen Interaktion maßgeblich prägen. Dabei werden vom Individuum häufig Werte, Normen, Rollenerwartungen und Handlungsmuster von der signifikanten anderen Person übernommen (Abels 2004, 510ff.).

4. Doing Judaism

Ein Ergebnis dieser Forschung ist die Herausarbeitung des Konzepts des „Doing Judaism“ als ein Annäherungsversuch an das Phänomen des an aktives Handeln geknüpften und performativen jüdischen Selbstverständnisses. Der Fall von Alex hat einen aktiven und sehr passionierten jungen Mann gezeigt, dessen Eltern, so wie er selbst, zunächst keinen Platz in der etablierten Gemeinde finden konnten. Dennoch findet er einen Zugang durch die Bekanntschaft mit Leon und der Teilnahme an der Jewrovision. Er verbringt viel Zeit in der jüdischen Jugendarbeit. Aus der späteren Erzählung geht hervor, dass er, nachdem er für das Jugendzentrum zu alt wurde, festgestellt hat, dass es für ihn kaum Angebote in der Gemeinde gibt. Die Rekonstruktion der Biografie von Alex stellt die Komplexität der Bedürfnisse der Jüdinnen:Juden in Deutschland sowie die Diversität ihrer Hintergründe und Erwartungshaltungen dar. Alex wächst mit dem Verständnis auf, dass es nicht nur einen Weg gibt, jüdisch zu sein, und dass eine jüdische Kollektivität unterschiedlich gestaltet werden kann. Im Laufe seines Lebens nimmt er immer aktivere Positionen in der Gestaltung von dieser ein.

Das Motto „Fehlt dir etwas, dann erschaffe es selbst“ wurde in den vergangenen zwölf Jahren zur treibenden Kraft für jüdische Aktivist:innen in unterschiedlichen Regionen Deutschlands. Die Biografien der Protagonist:innen veranschaulichen dabei, wie im Sinne der Performativität ein ständiges Aushandeln von Positionen und Werten in Bezug auf das Judentum und das jüdische Selbstverständnis sowohl auf individueller als auch auf institutioneller und systematischer Ebene stattfindet. Die Vielfalt der Formen der jüdischen Kollektivität bietet zahlreiche Plattformen für diese Aushandlungsprozesse.

Diese neuen Formationen des untersuchten Gemeinschaftslebens entstehen an der Schnittstelle von Kol-

lektivität und Individualisierungsprozessen. Flache Hierarchien, der Zugang zu diversen Ressourcen – wie z. B. der Zielgruppe –, Fachkompetenzen im Projektmanagement, Räume, Referent:innen, leichte Einstiegs- und Aufstiegsmöglichkeiten im organisatorischen Prozess und Selbstbestimmung sind Kriterien für die Entstehung von Gruppen, die das Bedürfnis nach Kollektivität befriedigen, ohne die Individualität und Hybridität der einzelnen Identitäten einzuschränken.

5. Fazit

Die jüdischen jungen Erwachsenen sehen sich als Teil der jüdischen Gemeinschaft und auch des Konstruktes „jüdische Gemeinde“. Sie ordnen die aktive Beteiligung am Gemeindeleben in unterschiedliche Stationen ihrer Biografien ein. Zu anderen Zeitpunkten nutzen sie andere Räume für das Erleben jüdischer Kollektivität. Für die Kontinuität der jüdischen Praxis, sowohl im religiösen als auch im säkularen Sinne, ist die Pluralität der möglichen Zugänge unabdingbar.

Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz (2008): Identitäten, in: Willems, Herbert (Hg.): Lehr(er)buch Soziologie: Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge (Band 2), Wiesbaden: Springer VS, S. 509–533
- Bargatzky, Thomas (1985): Einführung in die Ethnologie, Hamburg: Helmut Buske
- Detka, Carsten (2005): Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews, in: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS) 6. Jg., Heft 2/2005, S. 351–364
- Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (2010): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Berlin: Rowohlt Verlag
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des Autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hg.): Biographie und Soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart: Metzler, S. 78–117

Pfadfinden in Arenberg gestern und heute. Ein intergenerationsales Gruppengespräch beim BdP Stamm von Helfenstein

AMINA COURBIER, MEDEA COURBIER, ANNALENA KRETSCHMER, SOPHIA PLATO, TORBEN PÖTTER

In den letzten zwei Jahren hat sich ein Teil unserer „Ranger/Rover“ (R/R, Pfadfinder:innen, die zwischen 16 und 27 Jahre alt sind) an dem Forschungsprojekt „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“ (PEPiKUm) der Hochschule Koblenz beteiligt. Hierbei ging es darum, dass Jugendliche und junge Erwachsene als Co-Forschende selbst zu dem Thema Erinnerung forschen und sich mit geschichtlichen Ereignissen auseinandersetzen.

In diesem Rahmen haben wir uns dazu entschieden, die Gründung unseres Stammes (so heißen Ortsgruppen bei den Pfadfinder:innen) näher zu betrachten sowie Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Jugend von damals und heute zu beleuchten. Als Forschungsmethode haben wir uns für ein Gruppeninterview¹ entschieden, um das persönliche Gedächtnis der einzelnen Zeitzeugen anzuregen und dadurch noch mehr Erinnerungen zu wecken. Zusammen mit zwei Mitgründern unseres Stammes und zwei aktiven Gruppenführerinnen haben wir uns an einem Nachmittag bei Kaffee und Kuchen über unseren Stamm unterhalten. Dabei ging es um ihre Motivation den Stamm zu gründen und um die Beziehung zwischen Stamm, Kirche und Dorfgemeinschaft.

Um die Zusammenhänge gut verstehen zu können, muss man erst einmal grob wissen, wie unser Stamm gegründet wurde. In den 1950er Jahren sind die ersten Arenberger nach Ehrenbreitstein im DPSG Stamm Hl. Kreuz (DPSG – „Deutsche Pfadfinderschaft Sankt Georg“, katholischer und größter Pfadfinder:innenverband in Deutschland) zu den Pfadfinder:innen gegangen. Mit der Zeit sind immer mehr Arenberger im Ehrenbreitsteiner Stamm Mitglied geworden, sodass der Wunsch entstanden ist, direkt in Arenberg Gruppen zu haben. Diese haben sich dann bei der Mitgliederversammlung 1956 von der DPSG Ehrenbreitstein abgespalten und der Stamm von Helfenstein wurde gegründet. Im Jahr 1993 ist der Stamm dann von der DPSG in den BdP („Bund der Pfadfinderinnen und Pfadfinder“ – größter interkonfessioneller Pfadfinder:innenbund in Deutschland) gewechselt, in dem wir noch heute Mitglied sind.

Was uns bei dem Gruppeninterview direkt aufgefallen ist, sind Gemeinsamkeiten, die sich nicht wesentlich in den letzten 66 Jahren verändert haben. Wir fahren auf Lager, erkunden die Gegend mit Wanderungen und treffen uns regelmäßig zu Gruppenstunden. Bei unseren Treffen ist die Gitarre mit Gesang wesentlicher Teil unserer Aktivitäten. Sehr stark hervorgekommen sind auch Erlebnisse, in denen, damals wie heute, die Gruppenführer:innen nicht volljährig waren, wobei man 1956 auch erst mit 21 volljährig war. Außerdem herrscht(e) ein großes Gemeinschaftsgefühl in den Pfadfinder:innengruppen und es gab und gibt ein Verbundenheitsgefühl zu anderen Pfadfinder:innen auf der ganzen Welt, auch wenn man sie überhaupt nicht kennt. Eine Identifikation mit der Sippe oder den Pfadfinder:innen allgemein war dementsprechend auf jeden Fall vorhanden. Heute ist die Identifikation mit dem Bund (BdP) und dem Landesverband noch dazugekommen.

So haben die beiden Mitgründer ihre aktive Pfadfinderzeit noch als tolle Zeit sehr gut in Erinnerung und denken gerne daran zurück. Dies konnte man beim Interview lebhaft spüren. Einer der Mitbegründer hatte sogar seinen alten Mitgliedsausweis dabei, auf dem auch das alte DPSG-Pfadfinder:innengesetz noch stand. Allerdings ist über die Länge der Zeit der direkte Bezug zu den Pfadfinder:innen abgebrochen.

Aber in den ganzen Jahren hat sich selbstverständlich auch einiges im Stamm von Helfenstein verändert. Zur Gründung war der Stamm als Teil der DPSG auch ein Teil der katholischen Kirche. So waren Andachten und Gottesdienste auf Lagern und als Aktionen gängig. Auch heute leben die Arenberger Pfadfinder:innen zwar noch sehr die christlichen Werte, doch hat der Stamm meistens nicht mehr den direkten Bezug zu einer Kirche. Trotzdem unterstützt die katholische Kirche vor Ort den Stamm weiterhin. So darf der Stamm seit über 40 Jahren die Kellerräume des Pfarrheims in Arenberg für seine Gruppenstunden nutzen. Im Gegenzug unterstützt der Stamm bei Nachfrage auch noch bei Pfarrfesten und Gottesdiensten der Kirchengemeinde. Zum Beispiel haben die R/Rs 2020 einen großen Teil des Corona-Empfangsdienstes (Überprüfung der Hygieneregeln, Kontaktnachverfolgung u.ä.) in der Kirche übernommen. Im Gruppeninterview ist dabei

¹ Die nachfolgenden Ergebnisse sind nur aus dem Gruppeninterview entnommen.

aber auch rausgekommen, dass die Kirche als Institution heute deutlich kritischer gesehen wird. Gerade die Aufdeckung von Missbrauchsfällen und der Umgang der Kirche damit treffen bei der aktuellen Jugend eher auf Ablehnung der Kirche, ganz unabhängig von den Pfadfinder:innen. Dieses veränderte Verhältnis zur Kirche hat zum Teil auch bei der älteren Generation eingesetzt. Hierbei kommt es aber vor allem auf persönliche Erfahrungen mit der Kirche an.

In dem Gruppeninterview sind uns neben der Zugehörigkeit zu einer Kirche der Verbände, in denen der Stamm Mitglied war, noch andere Unterschiede auf-

gefallen, die vor Ort wichtig waren. So gab es damals anscheinend keine erwartungserfüllende Unterstützung bei Problemen und Vorfällen von höheren Ebenen des Verbandes. Heutzutage gibt es demgegenüber eine gute Unterstützung im Bund, vor allem durch den Landesverband. So gibt es ein ausgeklügeltes Kursystem sowohl für (angehende) Gruppenführungen als auch für ältere Sipplinge (Mitglieder einer „Sippe“, der Kleingruppe der Elf- bis Fünfzehnjährigen, die aus circa sechs bis acht Personen besteht). Außerdem treffen sich die Stufen- und Stammesführungen des Landesverbands zweimal im Jahr, um sich gegenseitig bei Problemen zu helfen und gemeinsame Aktionen zu planen.

Partizipative Erinnerungspädagogik

Das Team des Forschungsprojekts „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“ im Gespräch über ihre Projektarbeit

STEPHAN BUNDSCHUH (SB), JUDITH HILGERS (JH), TIMO VOSSBERG (TV), ALIA WIELENS (AW) UND EREN YILDIRIM YETKIN (EY) IM GESPRÄCH MIT WIEBKE WABURG (WW).

Wiebke Waburg (WW): Zunächst möchte ich von euch wissen: Was waren zentrale Gedanken und Ausgangspunkte im Projekt? Wie habt ihr eure Arbeit aufgenommen?

Stephan Bundschuh (SB): Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass wir in einer pluralen, postmigrantischen Gesellschaft leben, stellen wir uns im Projekt „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“, kurz PEPiKUm genannt, die Frage, welche Stimmen im gegenwärtigen Geschichtsdiskurs und kollektiven Gedächtnis eigentlich abgebildet werden. Unser Fokus liegt in diesem Fall auf Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Wie repräsentieren sich junge Menschen und was für Strategien und Aushandlungsmuster haben sie untereinander? Schließlich finden wir hier verschiedene Familiengeschichten, kollektive Geschichten und Gedächtnisse vor, mit denen sie sich ja in der Gesellschaft verorten. Und wie stehen diese in Relation zum öffentlichen Geschichtsdiskurs über die Katastrophen der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, aber auch zu den aktuellen Diskussionen um Antisemitismus, Rassismus, Kolonialismus und Postkolonialismus? Diese Fragen bewegten mich vor allem auf theoretischer und sozialpolitischer Ebene. Es war jedoch auch klar, dass die Beschäftigung mit diesen Fragen empirisch unterfüttert werden muss.

Judith Hilgers (JH): Uns war es wichtig, dass wir die Perspektiven der Jugendlichen selbst einbeziehen und hier nicht nur über Jugendliche sprechen, wie es in der Jugendforschung häufig der Fall ist. Partizipative Forschung, die seit einigen Jahren wieder stärker genutzt wird, schien uns hier besonders geeignet zu sein, um die jugendlichen Sichtweisen einzubeziehen und zugleich diesen Ansatz, diese Form der Wissensgenerierung, kritisch zu reflektieren. Ich denke, das macht dann auch unser Design aus, dass wir auf der einen Seite partizipative Ansätze im Forschungsprozess selber durchführen und mit co-forschenden Jugendlichen zusammenarbeiten, aber gleichzeitig auch reflektieren, was heißt das überhaupt? Was ist denn überhaupt partizipative Forschung? Wo fängt Partizipation an, welches Partizipationsverständnis haben

wir, haben unter Umständen auch die Jugendlichen dieses Verständnis von Partizipation? Und wo liegen dann auch die vielfach zitierten Chancen und Grenzen eines solchen Ansatzes – auch unter forschungsmethodischen Gesichtspunkten? Mit unserer Forschung wollen wir schließlich auch einen Beitrag zur Methodendiskussion leisten.

Eren Yildirim Yetkin (EY): Das Projekt PEPiKUm forscht also mit einem partizipativen Forschungsansatz im Feld der Jugendarbeit zu Erinnerungspraktiken junger Menschen. Der Aspekt der Partizipation ist damit gewissermaßen die Schnittmenge der drei Felder Forschung, Jugendarbeit und Erinnerungspraktiken, in denen Partizipation jeweils eine unterschiedlich starke Bedeutung einnimmt und sich natürlich auch unterschiedlich ausdrückt. Im Gegensatz dazu lassen sich bisherige Forschungsprojekte primär im schulischen Kontext verorten. Der Fokus liegt dort oftmals darauf, was Schüler:innen eigentlich lernen mit Blick auf Geschichte und Erinnerung. Erinnerungskultur und Erinnerungsarbeit im Allgemeinen sind ein nicht so präsenes Thema in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, das muss man, denke ich, nochmals unterstreichen. Was wir im Prozess der Forschungsarbeit auch gemerkt haben, ist, dass Partizipation einerseits ja ein wichtiges Modell, ein wichtiges Konzept für die offene Jugendarbeit und Jugendverbandsarbeit darstellt. Trotz dieser Selbstverständlichkeit sind die Umsetzung und das Verständnis davon in der Praxis aus verschiedenen Gründen immer unterschiedlich. Bei der Methodendiskussion um Partizipation ist dabei auffällig, dass diese kaum auf einer empirischen Basis beruht, sondern die Modellierungen und Verwendungen auf Beobachtungen oder Praxiserfahrungen fußen, weshalb dieser Untersuchungsgegenstand im Rahmen des Projektes besonders in den Blick rückt.

SB: Ein wichtiger Gedanke bezüglich des öffentlichen Erinnerungsdiskurses scheint mir, dass hier immer die Erwartung der aktiven Teilnahme formuliert wird, insbesondere gegenüber der jüngeren Generation. Sie sollen sich der historischen Katastrophen und der Verantwortung Deutschlands bewusst sein. Ich habe den

Eindruck, dass der öffentliche Diskurs vom politischen Feld so stark beeinflusst wird, dass so etwas wie eigen-sinnige Umgänge mit diesen historischen Prozessen und Aushandlungen ziemlich zurückgestellt erscheinen bzw. so erstmal nicht sichtbar sind. Dies wäre ein Aspekt, dem es in unserer Arbeit nachzugehen gilt, also inwiefern Bewegungen und Aushandlungen festzustellen sind, die erst einmal so im öffentlichen Diskurs nicht sichtbar sind.

Timo Voßberg (TV): Diese Fragen stellen sich meiner Meinung nach auch gar nicht nur mit Blick auf die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus und des Holocaust, sondern auch mit Blick auf jüngere Ereignisse von Ausgrenzung und Verfolgung. Gerade wenn wir von einer Pluralisierung der Gesellschaft und damit der Geschichts- und Erinnerungsbezüge sprechen, treten weitere Fragen auf: Wie verhandeln junge Menschen eigentlich Themenkomplexe wie den NSU oder die rassistischen und antisemitischen Anschläge in Halle und Hanau in der Gesellschaft? Spielen sie eine Rolle und wenn ja, bei welchen jungen Menschen und inwiefern?

WW: Wie haben sich die Zugänge zu jungen Menschen über die Praxispartner:innen gestaltet? Und wie sah euer Vorgehen in den partizipativ angelegten Settings dabei aus?

Alia Wielens (AW): Ursprünglich war eine Überlegung, dass wir in Alltagssituationen der Jugendarbeit durch Unterstützung der Sozialarbeiter:innen mit jungen Menschen in Kontakt treten. Dies wurde auf Grund der Covid-Pandemie und damit einhergehenden Auflagen sehr erschwert. Unsere Kooperationspartner:innen haben vereinzelt den Versuch unternommen digitale Formate zu schaffen, wo sich junge Menschen miteinander austauschen konnten. Dort, wo solche Formate bestanden, haben wir im Rahmen digitaler Treffen unser Projekt vorgestellt. Dabei haben wir versucht den Raum soweit wie möglich offen zu halten, keine Impulse zu geben, keine Themenschwerpunkte zu nennen. Die Rückmeldungen dazu waren, dass es sehr unklar bleibt, was wir von den jungen Menschen eigentlich wollten. Hier war genau die Offenheit des Projekts die große Herausforderung. Daraus haben wir gelernt und mit Beispielen aus dem lokalen Kontext gearbeitet und diese auch als Beispiele kenntlich gemacht. Aus diesen Vorstellungen heraus haben wir Interessierte dann zu Workshops eingeladen, die unter Titeln wie „Was erinnern wir (nicht)“? liefen. Hier haben wir u.a. mit Beispielen gearbeitet, die sowohl die Shoah als auch die Kolonialzeit betrafen. Um unsere Arbeit und auch den

Arbeitsaufwand etwas einzugrenzen, haben wir anhand von Modellen, wie z. B. einem Fotoprojekt oder einem biographischen Projekt, eine mögliche Mitarbeit vorgestellt. Daraus haben sich dann – je nach Gruppe – verschiedene Schwerpunktsetzungen entwickelt. Bei diesen Vorgängen war für mich wichtig sich zu vergegenwärtigen, dass die Gruppen der Co-Forschenden, die wir gewinnen konnten, bereits in anderen Kontexten aktiv waren und ihnen Partizipation ein sehr nahes und praktisch durchgeführtes Konzept schien. Hier muss ich mir natürlich die Frage stellen, inwiefern dann nur bereits partizipierende Jugendliche, die z. B. auch das technische Equipment besitzen, abgeholt werden konnten und andere nicht.

TV: Im Projekt haben wir viel die Frage diskutiert, was wir eigentlich bei dieser Art Impulsworkshop inhaltlich reingeben. Es gab eigentlich nicht nur die Rückmeldung, das Projekt bleibe zu schwammig, denn gleichzeitig haben andere Sozialarbeiter:innen im Vorfeld kritisiert, das Projekt sei zu geschlossen und es müsse noch viel offener konzipiert werden. Und in diesem Spannungsfeld haben wir uns bei unseren Vorbereitungen dann auch bewegt. Die mögliche Co-Forschung in sogenannten Mikroprojekten sollte einerseits gerahmt und verständlich präsentiert werden und gleichzeitig hatten wir eben den Anspruch, so wenig wie möglich vorzugeben, sodass die Co-Forschenden selbst den Themenkomplex und die Fragestellungen im Kontext von Erinnerungspraktiken bestimmen. Die Resonanz fiel bei den Kooperationspartner:innen sehr unterschiedlich aus. Bei einer Gruppe hat sich keine Co-Forschendengruppe entwickelt, bei den anderen Gruppen waren zu Beginn mehr Personen dabei, bis sich schließlich zwei Gruppen mit einem Kern von vier bis sechs Personen herauskristallisiert haben, die dann kontinuierlich mit uns gearbeitet haben.

AW: Mit Blick auf unser didaktisches Vorgehen würde ich sagen, dass wir insgesamt sehr biographisch und mit lokalen Verknüpfungen, wie z. B. Straßenbenennungen nach Täter:innen der Euthanasieverfolgung, an die Arbeit herangegangen sind. Und bei der Frage von Erinnerung tauchte hier schnell das Vermengen von individueller Erinnerung mit gesellschaftlichem Erinnern oder dem kollektiven Gedächtnis auf. Zu diesen Themen haben wir also inhaltliche Impulse und eben Räume zum Austauschen und Diskutieren geschaffen. Denn es ist schnell deutlich geworden, dass bei einem komplett offenen Rahmen, wo nur das Projekt vorgestellt wird und Interessierten ein offenes Feld überlassen wird, ein Moment der – so interpretiere ich es – Überforderung eintreten kann.

EY: Bei unseren Zugängen diskutierten wir im Vorfeld viel über unsere Herangehensweisen mit Blick auf Umsetzung und Grenzen partizipativer Prozesse. Inwiefern lassen sich Inhalte herunterbrechen, ohne einen gewissen Grad an Komplexität zu verlieren, den wir zugleich auch beanspruchen? Inwiefern muss ich mich von eigenen, etablierten Herangehensweisen in der Forschung ein Stück weit verabschieden bzw. mein eigenes Forschungsverständnis vielleicht auch in Frage stellen? Solche Fragen betrafen nicht nur den Zugang zum Feld, diese Aushandlungen im Team durchzogen den ganzen Begleitprozess der Mikroprojekte.

WW: Wie haben sich die bisherigen Mikroprojekte entwickelt? Welchen Themen sind sie nachgegangen und wie sah eure Begleitung dieser Projekte aus?

TV: Ich habe in den letzten anderthalb Jahren vor allem die Pfadfinder:innen-Gruppe begleitet. Die Gruppe hatte eingangs unterschiedliche Überlegungen, welchen Themen sie nachgehen will. Ein roter Faden in den Diskussionen war die Beschäftigung mit den Schwierigkeiten und Herausforderungen ihrer heutigen Generation. Die Klimakrise wurde hier zum Beispiel immer wieder angebracht. Ein Beispiel, das mir besonders gefallen hat und im Gedächtnis geblieben ist, war die Überlegung, ein Interview mit ihrer heutigen Generation aus einer Zukunftsperspektive zu führen. Es standen Überlegungen im Raum, dass sie sich künstlich altern lassen und einen Blick aus der Zukunft in die heutige Gegenwart, also der zukünftigen Vergangenheit, wagen und dabei in Interviewformaten gesellschaftliche Krisenfragen verhandeln. Dem Ganzen gaben sie schließlich den Titel „Voraus in die Vergangenheit“. Es waren kreative und spannende Denkprozesse zum Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nach diesen und weiteren Überlegungen entschied sich die Gruppe schließlich zur Geschichte ihres eigenen Pfadfinderstammes zu forschen. Sie wollten herausfinden, was junge Pfadfinder:innen in ihrem Ort gestern und heute beschäftigte und was sie dazu bewegte sich als solche zu engagieren. Hier fließen sicherlich auch die Fragen nach Krisenverhältnissen mit ein. Die Gruppe ermittelte schließlich zwei Personen, die zur Gründungsgeneration der 1950er Jahre gehörte, und organisierte ein intergenerationales Gruppengespräch, an dem verschiedene Generationen von Pfadfinder:innen aus ihrem Ort teilnehmen sollten. Dieses Gespräch wurde schließlich aufgezeichnet und anschließend ausgewertet. Auf unserer Fachtagung „partizipativ.erinnern“ im September 2022 führten die Co-Forschenden einen Workshop zu ihrer Arbeit im Projekt durch, ein Artikel soll in einer Pfadfinder:innen-Zeitschrift

erscheinen und schließlich sind sie in dieser Broschüre mit einem Beitrag¹ vertreten. Die Arbeit endete mit einer Abschlussreflexion im Oktober 2022, in der mir mit Blick auf meine Rolle zurückgemeldet wurde, dass ich sie vor allem dabei unterstützen konnte ein geeignetes Design zu entwickeln, was die Umsetzung ihres Vorhabens anging. Viele Arbeitsphasen in den letzten anderthalb Jahren wurden erschwert durch typische Übergangssituationen junger Menschen, wie studienbedingter Wegzug, Beginn einer Ausbildung und der Abschluss von der Schule und schließlich auch ihr starkes bereits bestehendes Engagement bei den Pfadfinder:innen und den Fahrten und Treffen, die sie hier unternehmen. Es waren also beschränkte Ressourcen, weshalb ich zum Beispiel den Impuls in die Gruppe gab, nur ein generationenübergreifendes Gespräch anstelle von Gesprächen mit jeder einzelnen Generation zu führen.

AW: Die Gruppe, die ich begleiten durfte, hat verschiedene Workshops mitgemacht, die sich vor allem um Biographiearbeit, Shoah und Nationalsozialismus drehten. Wir haben vor allem Angebote gemacht, wie an einem Online-Zeitzeug:innengespräch mit der Shoah-Überlebenden Esther Bejarano teilzunehmen, bevor sie dann im gleichen Jahr leider verstorben ist. Für die Gruppe war das ein prägendes Gespräch. Schon von Beginn an erzählten zwei Co-Forschende von Geschichten aus ihren Familien – einem Tagebuch aus Pommern auf der Flucht vor der Roten Armee und einem Narrativ über das Verstecken einer benachbarten jüdischen Familie. Beides hat die Gruppe beforschen wollen, was auch dazu führte, dass bei den beiden weiteren Co-Forschenden familiengeschichtliche Narrative an die Oberfläche kamen. Im Abschlussworkshop unserer Tagung „partizipativ.erinnern“ hat die Gruppe der Co-Forschenden letztlich den Reflexionsprozess vorgestellt und ist durch ihre eigene Forschung, in der sie z. B. auch ein Interview geführt hat, zu dem Punkt gekommen, Familiennarrative kritisch zu hinterfragen. Was bedeutet es, die eigenen (Ur-)Urgroßeltern als Mitläufer:innen zu begreifen – trotz eigener tragischer Geschichten wie von Frauen, die Vergewaltigungen erlitten haben? Oder aber auch das Narrativ des Versteckens der jüdischen Familie nicht weiter zu bedienen, sondern auch hier eben Ambivalenzen reinzubringen. Meine Rolle während dieses Prozesses wechselte zwischen verschiedenen Ansprüchen: wissenschaftlicher Begleitung, pädagogischer Rahmung und eigener Person, die schließlich auch gesellschaftlich verortet ist. Ich denke, dass gerade die Authentizität und das Sicht-

¹ Siehe hierzu im Reader Courbier et al. 2022: „Pfadfinden in Arenberg gestern und heute. Ein intergenerationales Gruppengespräch beim BdP Stamm von Helfenstein“.

barmachen meiner diversen Rollen zu einer Offenheit geführt hat, über die Themen – wie Täter:innenschaft in der eigenen Familie – sprechen zu können.

WW: Ihr seid mit diesem Projekt u.a. nicht nur angetreten, um über partizipative Erinnerungspraktiken zu forschen, sondern auch um möglichst unterschiedliche Jugendliche für euer Projekt zu gewinnen und ihnen schließlich eine Stimme im Erinnerungsdiskurs zu geben. Wie ist euch das bisher gelungen und welche Herausforderungen stellen sich bei der Gewinnung von jungen Menschen über die Kooperationspartner:innen oder auch andere Einrichtungen?

EY: Im Laufe unserer Arbeit wurde immer wieder deutlich, dass Felder wie die Erinnerungsarbeit, aber auch die Jugendarbeit, hochgradig politische Felder darstellen. Sie werden von Entscheidungsträger:innen in Ämtern, Behörden, der städtischen Politik im Allgemeinen stark beeinflusst. Gleichzeitig sehen wir weitere Akteur:innen aus der Zivilgesellschaft, wie z. B. Initiativen, Selbstorganisationen sowie Gewerkschaften. Und die pandemische Lage der letzten Jahre hat zu einem gewissen Grad zu interessanten Beobachtungen auf dieser, ich sage mal institutionellen Ebene geführt. Hier wurde von einzelnen Jugendzentren u.a. die Aussage getroffen, dass sie durch die Pandemie ein Stück weit den Kontakt zu migrantischen und migrantisierten Jugendlichen verloren hätten. Doch im Laufe der Zeit, nach weiteren Gesprächen und auch Lockerungen der Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie, stellten wir fest, dass viele Bereiche der Jugendarbeit auch vor der Pandemie nicht wirklich einen Draht zu migrantisierten Jugendlichen gehabt haben konnten. Im ländlichen Raum gingen die Aussagen bei einzelnen Sozialarbeiter:innen so weit, dass sie behaupteten, es gäbe kaum migrantische Jugendliche bei ihnen. Bei einem weiteren Jugendhaus wurde deutlich, dass sie schlichtweg kaum Erfahrungen mit migrantischen Milieus haben. Wenn wir uns nun aber unsere aktuellen Zugänge und Arbeiten zu Einrichtungen mit potenziell neuen Co-Forschenden anschauen, dann sehen wir, dass das so nicht generalisierbar ist und es durchaus Potenzial für weitere, diversere Mikroprojekte gibt. Doch in all diesen Fällen stellt sich eher die Frage nach Sichtbarkeit und der Offenheit dieser Räume für die unterschiedlichsten Jugendgruppen.

In der Anfangsphase unseres Projektes änderten wir schließlich die Strategie der Zugänge und versuchten neben den Kontakten über Fachkräfte der Offenen Jugendarbeit und Jugendverbandsarbeit auch über Kontaktanfragen an verschiedene Communities und

Migrant:innenselbstorganisationen in Koblenz und Umgebung neue Co-Forschende für unser Projekt zu gewinnen. Nach anfänglich vielversprechendem Austausch zeichnete sich doch bald ab, dass viele Gruppen nicht unsere Alterskohorte abbildeten. Hier ließe sich auch die Frage stellen, inwiefern z. B. bestimmte Migrant:innenselbstorganisationen die Ressourcen aufbringen können, dezidiert eine Jugendarbeit voranzutreiben. Von manchen Gruppen und Communities haben wir auch keine Antwort bekommen. Aktuell arbeiten wir jedoch mit einem weiteren Jugendhaus aus der Umgebung von Koblenz enger zusammen. Nach Aussage des Sozialarbeiters vor Ort haben neun von zehn Jugendlichen eine Migrationsgeschichte, viele von ihnen Fluchterfahrungen in den letzten sechs, sieben Jahren. Das Jugendhaus wird täglich von 20 bis 30 jungen Menschen frequentiert. Wir waren dort nun schon einige Male vor Ort zu Besuch und haben im Rahmen unserer qualitativen Datenerhebung Leitfadeninterviews mit jungen Menschen durchgeführt. Momentan sind wir dabei, ein Mikroprojekt mit Exkursionscharakter gemeinsam zu planen. Wir finden hier engagierte Sozialarbeiter:innen, die eine wirklich spannende und herausragende Arbeit vor Ort machen. Unseren Beobachtungen nach geben sie den jungen Menschen viel Raum für identitätsbezogene Aushandlungsprozesse. Darüber hinaus unterstützen sie die Jugendlichen auch immer wieder bei familiären Belangen oder auch mit Blick auf die Jobsuche oder bei Behördengängen. An diesem Beispiel und dem Umgang der Sozialarbeiter:innen mit diesen Jugendlichen wird deutlich, dass es immer auch eine politische Sache ist.

SB: Ich bin mir gar nicht sicher, ob man das als politische Positionierung bezeichnen muss oder ob dies nicht einfach eine klassische Orientierung der Jugendarbeit an der Lebenswelt der Jugendlichen darstellt. Doch mit Blick auf das Stichwort Heterogenität wollte ich noch anmerken, dass es wohl weniger um eine möglichst heterogene Zusammensetzung innerhalb unserer Co-Forschenden-Gruppen geht – das ist, denke ich, auch nicht so leicht zu finden. Idealerweise versuchen wir zu unseren bisherigen beiden abgeschlossenen Mikroprojekten nun noch zwei weitere Gruppen zu gewinnen, sodass wir schließlich verschiedene soziale Gruppen von Jugendlichen repräsentieren. Bei all unseren Bemühungen um Zugänge zu Jugendlichen über die unterschiedlichen Kooperationspartner:innen und darüber hinaus stelle ich fest, dass wir uns trotz aller Krisenhaftigkeit in einem ungeheuren Lernprozess befinden. So kommen wir in unseren Gesprächen immer wieder zu dem Punkt, stimmt die Konzeption? Was haben wir nicht bedacht? Wie können wir dies

beim nächsten Zugang verbessern? Viele dieser Entwicklungen lassen sich auch nicht einfach z. B. auf die Ausnahmesituation der Pandemie schieben, sondern liegen strukturell in der Konzeption des Projektes begründet, die wir im Laufe des Projektes eben berücksichtigen und anpassen müssen. Und schließlich finde ich es noch einmal wichtig zu betonen, dass es sich hier um regionale Befunde handelt. Also wir können in unserem Fall sagen, das sind unsere Erfahrungen mit Gruppen in Koblenz und Umgebung, in anderen städtischen Ballungszentren, z.B. im Ruhrgebiet, in Frankfurt am Main oder Berlin sieht das dann wieder anders aus.

JH: Ja, man kann hier durchaus selbstkritisch festhalten, dass uns bislang bestimmte Zugänge nicht gelungen sind. Auch mit der Offenheit des Projektes haben wir mit Blick auf verschiedene Jugendgruppen, zum Beispiel bei der Gewerkschaftsjugend, keinen thematischen Rahmen schaffen können, dass sie in Mikroprojekten mit uns zusammenarbeiten wollen. Vielleicht wurde es auch zu sehr als eine Art Add on verstanden, etwas Zusätzliches, mit dem man sich dann auch noch beschäftigen muss, und nicht als eine mögliche Ausdrucks- oder Organisationsform der sowieso schon bestehenden Aktivitäten. Ein anderer Punkt, der mir abschließend noch in den Sinn kommt, ist die Frage des Transfers, also die Frage nach der Umsetzung unserer Arbeiten in anderen Kontexten, in anderen Städten oder Regionen. Wir sprechen hier schließlich auch immer wieder von benötigter wissenschaftlicher Expertise und Methodenkenntnissen, die – so unsere ersten Erfahrungen – auch für partizipative Forschung notwendig sind. Wie können Sozialarbeiter:innen ein ähnliches Projekt umsetzen? Geht das überhaupt ohne Wissenschaftler:innen, die in empirischer Sozialforschung ausgebildet und erfahren sind oder müssen sie sich entsprechend die Expertise von solchen Projekten einholen? Und was heißt das gleichzeitig für die Wissenschaft, wenn Co-Forschende forschen können? Forschung ist dann eine Koproduktion verschiedener Akteur:innen, eine gemeinsame Wissensproduktion. Und diese Koproduktion kann sehr herausfordernd sein. Wir gehen als Forschende nicht mit einer Hypothese oder Vorwissen an den Untersuchungsgegenstand, sondern unsere Co-Forschenden liefern diese. Und diese Hypothesen sind unter Umständen herausfordernd – sie fordern unser Verständnis und unsere Ansprüche heraus. Und dazu gehört auch die Aushandlung der eigenen Rolle als Wissenschaftler:innen und des eigenen Verständnisses von Wissenschaft.

TV: Ich denke, es ist wichtig, sich noch einmal den Unterschied zwischen einem Bildungsprojekt und einem

Forschungsprojekt bzw. in unserem Fall einem sogenannten Wissenschaftspraxisprojekt zu vergegenwärtigen. Was unterscheidet eine von uns organisierte und schließlich auch wissenschaftlich begleitete Exkursion von der eines Bildungsträgers? Ein beliebtes Beispiel mit Blick auf Erinnerungspraktiken ist hier ja immer der Besuch einer Gedenkstätte. Dort wird mit spezifischen didaktischen Mitteln auf die jungen Menschen eingegangen, die Herstellung lebensweltlicher Bezüge zum Beispiel finden wir ja nicht nur in der Sozialen Arbeit, sondern auch in der außerschulischen Jugendbildung. Im Rahmen unserer wissenschaftlichen Begleitungen von Mikroprojekten und Exkursionen versuchen wir Erkenntnisse über diese Settings zu erlangen. Welche Bildungsprozesse können wir im Rahmen solcher Aktivitäten beobachten und welche Aussagen können wir aus einer wissenschaftlichen Perspektive hierüber treffen? Welche Schwierigkeiten tun sich auf, wenn ein Forschungsprojekt mit einem partizipativen Forschungsansatz zu Themen wie Geschichtskultur und Erinnerungspraktiken forscht? Wo liegen die Potenziale und Grenzen solcher Ansätze und Vorgehensweisen? Ich denke, hierüber können wir einige Aussagen beim Projektabschluss 2024 treffen. Und schließlich werten wir in den nächsten zwei Jahren noch unsere qualitativen Interviews mit co-forschenden und anderen jungen Menschen aus. Dieser zweite Forschungsstrang hat auf Grund der Schwerpunktlegung dieses Readers auf Partizipation im Gespräch weniger Beachtung gefunden. Doch auch sie werden uns helfen, Einschätzungen über erinnerungs- und geschichtsbezogene Bildungsprozesse junger Menschen zu treffen. Durch die Auswertung unserer empirischen Materialien aus diesen beiden Strängen lassen sich dann nicht nur Aussagen über partizipative Forschung treffen, sondern es kann auch ein Wissen generiert werden, das bei der Entwicklung didaktischer Instrumente oder auch bei der Rahmung pädagogischer Settings im Kontext gegenwärtiger Erinnerungspraktiken wichtig erscheint.

WW: Könntet ihr zum Abschluss noch vermitteln, was partizipative Forschung im hier beschriebenen Kontext für eine Bedeutung für euch hat?

JH: Durch partizipative Forschung kann die Perspektive der Jugendlichen besonders gut erfasst werden, weil Jugendliche selber zu Wort kommen und auch über die Methoden, wie sie zu Wort kommen und dies analysiert wird, mitbestimmen. Und gleichzeitig wollen wir auch untersuchen, was sich hinter der Begrifflichkeit Partizipative Forschung verbirgt. Die Begrifflichkeit wird breit verwendet, aber es gibt keinen Methodenkanon partizipativer Forschung. Das ist eher ein Ansatz, bei dem

es verschiedene Möglichkeiten und Ausprägungen gibt. Partizipative Forschung soll nicht nur Forschung an sich sein, sondern letztendlich den Menschen, die teilnehmen, Ermächtigungsprozesse ermöglichen. Wenn wir den Begriff herunterbrechen und überlegen, dass Jugendliche im Projekt sich auf unserer Tagung präsentieren und einen Workshop vorbereiten, dann sind das ja klassische Bildungsgelegenheiten, die das Projekt ermöglicht. Wenn wir sagen, das ist schon Veränderungspraxis, haben wir es erreicht. Wenn wir aber sagen, Veränderungspraxis ist, dass wir soziale Ungleichheit nicht mehr in dem Maße reproduzieren, wie wir es derzeit tun, dann erfüllen wir diesen sehr hohen Anspruch nicht.

EY: Vielleicht kann ich mich hier kurz anschließen. Das Konzept der Partizipation ist kein neues Thema für die qualitative Sozialforschung, für die interpretative Soziologie. Wie kann ich meine Interviewpartner:innen, meine Teilnehmenden, meine Forschungsobjekte mehr in die Wissenschaft hineinnehmen? Wie kann ich mit ihnen zusammen analysieren? Es ist also im Endeffekt kein neues Ding. Partizipative Forschung beschäftigt sich damit vielleicht ein bisschen anders.

SB: Aus meiner Sicht war die Intention mit partizipativer Forschung die Vergesellschaftung der Wissenschaft. Es geht, überspitzt gesprochen, um die Wiedereingliederung von Wissenschaft in die Gesellschaft. Der Gesellschaft soll die Verfügung über wissenschaftliche Planungsprozesse, Vorgehensweisen und Ergebnisse am Beispiel der Jugendarbeit zurückgegeben werden. Ein weiterer Anspruch wäre – dies findet sich immer wieder ausgedrückt bei denen, die partizipative Forschung machen –, dass man Stimmen zur Repräsentation bringt, die eindeutig bislang unterrepräsentiert sind. Da sind wir jetzt gerade an dem Punkt, ob uns das gelingt oder nicht. Auch in der Jugendarbeit sind die Zugänge sehr unterschiedlich, obwohl die Kinder- und Jugendhilfe allen Kindern und Jugendlichen mit Lebensmittelpunkt in Deutschland gleichermaßen zur Verfügung stehen soll. Da gibt es Benachteiligungen im Sinne von Zugangsbarrieren, die nicht offensichtlich sind. Insofern hilft partizipative Forschung dann auch Jugendarbeiter:innen, Stimmen zu hören, die zwar bei ihnen vertreten sind, die aber im Zweifel unter dem Radar laufen.

TEIL 3:

Ausgewählte Felder partizipativer Erinnerungspraxen



Vom Recht, Bescheid zu wissen. Partizipative historisch-politische Bildung zu den nationalsozialistischen Massenverbrechen

MATTHIAS HEYL

In den vergangenen Jahren ist im auf die nationalsozialistischen Massenverbrechen bezogenen deutschen Erinnerungsdiskurs wiederholt ein mehrfaches „Unbehagen an der Erinnerungskultur“ formuliert worden (etwa: Assmann 2013; Giesecke/Welzer 2012; Heyl 2017). In den Debatten wurde u.a. eine ritualisierte, oft exklusive und exkludierende Auseinandersetzung mit den Verbrechen kritisiert, die von einem gewissen „Aufarbeitungsstolz“ getragen ist, der den Anschein erweckt, als wolle die deutsche Gesellschaft, nachdem sie die „Weltmeisterschaft im Morden“ anstrebte, nun die im „Aufarbeiten“ für sich beanspruchen (Heyl 2017). Da einer meiner Urgroßväter Schneider war, der verschlissene Anzüge „aufarbeitete“, also wieder tragbar machte, habe ich einen deutlichen, assoziativen Vorbehalt gegenüber dem Begriff der „Aufarbeitung der Vergangenheit“.

In der historisch-politischen Bildung wurde nur sukzessive reflektiert, dass die deutsche Gesellschaft etwa durch Migration diverser, vielfältiger geworden ist, und dass auch die Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus dies reflektieren muss (etwa: Georgi 2003; Gryglewski 2013; Gryglewski 2015). Erst allmählich setzt sich durch, dabei nicht etwa an Angebote „für“ Jugendliche „mit Migrationshintergrund“ zu denken, sondern historisch-politische Bildung zu den nationalsozialistischen Massenverbrechen als partizipatives, multidirektionales Geschehen zu verstehen, also an gemeinsam konzipierte und gestaltete Bildungsformate.

Mir geht es hier darum, einen zweifachen Perspektivwechsel vorzuschlagen.

1. Während viele Angehörige meiner Generation eine „Pflicht zu erinnern“ verspüren, möchte ich das „Recht, Bescheid zu wissen“ etablieren. Daraus leite ich ab, dass die, die an Bildungsprozessen, die die nationalsozialistischen Verbrechen in ihrem historischen und damit auch immer gesellschaftlichen Kontext zum Gegenstand haben, beteiligt sind, auch das Recht haben, diese aktiv mitzugestalten, also selber Akteur:innen einer lebendigen Erinnerungskultur zu werden.

2. Die Geschichtsdidaktik fordert, dass jede Beschäftigung mit Vergangenem einen „Gegenwartsbezug“ braucht. Ich schlage vor, die Blickrichtung zu ändern. Für die „Gegenwartsbewältigung“ (Czollek 2020) und die Gestaltung unserer gemeinsamen Zukunft bedürfen wir immer auch eines „Vergangenheitsbezugs“. Das Vergangene, die Geschichte, ist das, was uns zur Verfügung steht, um zu begreifen, wann etwa eine Gesellschaft zu kippen droht. Die Analyse und Deutung der Geschichte kann uns helfen, gegenwärtige gesellschaftliche Risiken kenntnisreicher in den Blick zu nehmen. Die Beschäftigung mit Geschichte, die die Gegenwart von gestern und anderen war, kann uns befähigen, auch unsere Gegenwart besser zu begreifen, die bald Geschichte sein wird. Historisches gesellschaftliches Gelingen und Scheitern zu verstehen, um es selber „besser zu machen“, liegt in unser aller ureigenstem Interesse. Dumm blieben wir, wenn wir aus der Beschäftigung mit der Geschichte nicht klüger werden wollten.

Ich möchte hier zwei Projekte aus meiner Ravensbrücker gedenkstättenpädagogischen Praxis vorstellen und gerne mit ihnen diskutieren, die versuchen, diesen Perspektivwechsel konkret werden zu lassen. Beide Projekte, „Silence is no longer here, because of us“ und „All in“, versuchen Räume zu schaffen, in denen die Teilnehmenden ihre eigene Stimme und Haltung in der Auseinandersetzung mit Geschichte finden und zum Ausdruck bringen können.

1. „Silence is no longer here, because of us“

2005 entschloss sich die Dr. Hildegard Hansche Stiftung, deren Namensgeberin und Stifterin selber Überlebende des Frauen-Konzentrationslagers war, ein „Ravensbrücker Generationenforum“ ins Leben zu rufen. 50 Jugendliche sollten Gelegenheit erhalten, intensiver mit Überlebenden ins Gespräch zu kommen. Vier Tage verbrachten die Teilnehmenden gemeinsam in der Gedenkstätte. Nachdem die Jugendlichen und jungen Erwachsenen den Ort kennengelernt hatten, hatten sie Gelegenheit, die Überlebenden kennenzulernen. 2018 waren das Selma van de Perre (Jg. 1922), Batsheva Dagan (Jg. 1925), Judith Vargas (Jg. 1927) und Emmie

Arbel (Jg. 1937). In den Gesprächen ging es um ihr Leben vor, in und nach Ravensbrück. Die Teilnehmenden hatten Gelegenheit, an zwei Vormittagen intensiver ins Gespräch mit den Überlebenden zu kommen. Auch während der Mahlzeiten und anderer Aktivitäten lernten sie diese vitalen Frauen kennen. Batsheva trug eingangs ihr Gedicht „An die, die zögern zu fragen“ vor, das den Akzent auf den Dialog setzte:

An die, die zögern zu fragen

Fragt heute,
denn heute
ist das Gestern
von Morgen.

Fragt heute,
denn morgen
entdeckt ihr plötzlich,
dass es schon zu spät ist!

Fragt heute,
denn heute
gibt es noch Zeugen!

Fragt heute,
denn morgen
wird es nur Literatur sein
oder Auslegung.

Was fehlen wird, wenn das Morgen kommt,
ist Blickkontakt und Erwiderung
eine Antwort auf jede Frage
in Worten oder Miene.

Fragt nochmals!
Fragt immer wieder!
Jetzt ist es Zeit!
Gestern kehrt nicht wieder. (Dagan 2010³, 11)

Mit diesen Worten fordert sie die Teilnehmenden auf zu fragen, beschreibt das Besondere, das darin liegt, Zeitzeug:innen befragen zu können, und hat doch auch die Endlichkeit dessen vor Augen.

2017 kam eine der Überlebenden während des „Ravensbrücker Generationenforums“ nach einem Zusammenbruch ins Krankenhaus. Wir begriffen, dass wir diesen uns so lieb gewordenen Frauen die Anstrengungen von langer Reise, Rückkehr an den einstigen Lagerort und die intensiven Gespräche nur noch bedingt zumuten können. Die „Ladies“, wie sie von den Teilnehmenden liebevoll und anerkennend genannt werden, waren da

bereits zwischen 82 und 97 Jahre alt. Also kamen wir überein, für 2018 ein letztes „Generationenforum“ zu planen und die Überlebenden zu fragen, ob sie sich mit uns auf ein Experiment einlassen würden.

In der „Gedenk-Szene“ debattiert man seit längerem über den Wandel vom „kommunikativen“ oder „kommunizierten“ zum „kulturellen Gedächtnis“. „Kulturelles Gedächtnis“ werde die Erinnerungskultur prägen, wenn die lebendigen Stimmen der Überlebenden einmal nicht mehr zu hören sein werden. Wir überlegten, wie wir diesen Übergang gemeinsam – partizipativ – mit den Überlebenden gestalten könnten.

Hier braucht es einen kleinen Exkurs in das Jahr 2006. Kurz zuvor war der Hamburger Filmemacher Jens Huckeriede der Geschichte der „Gebrüder Wolf“ nachgegangen, einer jüdischen Familie, die am Hamburger Spielbudenplatz ein Theater betrieb, in dem sie plattdeutsches Volkstheater mit Musik- und Filmeinlagen auf die Bühne brachte. Bei seinen Recherchen stieß Huckeriede in den USA auf den Rapper Dan Wolf, der wenig über seine künstlerisch tätigen Vorfahren wusste. Dan kam mit seinem Kollegen Tommy Shepherd nach Hamburg, und Jens Huckeriede brachte die amerikanischen Rapper mit der vielfältigen Musikszene der Hansestadt zusammen. Ein Film und eine CD entstanden, in der heutige Musiker:innen die Lieder der „Gebrüder Wolf“ interpretierten. Da ich zwischen 1996 und 2002 mit Huckeriede zusammengearbeitet hatte, bekam ich auch aus der Ferne mit, was da abging.

Da sich im Generationenforum gleich drei der jugendlichen Teilnehmer in den Abendstunden als Rapper entpuppten, entstand die Idee, einen „HistoryHipHop“-Workshop auszuschreiben, in dem die Rapper:innen, Breaker:innen und Street-Dancer:innen aus Berlin und Bredereiche Gelegenheit erhalten sollten, mit den amerikanischen Rappern Dan und Tommy zusammenzutreffen. Jens Huckeriede brachte noch den Hamburger Rapper Mad Max mit. An einem Wochenende im September 2006 entstand eine Performance, die am Dienstag darauf in der Mehrzweckhalle Fürstenberg aufgeführt wurde. Den Abschluss der Performance bildete das Stück „Stateless“, in dem Dan seine German-Jewish roots thematisierte. Die Erwartung vieler war, dass das nicht zusammengehen könne: Ravensbrück und Rap. Aber es ging eben doch zusammen. Jens Huckeriede hat das Projekt filmisch dokumentiert, seinen Film aber vor seinem plötzlichen Tod nicht mehr fertigstellen können. Aus seinen Filmsequenzen habe ich dann mit dem Einverständnis aller Beteiligten eine

Dokumentation zusammengestellt, die auf Youtube zu finden ist.¹

Nachdem die Gedenkstätte Ravensbrück den Mut zu diesem damals noch gewagten experimentellen Projekt aufgebracht hat, hat es seine Fortsetzung in der Gedenkstätte Neuengamme erlebt und ging bald – mit Unterstützung des Hamburger Stadtteil- und Kulturzentrums MOTTE und des „European Network for Remembrance and Solidarity“ unter dem Titel „Sound in the Silence“ auf Tour und kam so 2017 nach Ravensbrück zurück. Auch diese „Edition“ wurde filmisch dokumentiert.²

So entstand die Idee, das „Ravensbrücker Generationenforum“ 2018 mit „Sound in the Silence“ zusammenzuführen. Die Künstler:innen waren sofort angetan, und auch die Überlebenden wollten sich auf dieses Experiment einlassen. Allerdings war Batsheva ein leichtes Zögern anzumerken, als Tommy sie fragte, ob er ihr Gedicht „Ask today“ rappen dürfe. Am Ende durfte er, und so gingen Batshevas Worte in die abschließende Performance ein.³ Einen Monat nach der Performance schrieb Batsheva in einer E-Mail aus Israel, dass wir uns gemeinsam aufgemacht hätten, eine neue Form der Erinnerung zu suchen, und das sei gelungen. Sie fühle sich bereichert und teile den Reichtum mit anderen. Am Ende schrieb sie: „Was wird das nächste Generationenforum bringen?“

Also fand 2019 ein zweites Mal „Ravensbrücker Generationenforum“ meets „Sound in the Silence“ statt. Die vier Überlebenden nahmen dann auch an den Corona-bedingten virtuellen Editionen 2020 und 2021 teil.

Es sind gleich mehrere Faktoren, die dieses Projekt für mich besonders wertvoll erscheinen lassen:

- Die aktive Beteiligung Überlebender erlaubt es den Teilnehmenden, Geschichte aus erster Hand zu erfahren, die durch die wissenschaftlich fundierten Kenntnisse des Teams der Bildungsabteilung gerahmt werden.
- Es sind mit der Gedenkstätte, der MOTTE, der RAA Mecklenburg-Vorpommern und der Hansche-Stiftung außerschulische Träger und Förderer der historisch-politischen Bildungs- und Kulturarbeit, die das Projekt initiiert haben.

- Das Team versierter Künstler:innen mit dem künstlerischen Leiter Dan Wolf, der Tänzerin Kat Rampackova, der Rapperin Lena Stoehrfaktor, dem Audio-Künstler Christian W. Find, der Poetry-Slammerin Aïcha Ben Mansour, der Comic-Zeichnerin Lisa Frühbeis und der Filmemacherin Diana Gróo vermag es, den Teilnehmenden innerhalb weniger Tage das Selbstvertrauen zu vermitteln, sich mit einer Performance vor ein Publikum zu wagen.
- Die Teilnehmenden werden nicht über die Geschichte belehrt, sondern setzen sich mit ihr aktiv auseinander. In der Arbeit an der Performance können sie nach unterschiedlichen künstlerischen Formen suchen, ihren Erkenntnissen, Wahrnehmungen, Emotionen und ihrer Haltung zur Geschichte Ausdruck zu verleihen.

Unser Freiwilliger Anton Spevak schrieb einen Text, der Teil der Performance wurde:

„Ich weiß nicht, wie es in der Gedenkstätte Ravensbrück in 30 Jahren aussehen wird. Gibt es Virtual-Reality-Brillen für die Besucher:innen? Gibt es Augmented-Reality-Apps für die Besucher:innen? Gibt es noch Besucher:innen?“

Wird Ravensbrück in Vergessenheit geraten sein?

Oder versunken im oberflächlichen KZ-Tourismus, weil niemand mehr in Sachsenhausen reinpasst?

Ich habe zwar persönlich, subjektiv das Gefühl, dass gerade in den vergangenen Jahren der Ausruf ‚Never forget, Niemals vergessen!‘ wieder an Bedeutung gewinnt. Aber einerseits ist mir schmerzlich bewusst, dass diese Rufe, wenn überhaupt, dann wahrscheinlich nur in meiner linken Blase lauter werden. Und andererseits ist mir ebenso bewusst, dass es sich dabei in erster Linie um eine Reaktion auf die aktuelle, gegensätzliche, politische Entwicklung handelt.

Ich will ja optimistisch sein, aber es fällt mir schwer. Ich will ja in mich gehen und einfach den Klängen, die dieser Ort mir bietet, lauschen, aber es fällt mir schwer. Ich will ja versuchen die Ruhe, den Wind und die entfernten Baugeräusche in einen Einklang mit der Vergangenheit dieses Ortes zu bringen, aber es fällt mir schwer. Es ist mir nicht möglich.

1 www.youtube.com/watch?v=5MGQOuvvrQQ, letzter Aufruf 11.09.2022

2 www.youtube.com/watch?v=hsciYtf74po, letzter Aufruf 11.09.2022

3 www.diemotte.de/de/mediathek/sound-in-the-silence-2018-ravensbrueck-video-deutsch/, letzter Aufruf 11.09.2022

Vor zwei Tagen sind wir als Gruppe über das ehemalige Häftlingslager gegangen und haben an diesem stillen, nahezu andachtsvollen Ort sonderbare Geräusche gemacht. Das Ziel war in Einklang mit uns selbst zu kommen und die Resonanz des Ortes zu erkunden.

Habe ich das für mich geschafft? Ich weiß es nicht. Ich bin mir nicht sicher.

Ich weiß nur, dass mir zu anfangs das, was wir getan haben, die skurrilen Geräusche, die wir gemacht haben, ziemlich lächerlich vorkamen. In ihrer Schrillheit und Zufälligkeit fand ich die Art und Weise, in der sie die Stille dieses traurigen Ortes störten, unpassend. Es kam mir falsch und komisch und künstlich vor, an so einem Ort die Stille zu füllen, es kam mir unpassend vor ‚sound in the silence‘ zu kreieren.

Aber dann habe ich nachgedacht. Dieser Ort war nie leise. Nicht als hier vor 1938 nur Natur und ein Badestrand waren, nicht zu Lagerzeiten, nicht zu Zeiten der Sowjets.

Und wenn man plötzlich aufhören würde zu gedenken, wenn man aufhören würde, diesen Ort in Stand zu halten, und die Natur den Ort zurückerobern würde wie im ehemaligen Siemenslager, wäre ebenfalls keine Stille.

Die Stille in der Gedenkstätte und das von der Stille ausgehende Pathos wird vom Menschen künstlich erzeugt und erhalten. Ich sage nicht, dass wir aufhören sollten, diesen Ort zu erhalten. Ich sage nicht, dass wir diesen Ort wie jeden anderen behandeln sollten. Nein, ganz im Gegenteil. Wir dürfen niemals vergessen, was geschehen ist. Ich sage nur, dass es okay ist, ‚sound in the silence‘ zu kreieren. Vielleicht von Zeit zu Zeit sogar nötig.“

Und die Berliner Poetry-Slamerin Aïcha Ben Mansour eröffnete den Rap der Performance mit den Worten:

„Ich fühl mich leer, taub, innerlich zerrissen
Die Gedanken in meinem Kopf
Sie lassen mich nicht los
Ich weiß nicht wohin mit mir
Wohin mit diesen Gefühlen

Es ist schön hier
Es ist bedrückend hier
Es ist krank
Krank, dass wir in Häusern der Aufseherinnen schlafen
Krank, was hier passiert ist
Und krank, dass es trotzdem schön ist hier

Dieser Gedanke ist krank
Und lässt mich nicht los
Das Gefühl der Kälte lässt mich nicht los
Die Stille lässt mich nicht los

Denn nachts
Wenn es still ist
Dunkel ist
Und kalt
Packt mich diese Stille und
Wird gefüllt von
Tausend Stimmen die mich festhalten
Vor Augen halten
Wo ich bin
Was hier passiert ist

Und dass die Stille, die ich höre

Keine Stille ist

Dieser Ort ist gefüllt von tausend Stimmen, die gehört werden wollen

Die frei sein wollen

Die Geschichte erzählen

Und so reißen sie mich aus dem Schlaf und fangen an zu erzählen.“

Lou ergänzt:

„Ich sitze auf der Wiese und ich höre den Wind
Während in den Bäumen irgendwo ein Vogel singt
Ich find es kaum erträglich diese Schönheit zu sehen
Und zwei Minuten später auf der Schlacke zu stehen

Die Schlacke, das ist ohnehin nur eine Imitation,
Der Versuch eines Erinnerns, eine Illustration
Dessen was auf ewig unbegreiflich bleibt zeigt sich in den
Spuren der Vergangenheit

Zurück auf der Wiese spür ich diesen Widerspruch
Muss mit der Spannung leben, mit diesem Bruch
Die einzige Möglichkeit damit umzugehen, ist zu versuchen
zu versuchen zu versuchen zu verstehen.“

Der Rap endet mit den Worten:

„We are no longer silent
We are loud together,
Strong together,
We never surrender,
We'll fight to remember.“

In den Jahren 2020 bis 2022 wurde das Projekt mit Mitteln der Beauftragten für Kultur und Medien im Förderprogramm „Jugend erinnert“ gefördert. Studierende erhielten Gelegenheit mit den Überlebenden zusammenzukommen, solange dies noch möglich ist, und eine Performance zu entwickeln, die in Ravensbrück, dem historischen Tatort und der heutigen Gedenkstätte, aufgeführt wird. Uns war daran gelegen, mit den Studierenden darüber zu reflektieren, was Formen kultureller Bildung zu einer historisch-politischen Bildung beizutragen haben. Gerne hätten wir mit Drittmitteln aus anderen Quellen noch jeweils eine Herbst-Edition für Jugendliche aus Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Hamburg und Berlin angeboten, an der die Studierenden wiederum als beteiligte Beobachter:innen hätten teilnehmen können, um zu einer wissenschaftlichen Evaluation beizutragen.

Die Corona-Pandemie machte eine persönliche Begegnung in Ravensbrück in den Jahren 2020 und 2021 unmöglich. Wir haben eine virtuelle Edition entwickelt, in der die Studierenden der beteiligten Universitäten Gießen, Hildesheim und Osnabrück Gelegenheit hatten, online mit den Überlebenden ins Gespräch zu kommen und mit den Künstler:innen in webbasierten Workshops zusammenzuarbeiten. Da einige der Gespräche und Workshop-Module aufgenommen werden, konnten 2020 deutlich mehr als die ursprünglich angedachten 30 Studierenden an dem Projekt teilnehmen. Es entstanden Online-Formate, die auch von Schulen und außerschulischen Bildungsträgern genutzt werden können.

Das „Leuchtturm-Projekt“ „Ravensbrücker Generationenforum“ geht damit unweigerlich in seiner bisherigen Form seinem Ende entgegen. Aber da bereits jetzt Angehörige der zweiten und dritten Generation daran – nicht als möglicher Ersatz, sondern zur Unterstützung der Überlebenden – teilnehmen und die Nichte von Emmie sagte, „Sound in the Silence“ habe ihr erstmals die Chance gegeben, sich als Teil der zweiten Generation „auszudrücken“, sind neue Formen denkbar, das Wort „Generationenforum“ auch dauerhafter mit Leben zu erfüllen. „Leuchttürme“ sind nicht nur einsam aus der Landschaft herausragende Gebäude, keine bloßen Scheinwerfer, sondern Wegmarken, die scheinen und leuchten dürfen, aber eben auch den Weg weisen sollen.

2. Kurzer theoretischer Exkurs: Die „mehrfache ‚Wendung aufs Subjekt‘“

Multiperspektivität in biographischer wie situativer Konkretion ermöglicht die „Wendung aufs Subjekt“, wie sie Theodor W. Adorno eingefordert hat (Adorno

1959, 571; Adorno 1966, 676), die – mit Kurt Brendler gesprochen – eine „reflexive Wendung auf das Selbst und Verstehen der Schuld“ als „Wiedergewinnung von Distanz zu den Tätern und Opfern durch Einsicht in die psychologischen Mechanismen und moralischen Implikationen von Gleichgültigkeit, Feigheit und Destruktivität; Wahrnehmung des eigenen täteraffinen Antriebspotentials“ ermöglicht (Brendler 1991, 248).

Diese „reflexive Wendung“ schließt aber eine zweite „Wendung aufs Subjekt“ im pädagogischen Bildungs- und Auseinandersetzungsprozess ein: die notwendige Wahrnehmung der Lernenden als Subjekte. Das heißt, dass die pädagogische Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus und seinen Verbrechen in einer deutlichen Subjektorientierung die Interessen der Teilnehmenden als einen der Ausgangspunkte jeglicher Auseinandersetzung und Projektarbeit reflektieren und ansprechen muss.

Bereits im Beutelsbacher Konsens von 1976 wurde mit Bezug auf die „Schülerorientierung“ formuliert, die Schüler:innen sollten in die Lage versetzt werden, eine politische Situation und ihre eigene Interessenlage zu analysieren sowie nach Mitteln und Wegen zu suchen, die vorgefundene politische Situation im Sinne ihrer eigenen Interessen zu beeinflussen. Daraus lässt sich für die historisch-politische Bildung die Notwendigkeit ableiten, die Jugendlichen in die Lage zu versetzen, eine historische Situation und ihre eigenen Bezüge zu ihr zu analysieren, um nach Mitteln und Wegen suchen zu können, eine eigene Position zur vorgefundenen historischen Situation im Sinne ihrer eigenen Interessen zu finden. Zum Spannungsfeld von Ausgewogenheit und Kontroversität wurde man sich in Beutelsbach einig, dass, was in Wissenschaft und Gesellschaft kontrovers sei, auch im Unterricht kontrovers erscheinen müsse. Reflexivität, Kontroversität und Diskursivität haben seitdem zunehmend Bedeutung in der historisch-politischen Bildung erhalten. Die seinerzeit an erste Stelle gesetzte Forderung eines Überwältigungs- und Indoktrinationsverbots ist angesichts der besonders überwältigenden Verbrechen Geschichte des Nationalsozialismus von ebenso besonderer Bedeutung: Es sei nicht erlaubt, die Jugendlichen – mit welchen Mitteln auch immer – im Sinne erwünschter Meinungen zu überrumpeln und damit an der Gewinnung eines selbstständigen Urteils zu hindern.

Mir ist es am Ende wichtig, eine mehrfache Subjektorientierung in der historisch-politischen Bildungsarbeit als unabdingbaren und unhintergehbaren Standard gedenkstättenpädagogischer Praxis festzuschreiben. So

wie Gedenkstätten, die auf historische Verbrechen-geschichte, Gewalterfahrung und Gewaltausübung verweisen, den Opfern als Subjekten verpflichtet sind, ist die gedenkstättenpädagogische Bildungsarbeit darauf verpflichtet, allen Akteur:innen des Bildungsprozesses den Respekt ihres Subjektstatus zu zollen – denen, deren Geschichte Gegenstand der Auseinandersetzung ist, wie denen, mit denen die Auseinandersetzung betrieben wird, also Lehrer:innen, Jugendlichen und Gedenkstättenmitarbeiter:innen. Das schließt die Offenheit ein, sich nicht nur dem Risiko der Kontroverse auszusetzen, sondern Kontroversität sichtbar und verhandelbar zu machen, die in der Heterogenität der Ansprüche kaum ausbleiben kann. Wie Sutor schreibt: „Der rationale und kommunikative Anspruch politischer Bildung“ an sich könne

„nur eingelöst werden, wenn die subjektive Reflexion auch zu einer intersubjektiven wird, die Teilnehmer also zu Perspektivenaustausch und -wechsel fähig und bereit sind, und wenn darüber hinaus der Erfahrungshorizont der Gruppe überschritten wird im Bemühen um die Erkenntnis der Wechselwirkungen zwischen eigener Lebensgeschichte und gesellschaftlich-politischen Entwicklungen.“
(Sutor 2002, 27)

Schließlich sei Ziel jeder „Subjektorientierung politischer Bildung“, die „auch als Erfahrungs- oder Teilnehmerorientierung bezeichnet“ werde,

„die Teilnehmer aus ihrer pädagogischen Objektrolle zu lösen, sie zur Artikulation und Reflexion ihrer eigenen Meinungen, ihrer Erfahrungen, ihrer Lebensgeschichte zu motivieren, dabei ausdrücklich auch das Emotionale zur Geltung kommen zu lassen.“ (Sutor 2002, 27)

Das setzt auch eine hohe pädagogische Professionalität voraus, die an beständigen Überforderungen Schaden zu nehmen droht. Zur Professionalität gehört dann auch, nicht nur die Grenzen der anderen zu respektieren, sondern auch die eigenen Grenzen zu kennen und zu respektieren.

Ich behaupte aus der Empirie meiner Praxis heraus:

1. Der Versuch, in einer betroffenenheitspädagogischen Setzung Empathie erzeugen zu wollen, funktioniert schlichtweg nicht, da
 - a) er Widerstandspotenziale Jugendlicher gegen eine Choreografie der Emotionen von außen weckt – eine gleichsam gesunde Haltung und

ein ganz normaler psychischer Reflex gegenüber Überwältigungsversuchen durch Dritte.

- b) Überwältigung selbst Ausdruck des Fehlens, der Abwesenheit, des Versagens von Empathie ist. Empathiebildung setzt Übung von und in Empathie voraus. Wie sollen Jugendliche in einer Situation Empathie entwickeln können, wenn wir es ihnen gegenüber gerade dann an der ihnen zustehenden Empathie fehlen lassen?
2. Der Versuch, in einer betroffenenheitspädagogischen Setzung Empathie erzeugen zu wollen, ist auch ethisch unzulässig. Gerade an einem historischen Ort totaler Überwältigung scheint es mir gänzlich unlauter,
 - a) die überwältigenden Gewalterfahrungen der Opfer verzwecken und instrumentalisieren zu wollen und
 - b) Formen der Überwältigung gegen Jugendliche in Stellung zu bringen, um sie emotional zu berühren.

Das Lernen am außerschulischen Ort bietet Chancen – generell, aber hier im Besonderen –, da die Gedenkstätten ihre anlassgebende Geschichte gleichsam materiell verbürgen. Dennoch dürfte die Wirkung gedenkstättenpädagogischer Projekte begrenzt sein, da sie in der Regel kurz sind und aus den geübten schulischen Routinen herausfallen, für die Jugendlichen aber die Adaption rückversichernder konventioneller Rahmungen (oft werden von Erwachsenen genannt: Kirchgang oder Friedhofsbesuch) meist schwierig oder unmöglich ist, da sie an diesen den Erwachsenen vertrauten Konventionen gar nicht mehr hinlänglich teilhaben. Der Gedenkstättenbesuch läuft Gefahr, als eigene Form der historischen Sonderpädagogik missverstanden zu werden und damit sein Potenzial zu verlieren.

Gerade Gedenkstätten tun gut daran, in ihrer Bildungsarbeit geschützte Räume für emotionale Wahrnehmungen und Äußerungen ihrer Besucher:innen zu garantieren, ohne sich und die Gruppenteilnehmenden mit deren Ausgestaltung zu überfordern. Das gilt für „Leuchtturmprojekte“, wie „Sound in the Silence“, wie für den gedenkstättenpädagogischen Alltag.

3. „All in“

Seit 2015 wurde im politischen Feld immer wieder mal die Forderung laut, alle Jugendlichen, vor allem aber auch Migrant:innen verpflichtend in die Gedenkstätten zu bringen. Zum einen reagierten Politiker:innen damit auf das Anwachsen der rechtsextremen Szene und

ihrer Wählerschaft, und zum anderen auf antisemitische Vorfälle, an denen Jugendliche und junge Erwachsenen mit Migrationshintergrund beteiligt waren. Ob KZ-Gedenkstätten der richtige Ort sind, um aus rechten und antisemitischen Jugendlichen multikulturelle und multikulinarische Demokrat:innen zu machen, darf bezweifelt werden. Die Bildungsarbeit dort kann keine „gedenkstättenpädagogischen Marienerscheinungen“ erzeugen. Und dass antisemitische Vorfälle meist von Tätern ohne Migrationshintergrund ausgehen, steht auch fest.

Immer wieder erreichen uns in den Gedenkstätten Anrufe wie der einer Dozentin, die geflüchtete Ärzte zur Approbation begleitet, die einen ihrer Kurse zum Besuch in Ravensbrück anmelden wollte. Sie erklärte auf eine verdruckste Weise, warum sie mit ihren Kursteilnehmenden kommen wollte und reagierte geradezu erleichtert, als ich geradeaus fragte, ob sie „auf diese Weise syrischen Flüchtlingen ihre antisraelischen Ressentiments austreiben“ wolle. „Sie können wohl Gedanken lesen!“ rief sie geradezu erleichtert. Ich versuchte ihr im weiteren Gespräch deutlich zu machen, dass dies kaum gelingen könne, da es da z. B. noch einen komplexen Nahost-Konflikt gibt, der mit Ravensbrück nichts zu tun hat. Etwa 20.000 der insgesamt 150.000 Ravensbrücker Häftlinge wurden als Jüdinnen und Juden verfolgt. Ob deren Schicksal antisemitische Besucher:innen dazu veranlassen würde, ihre Haltung in Frage zu stellen, darf ebenso bezweifelt werden, wie die Wirkung dieser Geschichte auf Haltungen zum/im Nahost-Konflikt. Meinen Vorschlag, den jungen Ärztinnen und Ärzten einen Themenschwerpunkt wie „Medizin im KZ“ anzubieten, der an ihre beruflichen Qualifikationen und Interessen anknüpfen könnte, wies die Dozentin erst weit zurück. Zum respektvollen Umgang mit unseren Besucher:innen gehört, dass wir uns bemühen, Zugänge zum Thema zu wählen, die ihnen einen eigenen Zugang eröffnen könnten.

Ich bin überhaupt skeptisch, ob KZ-Gedenkstätten ein geeigneter Bildungsort für Flüchtlinge sind, die selber Zeit und Raum bräuchten, ihre Geschichten zu erzählen. Wer mit politischer Verfolgung, Krieg und Tod auf traumatische und traumatisierende Weise konfrontiert war, hat, in den Worten Annegret Ehmanns, die Konfrontation mit dem menschengemachten Leid in den deutschen Konzentrationslagern „so nötig wie eine weitere Wunde am Kopf“. Sie bräuchten Zeit und Raum, ihre Geschichte zu erzählen.

2018 hat mich Ehsan Abri vom Kieler Projekt „All in“ überzeugt, dass es auch anders geht. Ehsan ist selbst

nach Deutschland geflüchtet und hat ein Projekt Geflüchteter gegen Antisemitismus und Rassismus ins Leben gerufen. Dabei arbeitet er mit dem Jüdischen Museum Rendsburg, der Jüdischen Gemeinde Kiel und der Gedenkstätte Ravensbrück zusammen. Die Teilnehmenden sind freiwillig dabei, wenn sie diese Einrichtungen und Gedenkorte in Berlin besuchen.

Der Kontakt entstand durch das Jüdische Museum Rendsburg, dessen Leiter im Studium als Honorarkraft in der Gedenkstätte Ravensbrück tätig war und wusste, dass hier Bildung auf Augenhöhe betrieben wird, wir uns also etwa der Risiken einer Retraumatisierung bewusst sind.

Beim ersten Besuch einer „All in“-Gruppe formulierte ich meine grundsätzlichen Bedenken, erzählte den Jugendlichen und jungen Erwachsenen, dass ich in Ravensbrück viele Überlebende getroffen habe, die selber Zeit und Raum brauchten, ihre Geschichten erzählen zu können, und dass ich ihnen von einigen dieser Geschichten erzählen wollte. So hörten sie bei unserer ersten Erkundung Geschichte in Geschichten von Selma, Batsheva, Judith, Emmie und anderen. Und da und dort brachten die Geflüchteten zum Ausdruck, dass sie ihre eigene Geschichte zu dem Gehörten in Beziehung bringen konnten. Einer der Teilnehmer sagte, als er von der Überfüllung der Lagerbaracken hörte, er wisse, was es bedeute, mit tausend Menschen auf engstem Raum eingepfercht zu sein, das habe er im Lager in Libyen erlebt, ohne es direkt vergleichen zu wollen. Ein anderer war erstaunt, als er ein Bild des Lagers sah. „Das war ja überirdisch“, rief er verdutzt aus. Sein Konzept von „Lager“ waren die in Kellern angelegten Gefängnisse und Folterzentren in Syrien.

Nachdem wir das Außengelände und die Ausstellungen der Gedenkstätte erkundet hatten, hatten die Teilnehmenden die Aufgabe, sich eine Geschichte, einen Gegenstand oder Ort zu suchen, die oder der sie besonders interessierte, um in ihrer Muttersprache einen kurzen Text zu schreiben, mit dem sie darauf reagierten. Die Mehrheit der Teilnehmenden schrieb den Text erst in deutscher Sprache, da sie in ihren Muttersprachen gar nicht alphabetisiert waren. Ziel war es, dann die Texte auf dem iPad einzulesen, um am Ende ein Soundfile zu haben, das Teil einer Audiothek werden sollte, die künftig die Statements der Jugendlichen online zugänglich macht. Im Seminar entstand die Idee, zu versuchen es hinzubekommen, dass jeder Text in jede anwesende Sprache übersetzt werden sollte. Die Geflüchteten haben einander geholfen, die Texte zu übersetzen, so dass einige der Aussagen am Ende zu-

gleich auf Arabisch, in Farsi, Dari, Somali und in englischer und deutscher Fassung vorlagen.

Besonders eindrücklich ist mir in Erinnerung geblieben, wie wir die Ausstellung in der ehemaligen Villa des Kommandanten besuchten. Nach einer kurzen Einführung schauten sich die Teilnehmenden im Haus um und sprachen leise miteinander. Als ich die verschiedenen Stimmen und Sprachen im einstigen Haus des Kommandanten hörte, dachte ich: was für eine Genugtuung! Heute sind hier – mich eingeschlossen – lauter Leute im Haus, die der Kommandant sicher nicht gerne zu Gast gehabt hätte. Wir sind hier und er nicht! Das erzählte ich der Gruppe, die die Genugtuung teilte.

Nach zwei Tagen intensiver Arbeit galt es am dritten Tag in einer Abschlussrunde Abschied zu nehmen. Bewegt von der Erfahrung erklärte ich, dass mir die Gruppe fehlen würde, wenn sie abgereist seien. „Ihr werdet mir wirklich fehlen“, sagte ich. „Eure Stimmen werden mir hier fehlen! Aber ich habe ja einen Trick gefunden, wenigstens Eure Stimmen hier zu behalten. Wir haben sie ja aufgenommen...“

Die Idee, die Wahrnehmungen und Empfindungen der Teilnehmenden als Soundfiles aufzunehmen und hörbar zu machen, habe ich aus dem anfangs skizzierten Projekt „Sound in the Silence“ mitgenommen. Dass Jugendliche und junge Erwachsenen ihre Worte, Stimme und Haltung zu dieser Geschichte finden und dem Ausdruck verleihen, also selber Akteure in der Erinnerungskultur werden, scheint mir hilfreicher, als die bloße Belehrung über diese Geschichte. Die Nachgeborenen (und das schließt die Geflüchteten ein) haben weniger die Pflicht, zu erinnern, als vielmehr das Recht, sich in dieser Geschichte auszukennen. Wer sie nicht vor Augen hat, hat sie im Nacken. Wer nicht weiß, was damals geschah, wie eine kultivierte Gesellschaft schrittweise gekippt ist, wird die Risiken eines gesellschaftlichen Kippens in der Gegenwart kaum erkennen können oder erst, wenn es zu spät ist. Auf der schiefen Ebene gibt es am Ende kein Halten.

Die mit „All in“ erprobte Methode hat sich auch in anderen Gruppen bewährt. 2018 haben wir sie z. B. in einer deutsch-tschechischen Jugendbegegnung angewandt. Die tschechischen Teilnehmer schienen schon erstaunt, wie vielfältig mit Blick auf die Herkunft eine Berufsschulklasse aus Frankfurt/Main sein kann. Wieder waren wir in dem einstigen Haus des Kommandanten, wieder hörte ich die unterschiedlichen Stimmen und Sprachen. Und wieder erzählte ich der Gruppe von meiner Wahrnehmung der Genugtuung. Spontan er-

gänzte ich die Aufforderung: „Und jetzt zeigt mir mal Euren Finger für den Kommandanten!“ Einer der Frankfurter Schüler hatte erkannt, dass ich auf den Mittelfinger abzielte, traute sich aber nicht. Erst als ich dem Kommandanten meinen Mittelfinger zeigte, trauten sich alle. Es hatte etwas sehr befreiendes, im früheren Haus des Kommandanten zu stehen und ihm den Mittelfinger zu zeigen.

Gedenkstättenfahrten neigen – gerade im schulischen Setting – dazu, durch einen oft unausgesprochenen, aber deutlich sozial erwünschten Kanon von Verhaltensformen eine irgendwie verdruckste Haltung zu befördern, weil man bloß nichts falsch machen will.

Von 2008 bis 2014 nahm die Ravensbrück-Überlebende und Psychoanalytikerin Margrit Wreschner-Rustow am Generationenforum teil. Zwischen uns entstand eine enge professionelle und freundschaftliche Bindung. Gespräche mit ihr, mit der Psychologin Batsheva Dagan und den anderen Überlebenden haben meinen bereits im Psychologie-Nebenfachstudium geschulten Blick auf das Fordernde, auch Überfordernde, Toxische einer Beschäftigung mit den nationalsozialistischen Massenverbrechen geschärft. Margrit erklärte mir sehr nachdrücklich, dass ich bei der Einstellung neuer Mitarbeiter:innen darauf achten sollte, dass diese über „einen guten Humor“ verfügen, mit denen sie sich und anderen ermöglichen, auch Abstand zum historischen Schrecken zu halten. Ohne ihren guten Humor hätte sie die drei Lager, in denen sie war, nicht überlebt. Und sie sagte: „Ihr müsst Euch was trauen!“

Es geht gegen bürgerliche Konventionen, jemandem den Mittelfinger zu zeigen. Wer aber, wenn nicht der einstige KZ-Kommandant, hätte es verdient, dass man ihm den Finger zeigt? Auch wenn das aus dem sicheren Abstand von mehr als 77 Jahren geschieht.

Am Ende des „All in“-Seminars erzählte einer der Teilnehmer, dass er 19 Tage auf dem Mittelmeer zugebracht habe. Dort habe er den Tod gesehen. Nicht nur den eigenen vor Augen, sondern auch das Sterben anderer. Da habe er gedacht: „Ich kann mir nur sagen: Ist doch egal, was der Welt passiert. Ich werde sterben oder... ist egal. Ich denke nicht an Zukunft, ich denke nicht an Vergangenheit. Ist doch egal. In diesen zwei Tagen [in Ravensbrück] bin ich richtig aufgewacht. Dass man was machen kann, man hat was zu tun.“

Literaturverzeichnis:

- Adorno, Theodor W. (1959): Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: ders.: Gesammelte Schriften, Band 10: Kulturkritik und Gesellschaft 1/2, Frankfurt a.M., S. 555–572
- Adorno, Theodor W. (1966): Erziehung nach Auschwitz, in: ders.: Gesammelte Schriften, Band 10: Kulturkritik und Gesellschaft 1/2, Frankfurt a. M., S. 674–690
- Assmann, Aleida (2013): Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention, München
- Brendler, Kurt (1991): Die Unumgänglichkeit des „Themas“ Holocaust für die Enkelgeneration, in: Brendler, Kurt/ Rexilius, Günter: Drei Generationen im Schatten der NS-Vergangenheit, Wuppertal, S. 220–258
- Czollek, Max (2020): Gegenwartsbewältigung, München
- Dagan, Batsheva (2010): An die, die zögern zu fragen, in: dies.: Gesegnet sei die Phantasie – verflucht sei sie! Erinnerungen von „Dort“, Berlin
- Georgi, Viola (2003): Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland, Hamburg
- Giesecke, Dana/Welzer, Harald (2012): Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur, Hamburg
- Gryglewski, Elke (2013): Anerkennung und Erinnerung. Zugänge arabisch-palästinensischer und türkischer Berliner Jugendlicher zum Holocaust, Berlin
- Gryglewski, Elke (2015): Gedenkstättenarbeit in der heterogenen Gesellschaft, in: Gryglewski, Elke/Haug, Verena/Kößler, Gottfried/Lutz, Thomas/Schikorra, Christa (Hg.): Gedenkstättenpädagogik. Kontext, Theorie und Praxis der Bildungsarbeit zu NS-Verbrechen, Berlin, S. 166–178
- Haug, Verena/Thimm, Barbara (2007): Projektdokumentation „Aus der Geschichte lernen?“ Entwicklung zeitgemäßer Seminarkonzepte zur Vermittlung der NS-Geschichte

insbesondere an Gedenkstätten im Kontext einer historisch-politischen Bildungsarbeit in Demokratie fördern der Perspektive. Dachau: Jugendgästehaus Dachau, 2007, 13. www.cap.lmu.de/download/2007/gedenkstaetten.pdf, letzter Aufruf 11.09.2022

Heyl, Matthias (2017): Die nationalsozialistischen Massenverbrechen sind bei den Deutschen gut aufgehoben. Selbstbilder erfolgreich geleisteter Aufarbeitung in der Bundesrepublik nach 1990 und das Unbehagen an der Erinnerungskultur, in: Mendel, Meron/Messerschmidt, Astrid (Hg.): Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft, Frankfurt/M./ New York, S. 133–154

Siebeck, Cornelia (2015), „... und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“. Postnationalsozialistische Identitäts- und Gedenkstättendiskurse in der Bundesrepublik vor und nach 1990, in: BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER NATIONALSOZIALISTISCHEN VERFOLGUNG IN NORDDEUTSCHLAND, Jg. 2015, H. 16., S. 29–41

Sutor, Bernard (2002): Politische Bildung im Streit um die „intellektuelle Gründung“ der Bundesrepublik Deutschland. Die Kontroversen der siebziger und achtziger Jahre. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 52 (B45), S. 17–27

Internetquellen:

Zum Projekt „All in“:

<https://youtu.be/ysBsQN6cdV8>, letzter Aufruf 11.09.2022

Zum Projekt „Sound in the Silence“:

www.ravensbrueck-sbg.de/meldungen/text-unseres-gedenkdienstleistenden-wurde-teil-der-performance-von-sound-in-the-silence/, letzter Aufruf 11.09.2022

www.diemotte.de/de/sound-in-the-silence/ravensbruecker-generationenforum-meets-sound-in-the-silence-2019/, letzter Aufruf 11.09.2022

<https://youtu.be/PlpBuGIqXio>, letzter Aufruf 11.09.2022

Das *We Refugees Archiv*¹ zu Flucht, Neuanfang und Exil in Vergangenheit und Gegenwart

Ein Archiv mit Bildungsauftrag

ANNE VON OSWALD, ANNA-ELISABETH HAMPEL



1. Ein transhistorisches Archiv

*„Vor allem mögen wir es nicht,
wenn man uns ‚Flüchtlinge‘ nennt.“*
(Hannah Arendt 2016 [1943], 9)

*„Meine Identität ist also nicht mehr die von
Diawara B., es zählt nicht mehr die ganze Arbeit,
die ich geleistet habe, um mich zu integrieren.
Meine Identität bleibt immer die des Migranten.“*
(Diawara B. 2019)²

Hannah Arendt befindet sich als staatenlose Geflüchtete vor dem Nationalsozialismus im Jahr 1943 in New York; Diawara B. als undokumentierter und vom italienischen sog. „Sicherheitsdekret“³ illegalisierter Geflüchteter aus Mali 2019 in Palermo. Sie beide formulieren ihr Unbehagen, als „Flüchtling“ und „Migrant“ bezeichnet zu werden. Dieses Unbehagen, so wird im weiteren Verlauf von Hannah Arendts Essay und Diawara B.s Interview deutlich, erwächst zum einen aus den Fremdzuschreibungen und Stereotypen, die an solchen Bezeichnungen hängen und hinter denen alle individuellen Eigenschaften und Leistungen zurückstehen. Zum anderen hängt es mit der konkreten Recht- und Schutzlosigkeit zusammen, in der sie sich als Staatenlose und Illegalisierte befinden. Sie beide sprechen darüber, „den Standort in der Welt“ verloren zu haben, „durch den allein er [der Mensch] überhaupt Rechte haben kann und der die Bedingung dafür bildet, daß seine Meinungen Gewicht haben und seine Handlungen von Belang sind“ (Arendt 2017 [1951], 613). Gleichzeitig kommen sie beide zu dem Schluss, dass sie ihre Mündigkeit, ihren „Standort in der Welt“ nur wiedererlangen können, wenn sie – als Geflüchtete – ihre Stimme erheben und gehört werden. Die Geschichte von Verfolgung, Flucht, Exil und Neuanfang aus der

Sicht derjenigen zu erzählen, die sie erlebt haben und erleben, ist das Ziel des *We Refugees Archivs*. Es ist ein wachsendes digitales Archiv, in dessen Mittelpunkt individuelle Schicksale und der Mikrokosmos Stadt als Ort der Zuflucht und des Neuanfangs stehen.

Im Januar 2019 startete das Projekt mit dem übergeordneten Ziel, die Erzählung der Flucht von Jüdinnen:Juden der 1930er Jahre aus den *Holocaust Studies* für die *Migration Studies* zu öffnen und Verbindungslinien mit den heutigen Erfahrungen von Flucht und Exil aufzubauen. Ausgangspunkt dafür war u.a. Tony Kushners Studie „Journey from the Abyss“, in der er den Holocaust und die Flucht von Jüdinnen:Juden vor der nationalsozialistischen Verfolgung mit anderen Zwangsmigrationen seit den 1880er Jahren bis in die Gegenwart in Beziehung setzt und für eine größere Beachtung der oft marginalisierten Geschichte(n) von Geflüchteten und Zwangsmigrant:innen plädiert (vgl. Kushner 2017).

Richtungsweisend waren auch Konzepte wie Michael Rothbergs „multidirektionale Erinnerung“, in denen Vorschläge entwickelt werden, wie kompetitive Erinnerungskultur und Opferkonkurrenz überwunden werden und gerade im Sehen von Verbindungen der Gewalt-, Ausschluss- und Verfolgungserfahrungen ein solidarisierendes Erinnern entstehen kann (vgl. Rothberg 2021 [2009], 11f.). In theoretischen Debatten, aber auch in der praktischen Bildungsarbeit wird dieser Ansatz – gerade bei Bezügen zum Holocaust – immer wieder kritisch hinterfragt: Im Vergleich wird die Gefahr der Gleichsetzung und damit der Verharmlosung oder historischen Ungenauigkeit gesehen. Ein Vergleich historischer und gegenwärtiger Flucht- und Ankommenserfahrungen hat aber nicht ihre Gleichsetzung zum Ziel und soll nicht die Individualität von Erfahrungen oder die Spezifika historischer und politischer Kontexte von Flucht verwischen, sondern dient vielmehr dazu, Kontinuitäten und Brüche mithilfe von individuellen Erfahrungen von geflüchteten Menschen heute und damals aufzuzeigen. Das Phänomen *Refugeedom*⁴ in der *longue durée* zu denken, ermöglicht es, die Vielschichtig-

1 Das Projekt *We Refugees Archiv* (<https://we-refugees-archive.org>) ist bei Minor – Projektkontor für Bildung und Forschung (www.minor-kontor.de) angesiedelt und wird gefördert für die Laufzeit von 2019 bis 2022 durch die Bundeszentrale für politische Bildung, die Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft und das Programm „Europa für Bürgerinnen und Bürger“ der Europäischen Kommission. Das Projektteam bei Minor arbeitet pro Städtebeispiel mit unterschiedlichen externen Teams zusammen, siehe: <https://we-refugees-archive.org/kontakt/>.

2 Übersetzung aus dem Italienischen: We Refugees Archiv.

3 Das sogenannte „Sicherheitsdekret“ wurde 2018 von der italienischen Regierung und dem Innenminister Matteo Salvini verabschiedet und führte zu radikalen Einschränkungen der (legalen) Möglichkeiten der Menschen, sich ein Leben in Italien aufzubauen.

4 Das Konzept *refugeedom* wurde von Peter Gatrell geprägt und umschließt nicht nur die gesetzlichen Gegebenheiten, die hinter dem Konzept von Flucht stehen, sondern auch die Erfahrungen von Geflüchteten und wie diese in den Medien und in kultureller Hinsicht repräsentiert werden (vgl. Gatrell u.a. 2021).

keit von Fluchterfahrungen und den Zusammenhang von Flüchtenden, Geflüchteten, den Gesellschaften, aus denen und in die sie kommen, Unterstützungsnetzwerken, Medien und den politischen Systemen, in denen sie sich bewegen, besser zu verstehen (vgl. Gatrell u.a. 2021).

Im digitalen Archiv wird anhand von aufbereiteten, kuratierten Egodokumenten (wie Tagebüchern, Briefen oder Autobiografien) ein Bogen von historischen zu aktuellen Fluchterfahrungen gespannt, die in Dialog gebracht werden und so neue Erklärungsansätze von und mit Stimmen von Geflüchteten liefern. In heutigen Fluchtdiskursen dient die (europäische) Vergangenheit als instinktive Projektionsfläche und intuitiver Referenzrahmen – assoziativ, metaphorisch, symbolbildlich. Durch die Verflechtung von Vergangenheit und Gegenwart geht *We Refugees Archiv* diesen Projektionen auf den Grund und hinterfragt gewohnte Verbindungs- und Trennungslinien, um ein neues Narrativ über Fluchtmigration und heutige Migrationsgesellschaft anzuregen.

So liegt der inhaltliche Fokus der historischen Dokumente auf Selbstzeugnissen von Menschen, die der nationalsozialistischen Verfolgung durch Flucht (in und aus Europa) zu entkommen suchten, darunter vorwiegend Jüdinnen:Juden. Der aktuelle Teil widmet sich dagegen einem Spektrum von verschiedensten Fluchtbewegungen der letzten Jahrzehnte.

Über die biografische Perspektive der Geflüchteten in ausgewählten Zufluchtsstädten der Gegenwart und Vergangenheit werden Ähnlichkeiten wie auch Unterschiede abgesteckt. Dafür werden zentrale biografische Themen identifiziert, in denen Selbstzeugnisse aus allen ausgewählten Städten der Zuflucht sowie transhistorisch nebeneinandergestellt werden.

2. Die eigene Geschichte erzählen

We Refugees Archiv stellt die Heterogenität von Fluchterfahrungen dar, bricht dabei mit der dominanten Opferperspektive bzw. Perspektive der Hilfsbedürftigkeit in heutigen Diskursen und gibt damit den Geflüchteten als aktiv Gestaltende in Vergangenheit und Gegenwart eine Stimme. Der Anspruch, sich selbst zu repräsentieren und als aktiv Gestaltende gehört zu werden, wird in den Selbstzeugnissen des *We Refugees Archivs* immer wieder formuliert. In den historischen Zeugnissen, die im Angesicht der Vernichtung von Millionen Jüdinnen:Juden und anderen Verfolgten entstanden, ist der Anspruch darauf, das eigene Schicksal zu dokumentieren, auch ein Akt der Selbstbehauptung und des Widerstands ge-

gen die Auslöschung der Spuren und des Gedächtnisses der Ermordeten. So schrieb Herman Kruk im Juni 1941, als die Wehrmacht in Vilnius und damit in die Stadt einmarschierte, in der er 1939 aus Warschau kommend noch sichere Zuflucht gefunden hatte, in sein Tagebuch:

„Wenn ich schon bleibe und wenn ich ein Opfer des Faschismus werde, dann nehme ich den Stift in die Hand und schreibe eine Chronik dieser Stadt. Natürlich kann auch Vilnius besetzt werden. Die Deutschen werden die Stadt faschistisch machen. Juden werden ins Ghetto gehen – ich sollte es dokumentieren. Meine Chronik muss sehen, muss hören und muss ein Spiegel und Bewusstsein der großen Katastrophe und der harten Zeiten werden.“ (Kruk 1961 [1941], 3)⁵

Aus dem Anspruch auf Selbstrepräsentation ergeben sich mehrere Herausforderungen für die Sammlung von Selbstzeugnissen. Dazu gehört, die Lücken mitzudenken, die dort stehen, wo Menschen auf der Flucht und im Exil nicht (mehr) die Gelegenheit haben oder hatten Zeugnis abzulegen; und zu versuchen, diejenigen Perspektiven zu stärken, die normalerweise leise bleiben, z. B. die von Frauen, Minderjährigen oder Personen, die nicht einem intellektuellen und publizistisch aktiven Milieu angehör(t)en. Dazu gehört es auch, bei der Erarbeitung von Selbstzeugnissen heute partizipativ vorzugehen. So entstanden die Interviews mit größtenteils minderjährig angekommenen Geflüchteten in Palermo in Workshops, die die vor Ort aktive Migrant:innenorganisation *Giocheranda* durchführte. In Berlin arbeitete das Archiv mit Organisationen exilierter Journalist:innen zusammen und brachte Geflüchtete mit verschiedenen Hintergründen im zusammen mit der Stiftung Exilmuseum durchgeführten Workshop „ABC des Ankommens“ in die gemeinsame Reflexion der Flucht- und Ankommenserfahrungen. Die Bemühungen, viele – und vor allem auch besonders marginalisierte – Perspektiven zu zeigen, stoßen aber auch immer wieder an Grenzen: Bei der historischen Recherche überwiegen die Zeugnisse der Rückschauenden, für die es eine Selbstverständlichkeit war, Spuren zu hinterlassen. Und nicht alle Spuren sind erhalten. Auch heute ist es leichter, Stimmen von Menschen in das Archiv zu bringen, die das Sprechen in der Öffentlichkeit beruflich oder aktivistisch gewohnt sind. Zu denjenigen, für die das nicht gilt, Vertrauen zu gewinnen braucht Zeit, zumal die Geschichten von Flucht und Ankommen zutiefst persönlich und nicht selten mit Traumata verbunden sind. Insbesondere für Menschen, die illegalisiert oder ohne

5 Übersetzung aus dem Jiddischen: *We Refugees Archiv*.

sicheren Aufenthalt leben, ist eine Veröffentlichung ihrer Geschichte – auch anonymisiert – zu risikoreich. Zudem ist Zeugnisablegen für viele, die gerade erst ankommen, die Sprache lernen, arbeiten, familiären Pflichten nachkommen müssen, etwas, wofür die Ressourcen fehlen. Wie auch in anderen Kontexten gilt es, ihr Engagement nicht nur durch eine abstrakte öffentliche Aufmerksamkeit, sondern auch durch finanzielle Aufwandsentschädigungen nicht nur wertzuschätzen, sondern überhaupt erst zu ermöglichen.

3. Die Stadt als Ort der Zuflucht

„Wir haben unser Zuhause und damit die Vertrautheit unseres Alltags verloren. Wir haben unseren Beruf verloren und damit das Vertrauen eingeübt, in dieser Welt irgendwie von Nutzen zu sein. Wir haben unsere Sprache verloren und mit ihr die Natürlichkeit unserer Reaktionen, die Einfachheit unserer Gebärden und den ungezwungenen Ausdruck unserer Gefühle. Wir haben unsere Verwandten in den polnischen Ghettos zurückgelassen, unsere besten Freunde sind in den Konzentrationslagern umgebracht worden, und das bedeutet den Zusammenbruch unserer privaten Welt.“
(Arendt 2016 [1943], 10)

Das *We Refugees Archiv* ist von Hannah Arendts gleichnamigem Artikel aus dem Jahr 1943 inspiriert, einer Zeit, in der sie selbst als geflüchtete Staatenlose im US-amerikanischen Exil lebte. Von dem Arendt'schen „Wir“ in dem auch aus ihrer persönlichen Erfahrung heraus geschriebenen Essay ging schon damals eine Direktive für die Zukunft und ein Aufruf zum Weiterdenken über die Grenzen des evident schutzunfähigen Nationalstaatsmodells hinaus aus. Diese Schutzunfähigkeit und die Bedingungen, unter denen Menschen vom „Recht, Rechte zu haben“ (Arendt 2017 [1951], 614) ausgeschlossen werden, analysierte Arendt auch in späteren Werken (vgl. hierzu Hampel 2019).

Inspiziert u.a. von dieser Kritik stehen im Mittelpunkt des Archivs ausgewählte Städte der Zuflucht, die in Vergangenheit und Gegenwart eine besondere Stellung als Refugien und Räume der Emanzipation einnahmen: als Orte des Widerstands gegen nationale Ausschlusspolitiken, als Mikrokosmen, in denen Visionen und Strukturen für eine offene Stadtgemeinschaft und gemeinsame Zukunft geschaffen werden. Sie stießen und stoßen aber auch an ihre Grenzen und entwickel(te)n sich gleichzeitig als Orte, an denen Geflüchtete sich eigenmächtig Netzwerke und ein neues Leben aufbauen (vgl. Sowa 2019; Hampel/von Oswald 2020). Im *We*

Refugees Archiv nähern wir uns diesen Städten aus der Sicht der Bewohner:innen, die dort Zuflucht suchen, sich ein Leben aufbauen und das städtische Leben und den Raum mitprägen.

Im Januar 2019 startete das Projekt mit Vilnius als historischer und Palermo als aktueller Stadt der Zuflucht. Vilnius, das gemäß dem Hitler-Stalin-Pakt im September 1939 zunächst von der Roten Armee besetzt wurde, wurde nach dem deutschen Angriff auf Polen am 1. September 1939 über Nacht zu einem der einzigen erreichbaren Refugien in Osteuropa. In den Jahren von 1939 bis zur deutschen Besatzung im Juni 1941 bot Vilnius circa 30.000 polnischen Geflüchteten temporären Schutz. Die bestehende jüdische Infrastruktur der Stadt gewährte den jüdischen Geflüchteten eine beispiellose Starthilfe für migrantisches Leben im Schatten des einsetzenden Holocaust in Polen. So riefen sie ein einzigartiges Dokumentationsprojekt ins Leben, das Ausdruck migrantischer Selbstbehauptung und des aktiven jüdischen Widerstands gegen den nationalsozialistischen Terror ist. Mit dem Einmarsch der Wehrmacht in Vilnius im Juni 1941 wurde Vilnius jedoch vom Zufluchtsort zum Ort der Verfolgung und Vernichtung: Die Mehrheit der Jüdinnen:Juden, die es nicht geschafft hatten, die Stadt zu verlassen, wurde ermordet.

Palermo, die Hauptstadt der italienischen Region Sizilien, hat sich offiziell mit der sogenannten „Carta di Palermo“ im Jahr 2015⁶ zur „Stadt der Aufnahme“ deklariert. Obwohl eine derartige Deklaration durchaus nicht mit der Erreichung dieses Ziels gleichzusetzen ist und als Vision verstanden werden muss, steht Palermo symbolisch für eine Vielzahl europäischer Städte und Kommunen, die in den heutigen Krisenzeiten der europäischen Migrations- und Asylpolitik emanzipatorische Bemühungen anstellen und neue Wege im Umgang und Zusammenleben mit Geflüchteten gehen.

Es folgten im Jahr 2020 die Zufluchts- und Aufnahmestädte Paris und Berlin. Paris war bereits während der 1920er Jahre Zufluchtsort und Heimat für viele der zwei Millionen Arbeitsmigrant:innen, der armenischen, ost- und südeuropäischen sowie russischen Geflüchteten vor Völkermord und Bürgerkrieg geworden. In den 1930er Jahren kamen dann vor allem vom europäischen

6 Die Carta di Palermo wurde im Jahr 2015 vom damaligen Bürgermeister der Stadt Palermo, Leoluca Orlando, gemeinsam mit zivilgesellschaftlichen und politischen Akteur:innen verfasst. Sie versteht sich als ein menschenrechtliches Pamphlet: Freizügigkeit ist ein Menschenrecht. Wer nach Palermo kommt, ist ein:e Palermitaner:in. Siehe Città di Palermo (2015): Charta von Palermo 2015, www.comune.palermo.it/js/server/uploads/iosonopersona/charta_von_palermo_2015.pdf, letzter Aufruf: 22.07.2022.

Faschismus Verfolgte in die Stadt. Durch die verschiedenen Gemeinschaften der Neuankommenden wurde Paris zum Mosaik diasporischer Einschreibungen. Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs läutete aber auch das Ende von Paris als „Exilhauptstadt“ ein.

Berlin hingegen, das durch Flucht aus Berlin in den 1930er und 1940er Jahren gekennzeichnet war, wandelte sich nach dem Zweiten Weltkrieg wieder in eine Stadt der Zuflucht. Bereits vor der Wiedervereinigung boten West- wie auch Ost-Berlin Geflüchteten Zuflucht. Heute genießt die Stadt den Ruf einer vielfältigen, offenen, von Migration geprägten und anziehenden Metropole und Zufluchtsstadt, die Raum für politische, soziale und kulturelle Selbstorganisationsvernetzung und -äußerung bietet. Inwieweit sie tatsächlich ein sicheres Exil für Menschen mit diversen Fluchterfahrungen bieten kann, ist jedoch angesichts der prekären Situation vieler Geflüchteter fraglich.

2021 setzte sich das *We Refugees Archiv* zum ersten Mal mit einer Stadt als historischem und gegenwärtigem Zufluchtsort auseinander, jeweils unter ganz unterschiedlichen Bedingungen: Istanbul. Die Metropole am Bosphorus avancierte für viele Exilierte in den 1930ern zu einer wichtigen, wenn auch oft vergessenen Transit- und Zufluchtsstadt. Als Verbindungsstelle zum asiatischen Kontinent spielte Istanbul eine besondere Rolle für viele Jüdinnen:Juden auf dem Weg in das britische Mandatsgebiet Palästina. Zudem ermöglichte die Regierung der jungen Republik Türkei einer ausgewählten Gruppe exilierter Wissenschaftler:innen und Künstler:innen aus Deutschland einen Aufenthalt, damit diese das Modernisierungsprogramm der jungen Republik unterstützten. Damit wurde auch Istanbul zu einer Zufluchtsstadt, allerdings unter Vorbehalt. Vielen anderen Geflüchteten wurde der Zugang zur Türkei verwehrt. Heute wird dieses Kapitel der Fluchtmigration teilweise als Sternstunde humanitärer Aufnahmepolitik, teilweise als entscheidende Phase des türkisch-nationalistischen Modernisierungsprogramms, teilweise als Projekt, in dem orientalistische Vorstellungen westlicher Überlegenheit sowohl durch die Exilierten als auch in der Grundsatzidee reproduziert wurden, erzählt. Aber vor allem wird dieses Kapitel erst gar nicht erinnert.

Heute ist Istanbul zur Zuflucht und zum neuen Zuhause vor allem für Geflüchtete aus dem Nachbarland Syrien und Afghanistan geworden. Viele von ihnen bleiben für längere Zeit, weil sich die Situation in ihren Herkunftsländern nicht bessert. Zudem ist angesichts der europäischen Abschottungspolitik und der Abkommen

zwischen der Türkei und der EU eine Weiterreise nach Europa für die meisten unmöglich geworden. Trotz der sich in den letzten Jahren verschärfenden türkischen Asylpolitik und der Schwierigkeiten, die das Leben vieler Zwangsmigrant:innen ohne Aufenthaltsstatus und Papiere in der Türkei und in Istanbul prägen, ist ihre Anwesenheit und Teilhabe am städtischen Alltag Normalität. Soziale, familiäre und professionelle Netzwerke bieten Unterstützung beim Neuanfang und beim Aufbau eines Lebens, das für viele längst nicht mehr nur ein Provisorium ist.

Die Stadt New York wird im Laufe des Jahres 2022 als Zufluchts- und Exilort für Geflüchtete ebenfalls aus der transhistorischen Perspektive aufgebaut und im Herbst 2022 im *We Refugees Archiv* veröffentlicht. Nach dem Jahr 2022 kommen keine weiteren Städte hinzu. Die Selbstzeugnisse von Geflüchteten heute und damals werden über einen partizipativen Teilhabeprozess in Kooperation mit Geflüchtetenorganisationen, u.a. mit Journalist:innen, Autor:innen, Aktivist:innen mit Fluchterfahrung weiterentwickelt und für die Arbeit in Bildungseinrichtungen zusammengeführt.

4. Ein kuratiertes Archiv mit Angeboten für die internationale Erinnerungs- und Bildungsarbeit

Archive sind grundsätzlich selektiv, auf Zufälligkeiten aufgebaut sowie bestimmten Machtkonstellationen und (un/bewussten) Motivationen unterworfen. Als kuratiertes Fluchtarchiv im Entstehen wächst das *We Refugees Archiv* nicht nur stetig mit der fortlaufenden Hinzunahme von individuellen Flucht- und Ankommenserfahrungen in neuen Städtebeispielen. Als Fluchtarchiv wird es gleichzeitig von all denen heimgesucht, deren Stimmen kein Gehör finden (konnten) – entweder weil sie die Flucht nicht geschafft haben, auf ihr gestorben sind, ermordet wurden, ihnen auf andere Art ein Neuanfang verwehrt wurde oder aufgrund unserer Ignoranz als Archiventwickler:innen. So ist das *We Refugees Archiv* von Natur aus unvollständig. All diese Schicksale sind jedoch in den und trotz der unumgänglichen Archivleerstellen ebenso Teil des „Wirs“ des *We Refugees Archivs*. Sie müssen immer mitgedacht werden.

Das Archiv nimmt als Selbstzeugnisse bestehende Archivalien sowie neugeschaffene Materialien auf: von konventionellen Archivdokumenten, Briefen, Gedichten und Memoiren über Interviews und Zeitungsartikel bis hin zu zeithistorischen Fotos und Zeichnungen. Diese Selbstzeugnisse werden kontextualisiert und in

unterschiedliche thematische, lokale und biografische Zusammenhänge gestellt. Die Nutzer:innen des Archivs können sich ihnen zum einen über die verschiedenen Stadtebenen nähern: Hier werden alle Selbstzeugnisse, die zu einer Stadt gehören, zusammengetragen. In den thematischen Ebenen hingegen sind die Selbstzeugnisse transhistorisch und translokal – also aus verschiedenen Zeiten und Orten – nach den Themen, mit denen sie sich befassen, zusammengetragen: Die Entscheidung zur Flucht und Fluchterfahrung, Unterstützung, Neuanfang und Zukunftsvisionen, Identitätsfragen sowie Erfahrungen von Diskriminierung und Ausgrenzung.

Über eine Archivtour werden die unterschiedlichen Ebenen und Angebote aufgezeigt und erklärt. Allen Themen- und Stadtbereichen ist ein Einleitungstext zur Verordnung der Selbstzeugnisse vorangestellt. Auf diese Weise ermöglicht das *We Refugees Archiv* einerseits einen neuen, empathischen und assoziativen Zugang zum Themenkomplex des Geflüchtetenlebens in Vergangenheit und Gegenwart und bietet andererseits gleichzeitig eine notwendige Kontextualisierung dieser Egodokumente für die internationale Erinnerungs- und Bildungsarbeit an. Für alle eingestellten Selbstzeugnisse und Egodokumente wurde die Originalsprache beibehalten und ins Deutsche und Englische übersetzt. Sie werden jeweils in ihrem Zusammenhang erläutert und mit Einführungs- und wissenschaftlichen Gastbeiträgen über zentrale Themen kontextualisiert und vertieft. Ein Glossar bietet kurze, gut nutzbare Erklärungen für zentrale Begriffe.

Als Türöffner bietet jedes Stadtbeispiel über die historischen wie aktuellen Erfahrungen als Ort der Zuflucht Kurzfilme bzw. Videoclips an. In diesen künstlerischen Herangehensweisen kommen die Perspektiven der porträtierten Personen mit denen der oft selbst geflohenen Filmemacher:innen zusammen. Gleichzeitig bieten sich Kurzfilmformate für die praktische Bildungsarbeit als Anknüpfungspunkte und Ergänzung zu alleinigen Schrift- und Bildquellen an. Vor allem in den historischen Filmen wird dabei versucht, dem transhistorischen Ansatz des Archivs durch (bildliche und inhaltliche) Bezüge zur Gegenwart Rechnung zu tragen.

Das frei zugängliche *We Refugees Archiv* ermöglicht demnach eine digitale und auch analog aufbereitete Nutzung für die historisch-politische Erinnerungs- und Bildungsarbeit von Museen, Gedenkstätten, Schulen, Universitäten und anderen Einrichtungen. Seit Beginn des Archivs im Jahr 2019 werden unterschiedliche Kooperationen aufgebaut, um die Nutzung des Archivs und seiner Angebote zu gewährleisten. In Zusammen-

arbeit mit dem Verein Bildungsbausteine e.V. wurden Bildungsmethoden und -module entwickelt, die in Schulen, Gedenkstätten u.a. direkt angewandt werden können. Zudem können sich private Nutzer:innen und Multiplikator:innen der Bildungsarbeit eigene Merklisten von Archivbeiträgen zusammenstellen, speichern und mit anderen per Link teilen, sodass individuelle Lernangebote erstellt werden können. Das *We Refugees Archiv* Team bietet regelmäßig Workshops an, in dem Multiplikator:innen und andere Interessierte an exemplarischen Beispielen die Bildungsarbeit mit dem Archiv erproben können.

Der Archivbegriff vom *We Refugees Archiv* ist demnach weit gefasst und versteht den Archivaufbau als einen Prozess der Sammlung, Kontextualisierung und des Kuratierens von unterschiedlichem Material als digitalem Gedächtnis- und Bildungsort, aus dem heraus für die internationale Bildungs- und Erinnerungsarbeit neue Narrative und Ansätze gestärkt werden.

Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah (2016 [Erstveröffentlichung auf Englisch 1943]): *Wir Flüchtlinge*. Mit einem Essay von Thomas Meyer, Stuttgart: Reclam
- Arendt, Hannah (2017 [Erstveröffentlichung auf Englisch 1951]): *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*, München und Berlin: Piper
- Diawara B (2019): „Meine Identität bleibt immer die des Migranten“, <https://we-refugees-archive.org/archive/meine-identitaet-bleibt-immer-die-des-migranten/>, letzter Aufruf: 21.07.2022
- Gatrell, Peter/Ghoshal, Anindita Ghoshal/Nowak, Katarzyna Nowak/Dowdall, Alex (2021): *Reckoning with refugeedom: refugee voices in modern history*, in: *Social History*, Bd. 46, Nr. 1, S. 70–95
- Hampel, Anna-Elisabeth/von Oswald, Anne (2020): *Der Local Turn in der Migrationsdebatte*, <https://we-refugees-archive.org/chapters/der-local-turn-in-der-migrationsdebatte/>, letzter Aufruf: 15.07.2022
- Hampel, Anna-Elisabeth (2019): *Arendt weiterdenken: Über das verlorene Recht, Rechte zu haben*, <https://we-refugees-archive.org/chapters/arendt-weiterdenken-ueber-das-verlorene-recht-rechte-zu-haben/>, letzter Aufruf: 22.07.2022
- Kushner, Tony (2017): *Journeys from the Abyss: The Holocaust and forced migration from the 1880s to the Present*, Liverpool: Liverpool University Press
- Kruk, Herman 1961 (Edition des Tagebuchs von 1941): *Togbuch fun Vilner geto*, New York: YIVO Institute for Jewish Research
- Rothberg, Michael (2021 [Erstveröffentlichung auf Englisch 2009]): *Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung*, Bonn: bpb
- Sowa, Christian (2019): *Urban Citizenship? Ein Recht auf Stadt*, <https://we-refugees-archive.org/chapters/urban-citizenship-a-right-to-the-city/>, letzter Aufruf: 22.07.2022

Die Wieder-Erfindung eines jüdischen Ortes. (Jüdische) Kulturelle Bildung, künstlerische Prozesse und Partizipation im Dorf Messingwerk

STELLA LEDER

Räume herzustellen, ist ein Arbeitsschwerpunkt des Instituts für Neue Soziale Plastik e.V. Wir arbeiten mit künstlerischen Prozessen und kultureller Bildung; Räume zu schaffen, betrachten wir als Teil künstlerischer Arbeit. Die entstehenden Räume sind utopische Räume, die erfahrbar werden. Im Fall des konkreten Projekts, das in diesem Text beschrieben wird, entsteht durch künstlerische Prozesse und kulturelle Bildung ein utopischer Erinnerungs- und Kulturort in einem kleinen Brandenburger Dorf.

Das erste utopische Moment rührt daher, dass das Projekt von einem mehrheitlich jüdischen Team initiiert, konzipiert und durchgeführt wird. Durch die Struktur des Projektes und seiner Kooperationspartner – wer arbeitet mit wem in welcher Form zusammen? – entsteht ein Ort, der diverse Annahmen über Erinnerungskultur und Antisemitismus auf den Kopf stellt. Schließlich sind Jüdinnen:Juden in Deutschland in der Regel die, derer erinnert wird, und nicht die, die Erinnerungsorte kreieren. Das zweite utopische Moment hat viel mit dem konkreten Sozialraum zu tun, an dem das Projekt angesiedelt ist: nämlich im ländlichen Raum in einer Gegend, die seit Jahrzehnten mit Rechtsextremismus, Rechtspopulismus und Geschichtsrevisionismus zu kämpfen hat. Genau hier entsteht nun ein Ort jüdischer Gegenwartskultur, der so einladend ist, dass nicht nur die Nachbarschaft, sondern auch Menschen aus der umliegenden Region sich beteiligen. Es entsteht ein Ort, an dem jüdisch zu sein normal ist – und zwar außerhalb einer jüdischen Institution, eine Stunde von der nächsten Großstadt entfernt.

Um zu erklären, wie das Projekt arbeitet, ist es zunächst wichtig, die Geschichte des Ortes und den historischen Kontext zu erläutern. Im Anschluss geht es um die konkrete Arbeit und die Ideen, die ihr zu Grunde liegen.

1. Die Geschichte des Ortes: die Hachschara Messingwerk

1917 wurde im kleinen Brandenburger Dorf Messingwerk im Norden Berlins die vermutlich erste Hachschara im Deutschen Reich gegründet. Das hebräische Wort Hachschara bedeutet Tauglichmachung, Vorbereitung.

Als Hachschara werden Einrichtungen bezeichnet, in denen sich Jüdinnen:Juden auf ihre Alija, die Einwanderung nach Erez Israel, vorbereiteten. Wer ein Zertifikat für die Einreise ins damalige Palästina brauchte, musste in der Regel handwerkliche, hauswirtschaftliche oder landwirtschaftliche Fähigkeiten nachweisen. Die Hachscharot vermittelten diese Fähigkeiten.

Die ersten Hachscharot entstanden in den ausgehenden 10er Jahren des 20. Jahrhunderts (vgl. Plassmann 2021). Meistens gingen sie aus der jüdischen Jugendbewegung hervor. In Eberswalde etwa gab es den jüdischen Wanderbund Blau-Weiß, den Messingwerker Jugendliche gegründet hatten. Auch eine zionistische Ortsgruppe wurde Ende 1918 in Messingwerk ins Leben gerufen, mit mehr als 60 Gründungsmitgliedern. Die Jugendlichen auf Hachschara teilten allgemein eine kapitalismuskritische Haltung und eine Kritik an der Vernutzung der Natur, und sie sehnten sich nach einem freien Leben in der Gemeinschaft Gleichgesinnter. Erez Israel stand für sie für den zionistischen Traum eines neuen, anderen, selbstbewussten jüdischen Lebens. 1922/1923 machten die ersten Mitglieder der Messingwerker Hachschara Alija.

Die Hachschara Messingwerk bestand im Rahmen eines landwirtschaftlichen Industrieguts, das von der Hirsch, Kupfer- und Messingwerke AG (HKM), betrieben wurde. Die Geschichte der HKM in Eberswalde war zu diesem Zeitpunkt eine Erfolgsgeschichte. Eine Zukunft für Jüdinnen:Juden sahen die Hirschs offenbar dennoch nicht in Deutschland. In historischen Dokumenten finden sich Aussagen aus der Familie, die den Antisemitismus vor Ort beschreiben. Trotz, klar, wütend. „Da man Zionist war, selbstverständlich (hat man) sich nichts gefallen lassen.“, heißt es in einem Interview mit Mally Danziger (geb. Rosenblüth) in Zusammenhang mit Antisemitismus (Archiv des Leo Baeck Instituts). Geleitet wurde das Industriegut der HKM damals von dem Agronomen Salomon Dyk. Dieser legte auf den Karlsbader Zionistenkongressen 1921 und 1922 ein allgemeines Ausbildungsprogramm für junge Einwander:innen nach Eretz Israel vor; auf diesem Vorschlag fußten die Kriterien, nach denen die internationale zionistische Bewegung Zertifikate für die Einwanderung nach Palästina verteilte.

Während der kurzen Weimarer Republik wurde eine Reihe weiterer Hachscharot gegründet, die meisten davon in Brandenburg. Die Hachschara-Bewegung wuchs, blieb aber klein. Ende 1932 waren im Deutschen Reich insgesamt circa 500 junge Leute auf Hachschara. Ab der Machtübernahme der Nationalsozialist:innen 1933 wuchs der Dachverband der Bewegung, der Hechaluz, auf 14.000 Mitglieder an (vgl. Pilarczyk/Ashkenazi/Homann 2020). In den folgenden Jahren war die Hachschara-Bewegung ein zentraler Teil des internationalen Rettungswiderstands und konnte vielen Tausenden Menschen das Leben retten.

Der gärtnerische Leiter der Hachschara Messingwerk, Salomon Weinberg-Oren, machte Mitte der 1920er Alija. Die Hachschara wurde danach nicht weitergeführt, die Hirsch, Kupfer- und Messingwerke AG blieb den Zielen der zionistischen Bewegung aber verbunden. Anfang der 1930er Jahre entstand eine Abteilung für den Bau von Fertigbauhäusern aus Kupfer, geleitet wurde sie von Walter Gropius. Die Kupferhäuser waren darauf ausgelegt, leicht verschiffbar zu sein; sogar noch nach 1933 konnten im Rahmen des Ha'avara-Abkommens mehrere Exemplare nach Palästina verschifft werden. Die Bauteile wurden in Halle 1 zusammengesetzt, in der sich zur Zeit *Chasak! Jüdische Kulturwerkstatt Brandenburg* befindet.

2. Suchen und finden: Unsere Wege nach Messingwerk

Ziemlich genau 100 Jahre nachdem die ersten Chawerim Messingwerk Richtung Palästina verlassen hatten, stießen mein Kollege Benno Plassmann und ich auf Messingwerk. Zu diesem Zeitpunkt recherchierten wir im Rahmen des Projekts *Chasak! Gegen Antisemitismus im ländlichen Raum* zur Hachschara-Bewegung. Bei *Chasak!* geht es darum, aus jüdischer Perspektive zu Antisemitismus und Erinnerungskultur zu arbeiten. Hachschara als Thema macht es möglich, zur Geschichte von Antisemitismus, Nationalsozialismus und Shoah ebenso zu arbeiten wie zu Fragen der Erinnerungskultur, jüdischer Widerständigkeit und zur (Rezeption der) Geschichte des Zionismus. Gerade die gesellschaftliche Rezeption des Zionismus spielt eine große Rolle im gegenwärtigen Antisemitismus.

Messingwerk fiel uns aus zwei Gründen ins Auge. Erstens war die 1918 gegründete Hachschara in Messingwerk eine der frühesten Hachscharot, möglicherweise sogar die erste. Das frühe Gründungsdatum verweist auf den Antisemitismus der Zeit vor 1933 – und auf die Widerständigkeit der davon betroffenen Personen.

Zweitens – dieser Aspekt sei erwähnt, weil er für partizipative Projekte von so großer Bedeutung ist – hatten wir bereits Partnerorganisationen und Kolleg:innen in der Stadt Eberswalde, zu der der Ortsteil Finow mit Messingwerk heute gehört.

Es dauerte nicht lange, da hatten wir den Kontakt zum heutigen Besitzer der Hirsch-Villa und der besagten Halle 1 hergestellt. Wir hatten Glück: Der Besitzer begegnete unserer Idee, zur Geschichte des Orts zu arbeiten und ihn für die Umgebung zu öffnen, sofort mit Offenheit. Schnell waren wir uns einig, dass wir den parkähnlichen Garten der Villa sowie die Halle 1 für einige Jahre nutzen könnten. Wir pachteten also den Garten und mieteten die Halle 1. Im Folgenden skizziere ich, was seitdem geschehen ist.

3. Den Raum sichten und vorbereiten

Zu Beginn unserer Arbeit fanden wir einen relativ un-aufgeräumten, verwilderten Garten vor und eine riesige Industriehalle: Halle 1. Diese war seit 30 Jahren unbenutzt; von den letzten Nutzer:innen war sie nicht aufgeräumt worden, seitdem hatte sie kaum jemand betreten – mit Ausnahme einiger Menschen, die in der Halle einen verborgenen Platz für Graffitis gefunden hatten. Diesen Raum gilt es also zu gestalten und zu bespielen, und dafür braucht es viele, die mitmachen.

Für partizipative Prozesse ist es wichtig, den gesellschaftlichen Kontext zu verstehen sowie die möglichen Akteur:innen in der Umgebung kennenzulernen, samt ihrer unterschiedlichen Interessen und Ressourcen. Wie können Initiativen, Gruppen und Einzelpersonen vor Ort eingebunden werden, wo überschneiden sich ihre Interessen mit jenen des Projekts, was wollen und können sie einbringen? In kleinen Orten hat die Verwaltung oft kein Geld. Dafür hilft sie vielleicht dabei, eine Straße zu sperren, vermittelt den Kontakt zu den Vereinen vor Ort oder verlegt anlässlich einer Veranstaltung die Bushaltestelle temporär an einen anderen Ort. So kommt es, dass eine Vielzahl an Personen und Institutionen mitwirken.

Wir als Projektverantwortliche schaffen möglichst viele verschiedene Möglichkeiten der Partizipation und arbeiten mit den Expertisen und Ressourcen, die da sind, die mitgebracht werden. Zum Beispiel möchten viele Jugendliche nicht bei einer Performance auf einer Bühne stehen; vielleicht haben sie aber Lust, anderweitig mitzuwirken: sich um das Licht zu kümmern, die Kostüme zu schneiden, die Bühnen zu bauen, Flyer zu entwerfen, in der Produktionsleitung mitzumachen,

die Inszenierung zu fotografieren, das Essen für die Premiere zu organisieren u.v.m. Die Lern- und Erfahrungsprozesse, die das Messingwerk-Projekt anstößt, sind vielfältig. Nicht zuletzt regt es Menschen, Gruppen und Institutionen, die zwar räumlich nah beieinander liegen, oftmals aber nicht miteinander interagieren, zur Zusammenarbeit an.

Halle 1 und Garten sind mit dem Fahrrad etwa 30 Minuten vom nächsten Bahnhof entfernt, der Ort ist so klein, dass er nicht einmal eine eigene Schule hat. Neben Sportvereinen und einem Heimatverein gibt es keinen öffentlichen Raum, an dem Menschen sich treffen und Zeit miteinander verbringen könnten. Wir vermuteten daher, dass unser Vorhaben bei vielen Verantwortlichen und Anwohner:innen vor Ort und in der Umgebung auf Interesse stoßen dürfte: Die Ortsvereine könnten an Kooperationspartner:innen interessiert sein und die Schulen der nächsten Stadt an Bildungsangeboten; die Stadtverwaltung dürfte sich über Tagestourist:innen freuen und Anwohner:innen darüber, dass im Dorf etwas los ist. Bezogen auf die Region Berlin-Brandenburg nahmen wir an, dass für jüdische Berliner:innen ein relativ nahe gelegener Ort, an dem man im Grünen sein kann und der jüdisch geprägt ist, attraktiv sein könnte; jüdische Gemeinden im Umland dürften an dem neuen Kultur- und Erinnerungsort dann Interesse haben, wenn er die Perspektiven und Geschichten ihrer Mitglieder einbezieht.

Noch vor den ersten Beteiligungsformaten erarbeitete das Projektteam den ersten Teil der auf drei Teile angelegten Comic-Serie „Chawerim“¹, die in die Geschichte der Hachschara einführt. Genutzt wird sie zum Beispiel während Workshops oder zu deren Vor- und Nachbereitung, sie kann aber auch zur Kontaktaufnahme mit (jüdischen) Partnerorganisationen eingesetzt werden. Außerdem entstand ein Audioguide zur Geschichte des Orts. Diese beiden auf Vermittlung ausgerichteten Produkte wurden ohne Beteiligung anderer Gruppen hergestellt und dien(t)en der Kontaktaufnahme.

4. Erste Beteiligungsmöglichkeiten: lernen, bauen, lesen, gärtnern

Wir schufen erste Beteiligungsmöglichkeiten. Gemeinsam mit Workshopteilnehmer:innen gingen wir übers Gelände, erzählten von seiner Geschichte; je nach Interesse der Beteiligten besuchten wir im Anschluss entweder Archive und lasen Quellen und/oder führten

praktische Arbeiten durch: Wir räumten den Garten auf, pflanzten Gemüse an oder organisierten Workshops, in denen die Jugendlichen lernten, mit Holz zu arbeiten und Möbel (Bänke, Tische) für Garten und Halle herzustellen. Garten- und Holzarbeit gehören zu den Tätigkeiten, die in den Hachscharot vermittelt wurden, und so verknüpften wir die praktische Arbeit mit historischen Auseinandersetzungen. Durch ihre praktische Arbeit gestalteten die Jugendgruppen das Gelände räumlich und materiell mit.

Nun begannen verschiedene Gruppen den Garten zu nutzen: Jugendwohnheime, ein Jugendklub, Schulen, die Nachbarschaft. Erste Feiern fanden statt, bei denen die gemeinsam getane Arbeit im Garten gezeigt werden konnte und bei denen wir uns vorstellen und vernetzen konnten. Wer vorbeikam, wurde über das Gelände geführt und/oder bekam einen Comic in die Hand gedrückt. Jüdische Künstler:innen aus der Umgebung traten auf, Politiker:innen kamen vorbei, Verantwortliche aus Vereinen und Schulen ebenso, und nach Gesprächsende nahmen unsere neuen Partner:innen den einen oder anderen Kürbis aus dem Garten mit nach Hause.

Parallel räumten wir die Halle auf, sprachen mit Statiker:innen und Architekt:innen, der Umweltaufsicht und der Baubehörde und vielen anderen: Die Begehung und Nutzung eines Orts, der so alt ist und so lange leer stand, bedeutet einen Wust an Papierkram. Aber Stück für Stück zeichnete sich ab, dass es gelingen würde, die Halle nutzbar zu machen. Was aber macht man mit einer Halle von 1.700 qm in einem Dorf?

5. Kollaborativ: Die jüdische Kulturwerkstatt Brandenburg entsteht

Inzwischen zeichnete sich ab, dass in Messingwerk ein Ort geschaffen werden könnte, den die Nachbarschaft sich aneignet, schon aus Mangel an anderen Orten. Wir beabsichtigten aber nicht, dass die Aneignung dieses jüdischen Orts allein durch die nichtjüdische Bevölkerung geschieht. Diesen Ablauf, der sich so oft ganz selbstverständlich vollzieht, wollten wir stören. Deshalb tauschten wir uns über unsere geplante Ausstellung ausschließlich mit den Vorständen der jüdischen Gemeinden sowie mit jüdischen Wissenschaftler:innen, Autor:innen u.a. aus. Das so entstehende Konzept warfen wir im Laufe des Prozesses mehrfach über den Haufen. Wir gingen dabei bewusst über den Ansatz der Partizipation hinaus: Nicht wir entschieden, wie das Konzept aussehen sollte, sondern wir entwickelten es gemeinsam mit anderen, um den Ort zu ihrem wer-

¹ Mehr Informationen zur Comic-Serie unter: <https://neue-soziale-plastik.de/chasak/veroeffentlichungen>



Einweihung von *Chasak! Jüdische Kulturwerkstatt Brandenburg* in Halle 1 (Messingwerk), September 2022.



Lesung mit Dmitrij Kapitelman, moderiert von Marina Chernivsky im Kibbuzgarten (Messingwerk), September 2022

den zu lassen. Das Ziel war es, einen jüdischen Ort zu schaffen, im Zusammenspiel mit den Auseinandersetzungen, die vor Ort begonnen hatten.

Heraus kam ein künstlerisches Ausstellungskonzept mit drei thematischen Schwerpunkten: 1. die Geschichte der Hachschara; 2. die Geschichte der in die DDR zurückgekehrten jüdischen Emigrant:innen; 3. die Geschichte der heutigen Brandenburger Gemeinden, die mehrheitlich aus zugewanderten Jüdinnen:Juden aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion und ihren Nachkommen bestehen. Diese Themen sind für die gegenwärtigen jüdischen Gemeinschaften von hoher er-

innerungskultureller Bedeutung, und dennoch gibt es zu allen drei (fast) keine erinnerungskulturellen Auseinandersetzungen, geschweige denn institutionalisierte Formen der Erinnerung. Zwei rote Fäden verbinden die drei inhaltlichen Schwerpunkte miteinander: zum einen Migration und Remigration (als widerständiges Verhalten gegen Antisemitismus), zum anderen Zionismus (Hachschara) und Antizionismus (DDR, Sowjetunion, Gegenwart).

Wir entwickelten das Konzept also kollaborativ und machten uns an die Umsetzung – und eröffneten die Ausstellung, bevor sie fertig war. Deshalb sprachen wir auch nicht von „Ausstellung“ – der Begriff legt nahe, dass etwas Fertiges gezeigt wird –, sondern wählten als Begriff: *Chasak! Jüdische Kulturwerkstatt Brandenburg*. Bis zur Eröffnung hatten wir mit so vielen unterschiedlichen Gruppen, Institutionen und Einzelpersonen zusammengearbeitet, dass die riesige ehemalige Industriehalle voller Besucher:innen war. Für das Dorf und die Umgebung war dies eine Besonderheit, weil es solche Ereignisse dort üblicherweise nicht gibt. Alle, die an dem Projekt mitgewirkt hatten, machten die Erfahrung, dass ihre Arbeit und Ideen von Anderen Anerkennung fanden. Im Zentrum des Geschehens standen die sonst marginalisierten, eher unsichtbaren jüdischen Gemeinden der Umgebung.

lisierten, eher unsichtbaren jüdischen Gemeinden der Umgebung.

Im Rahmen von Workshops wird die Ausstellung weiterentwickelt und ausgebaut. Die Workshops haben wieder ganz unterschiedliche methodische und inhaltliche Schwerpunkte und zielen auf unterschiedliche Beteiligungsgrade ab. Es werden weitere Möbel für Ausstellung und Garten hergestellt, der Garten wird weiterentwickelt, die Inhalte und Darstellungsformen in der Halle 1 werden erweitert. Die Methoden reichen vom schon genannten Holz- und Gartenbau über historische Recherchen und das Führen von Interviews

und deren Schnitt bis hin zu kuratorischen Workshops und solchen, in denen der Einsatz des Lichts in der Halle geplant und gelernt wird. Zudem werden Multiplikator:innen ausgebildet, die durch die Ausstellung in Halle 1 führen. Der Ausstellungsteil, der den jüdischen Gemeinden in Brandenburg gewidmet ist, wird allein mit den Gemeinden weiterentwickelt. Am Ende dieser Projektphase eröffnet die Ausstellung dann tatsächlich als Ausstellung, nicht als Werkstatt.

6. Zur Vielfalt und Bedeutung ko-kreativen Arbeitens

Zu den Arbeitsmethoden und künstlerischen Prozessen in und um Messingwerk gehörten in den vergangenen anderthalb Jahren unter anderem: Gartenarbeit, Arbeit mit Holz, die vielschichtige Erstellung einer Ausstellung, die Erarbeitung einer ortsspezifischen Performance und Comics. Dabei arbeiteten wir nicht nur mit unterschiedlichen Gruppen und Methoden, sondern auch mit unterschiedlichen Graden der Beteiligung: von dialogischen Formaten mit relativ kleinen Gestaltungsspielräumen für die Beteiligten bis hin zur gemeinsamen Planung der Prozesse und Projekte. Deshalb sprechen wir ganz allgemein von ko-kreativen Prozessen. Innerhalb derer unterscheiden wir dann vermittelnde (Comics), dialogische (Rundgänge durchs Gelände), partizipative (gemeinsame Gestaltung bestimmter Elemente des Gartens oder der Ausstellung, Entwicklung von Performances) und kollaborative Elemente (gemeinsame Erarbeitung des Konzepts mit jüdischen Gemeinden und Künstler:innen).

Beteiligung innerhalb künstlerischer Prozesse (also ko-kreatives Arbeiten) und kulturelle Bildung sind aus zwei Perspektiven interessant. Demokratiepädagogisch interessant sind sie, weil künstlerisches Arbeiten

– jedenfalls wenn Produktionsprozesse stark geöffnet werden – eine Vielzahl an Beteiligungsmöglichkeiten bietet. Diese Möglichkeiten können aktivierend wirken, Spaß machen, anziehend sein; sie können empowernd sein, und deshalb bieten sie sich für die Arbeit mit Personen oder Gruppen besonders gut an, die bislang nicht einbezogen wurden und/oder die marginalisiert werden. Zweitens ist partizipatives künstlerisches Arbeiten interessant, weil es künstlerische Prozesse ihrerseits interessanter macht, sowohl im inhaltlichen als auch im ästhetischen Sinn (sofern beides überhaupt getrennt werden kann). Wir arbeiten als jüdische Künstler:innen mit jüdischen Künstler:innen, Wissenschaftler:innen, Gemeinden zusammen, weil dies die Prozesse und Endprodukte interessant macht. Das wiederum ist die Voraussetzung dafür, dass künstlerische Prozesse empowernd sein können: Die Ergebnisse müssen interessant sein, auch für das Umfeld und das Publikum.

Die Räume, die wir in unserer Arbeit herstellen, sind temporär, flüchtig oder fragmentarisch wie Erinnerung selbst. Gut möglich, dass wir Messingwerk in ein paar Jahren wieder verlassen werden. Dennoch wird von dieser Arbeit etwas bleiben: die Erinnerung daran, dass dieser Ort möglich war.

Literaturverzeichnis:

- Pilarczyk, Ulrike/Ashkenazi, Ofer/Homann, Arne (Hg.) (2020): Hachschara und Jugend-Alija. Wege jüdischer Jugend nach Palästina 1918–1941, Gifhorn: Gemeinnützige Bildungs- und Kultur GmbH des Landkreises Gifhorn
- Plassmann, Benno (2021): Die Hachschara-Bewegung, erinnern?, in: Stella Leder (Hg.): Über jeden Verdacht erhaben? Antisemitismus in Kunst und Kultur, Leipzig: Hentrich und Hentrich, S. 91–101

„Alles geht vorbei, außer der Vergangenheit“¹

RESIST! Künstlerische Strategien der Erinnerung als Kampf um Anerkennung und Partizipation

CARLA DE ANDRADE HURST, ELIZAVETA KHAN

Bei der Ausstellung *RESIST! Die Kunst des Widerstands*, die vom 26. November 2021 bis zum 9. Januar 2022 im Rautenstrauch-Joest-Museum (RJM) in Köln gezeigt wurde, standen verschiedene antikoloniale Widerstandsbewegungen, -biographien, -praktiken und -beschreibungen im Fokus. Erzählungen von bekannten Widerstandskämpfer:innen und Widerstandsaktionen wurden neben vielen kleinen, unbekannten Geschichten aus Vergangenheit und Gegenwart gezeigt. Ergänzend dazu wurden Objekte aus den historischen Sammlungen – Talismane, Gefäße, Schmuck, Kostüme und vieles mehr – mit Werken zeitgenössischer Künstler:innen zusammengebracht. Zentrales Moment hierbei war das Aufzeigen der Mehrstimmigkeit und das Hörbar machen der Stimmen, gerade aus dem globalen Süden und der Diaspora. Die gemeinsame Klammer, sowohl der kuratorischen Arbeiten als auch des Begleitprogramms, waren folgende Fragen: Wie können Narrative verändert werden? Wer spricht aus welcher Perspektive? Wer und was wird gehört und wie genau? So wurden Künstler:innen und Kollektiven die sogenannten *It's Yours* Räume zur Verfügung gestellt, die diese unabhängig und autonom in Eigenregie gestalten konnten.

Widerstandspraktiken und Perspektiven auf Macht sowie die Kunst des Widerstands in ehemaligen kolonialisierten Ländern bildeten den Fokus, der in vielfältiger Weise in fünf Kategorien des Widerstands fragmentarisch aufgegriffen wurde:

1. Kapitel *Freiheitskämpfe, Aufstände, Proteste*: In diesem Bereich wurden vergangene antikoloniale Widerstandsbewegungen, gegenwärtige Bewegungen gegen die Folgen der Kolonialzeit und die Thematisierung der Auswirkungen der Kolonialzeit auf die Gegenwart thematisiert. Es ging hierbei um das „klassische“ Verständnis von Widerstand in Form von Rebellion, Krieg, Protesten und politischem sowie künstlerischem Aktivismus.
2. Kapitel *Subversion und Verweigerung*: Der „leise“ Widerstand in Form von Praktiken, die den Kolonialmächten nicht ersichtlich waren – geheime Bot-

schaften, Bündnisse und die „stille“ Verweigerung von Gefolgschaft – wurden im zweiten Kapitel sichtbar und hörbar.

3. Kapitel *Eigene Geschichte(n), Eigene Geschichtsschreibung*: Das dritte Kapitel richtete den Blick auf historische Ereignisse und deren Bewertung. Zum antikolonialen Widerstand gehört auch, die „eine“ Geschichte durch weitere Geschichten zu vervollständigen und den durch die Machtverhältnisse verfestigten Blick auf historische Geschehnisse mindestens zu erweitern, wenn nicht sogar zu verändern.
4. Kapitel *Trauma und Transformation*: Eine in der gängigen historischen Betrachtung der Kolonialzeit oftmals nicht erzählte Geschichte richtet den Blick auf Trauma, Solidarität und Carework – Aspekte, die während der gesamten Kolonialzeit ebenso existierten. Im vierten Kapitel wurden die Folgen der Kolonialzeit und der Umgang damit als eine Form des Widerstands erzählt.
5. Kapitel *Kulturelle Resilienz oder die Kunst des Überlebens?*: Im letzten Kapitel stand die Frage im Raum, wie aus Widerstandsbewegungen Resilienz entstanden ist bzw. entstehen kann. Es ging um Heilung, Weitergabe der Widerstandsgeschichten an die nachfolgenden Generationen und um die Frage nach Möglichkeiten und Unmöglichkeiten einer Versöhnung.

In der labyrinthisch-futuristischen Architektur aus Rohren, Balken und Stahlelementen erzählten die Arbeiten von über 40 zeitgenössischen Künstler:innen, im Dialog mit historischen Dokumenten und Objekten aus der Sammlung des RJM, von Momenten des Widerstands. Innerhalb des Labyrinths eröffneten vier autonom kuratierte *It's Yours* Räume weitere Perspektiven:

1. *Benin 1897*, Peju Layiwola: Prof. Dr. Peju Layiwola ist Künstlerin, Professorin für Kunstgeschichte und Leiterin der Abteilung für kreative Künste an der Universität von Lagos. Im Fokus dieses *It's Yours* Raumes stand die Benin-Sammlung des RJM. Sie besteht aus 96 Artefakten, von denen bis zu dieser Ausstellung lediglich drei in der Dauerstellung für die Öffentlich-

¹ Übersetzung des flämischen Buchtitels „Alles gaat voorbij, behalve het verleden“ (2006) des Sozialwissenschaftlers Luc Huyse. Dieser Satz ist ebenfalls eine Inschrift im Afrika Museum Brüssel, Belgien.

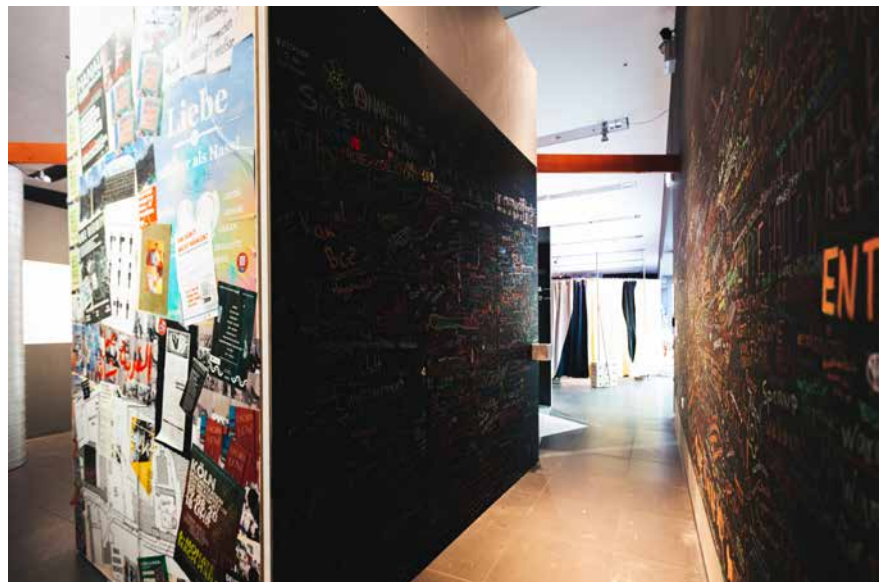


Eingangsbereich der Ausstellung RESIST!

in Interaktion mit Perspektiven zu treten und damit ein Verständnis für Lebenswirklichkeiten zu entwickeln, die durch Widerstand und Widerspruch geprägt sind. Die Installationen mit verschiedenen Hör-, Seh-, Fühl- und Leseelementen sowie ihre Umsetzung gestalteten sich aus dem Zusammenspiel der Präsentation, des Raumes (innere und äußere Wände als Symbol für innere und äußere Widerstände) und der stattfindenden Interaktionen der Besucher:innen in und mit dem Museum – durch Kreidewände zum Mitgestalten. Nach dem Motto „Der Kopf ist rund, damit unser Denken die Richtung wechseln kann“ war dieser *It's Yours* Raum ein

keit sichtbar waren. Neben Peju Layiwola stellten weitere nigerianische Künstler:innen Werke aus, die den Raum der Benin-Bronzen 1897 zum Thema hatten. Im Fokus stand der koloniale Akt des Raubes sowie die damit verbundenen Fragen der Restitution.

2. *It Cannot be about us without us:* Das ist der Titel des autonomen Raums der Aktivistinnen Esther Uutjiua Muinjangue und Ida Hoffmann aus Namibia. Schon jahrzehntelang engagieren sich die beiden für die Aufarbeitung und Anerkennung des ersten Genozids des 20. Jahrhunderts, dem Völkermord an den Herero und Nama durch die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia. In diesem *It's Yours* Raum zeigten sie die Gräueltaten des Völkermords mit Archivbildern der deutschen Kolonialherren, die Auswirkungen des Genozids auf die folgenden Generationen und den gegenwärtigen Widerstandskampf um Anerkennung der Nachfahren der Herero und Nama in Namibia und Deutschland.
3. *Kein Widerstand passt in eine Box!*, Integrationshaus e.V.: Die Gestaltung des *It's Yours* Raums durch Aktivist:innen und Künstler:innen der Neuen Deutschen Organisation Integrationshaus e.V. sollte als Aufforderung verstanden werden, Gedankengänge zu reflektieren, Gesehenes neu zu sehen, zu lauschen,

Die Kreidewände des *It's Yours* Raums *Kein Widerstand passt in eine Box!*

- physischer und ein metaphorischer Raum, der zur Auseinandersetzung mit dem täglichen Umgang innerer und äußerer Widerstände anregen sollte.
4. *Roma Resist!*, Timea Junghaus: Timea Junghaus lud für die Gestaltung des autonomen Raums verschiedene Sinti:zze und Rom:nja-Künstler:innen ein, die in verschiedensten Formaten den Widerstand der Sinti und Roma vor allem in Europa als Kampf um Anerkennung und Selbstbestimmung darstellten. Auch der Genozid an den Sinti und Roma während der NS-Zeit und die Auswirkung der jahrhundertelangen Diskriminierung auf die gegenwärtigen Generationen wurde durch verschiedene Künstler:innen aufgegriffen.

1. Kuratorische Herangehensweisen zur Darstellung von antikolonialen Widerstandsbewegungen

Die Kuration der Ausstellung verstand sich als antikoloniale Praxis und zeigte Leerstellen der *weiß*² dominierten Erinnerungsarbeit auf. Der Blick auf den Widerstand gegen die koloniale Gewaltherrschaft machte Erinnerungskulturen, die von *weißer* Dominanz verborgen gehalten wurden, sichtbar, nachfühlbar und damit wirksam.

Eine klassische Methode der Geschichtsschreibung besteht weitgehend daraus, mit Dokumenten, Quellen und offiziellen Archiven (staatlichen und/oder privaten) zu arbeiten, wobei diese durchaus aus der Perspektive der Machthabenden geschrieben werden bzw. sein können. Erst nach und nach werden die Archive einem rassismuskritischen und intersektionalen Blick unterzogen, indem Fragen nach der Autor:innenschaft, der Eingebundenheit der Archivar:innen in Machtstrukturen, der Zugang zu Quellen und die Definitionsmacht über diese kritisch diskutiert werden.

Das zentrale Moment der Ausstellung bildete also die Intention, die monokulturelle, westliche Perspektive umzukehren, sodass es nicht um eine offizielle Geschichts(be)schreibung ging, wie sie sich in der klassischen Historiographie beobachten lässt. RESIST! rückte die Perspektiven der ehemals Kolonisierten sowie der in der Gegenwart marginalisierten Stimmen ins Zentrum. Als alternative Erinnerungsarbeit oder als alternatives Wissen bezeichnet, transportiert *oral history* (Quellen des mündlichen Wissenstransfers, Erzählungen) die antikolonialen Narrative an die Besucher:innen.

Über 40 künstlerisch unterschiedliche Positionen von Akteur:innen und Aktivist:innen, alle aus dem globalen Süden oder aus der Diaspora, haben in verschiedenen Formen und Formaten geforscht. Miteinander

verwobene Praktiken von Kunst und Aktivismus sowie künstlerische Forschungspraktiken traten an, um die klassische schriftbasierte Wissenschaftstradition umzukehren. In der Ausstellung entstanden so performative Räume, in denen Besucher:innen Kunst nicht nur rezipieren oder gar konsumieren konnten, sondern eine Einladung zur aktiven Auseinandersetzung ausgesprochen bekamen. Die Besucher:innen konnten ab dem Moment, in dem sie die Ausstellung betraten, gemeinsam mit den beteiligten Künstler:innen die Narration weiter erzählen.

Das stärkste Moment lag in der Dramaturgie der Ausstellungskonzeption. Es wurde nicht der Versuch einer lückenlosen historischen, linearen Erzählung gemacht, sondern Raum für eine transversale Erzählung unterschiedlicher Erzählender gegeben. RESIST! war gekennzeichnet von verschiedener Geografie und verschiedener Zeitlichkeit. Die Ausstellung fing mit der europäischen Expansion im 15. Jahrhundert an und ging dann aber nicht Jahrhundert für Jahrhundert weiter. Sowohl Zeitschienen als auch die Kontinente waren entlang von spezifischen Thematiken übereinandergelegt. Lauter Protest, leiser Protest, eigene Geschichtsschreibung, Trauma, das Publikum wurde eingeladen durch diese fragmentarische Weise einen Blick in die Geschichte und Gegenwart von (post-)kolonialem Widerstand zu werfen. Leerstellen, die in der *weiß* dominierten historischen Erzählung verborgen sind, wurden gefüllt und wiederum neue Leerstellen entstanden. Und genau das sind die interessantesten Momente für eine alternative Erinnerungsarbeit, weil diese Leerstellen, wo die Geschichte sozusagen nicht durchgeschrieben ist, für die Besucher:innen und für die Vermittler:innen die Möglichkeit eröffnen, gemeinsam an dieser Narration weiter zu schreiben. Und das birgt die Chance, mit anderen Methoden die Vermittlungs- und Erinnerungsarbeit zu gestalten: Statt andere Menschen mit Wissen zu „befüllen“, wird ein partizipativer Raum eröffnet, wo mensch gemeinsam, ausgehend von diesen Erzählungen, das Ausstellungsnarrativ weiter kreiert. Der partizipative Ansatz der Ausstellung findet sich in der Zusammensetzung des Kurator:innen-Teams, in den autonomen *It's Yours* Räumen, in der Beteiligung verschiedener lokaler Organisationen und vor allem in dem Verständnis der Vermittlungsarbeit der Ausstellung wieder. Besucher:innen werden nicht als konsumierende Zuschauende wahrgenommen, sondern aufgefordert, ihre Perspektiven zu hinterfragen, neue Narrative der Geschichtsschreibung zu suchen, zu forschen, weiterzulesen und ihre Perspektiven und Emotionen während des Ausstellungsbesuchs zu teilen.

2 „weiß/Weißsein“: „Soll Rassismus als integraler Bestandteil gesellschaftlicher Machtverhältnisse ernsthaft hinterfragt, reflektiert und überwunden werden, dann müssen sich auch diejenigen mit ihrer gesellschaftlichen Position auseinandersetzen, die nicht von Rassismus betroffen sind: die weiße Mehrheitsgesellschaft. Der Begriff ‚weiß‘ bezeichnet folglich keine biologischen Eigenschaften, sondern die speziellen Machterfahrungen von Menschen und Gruppen, die sich dieser Macht oft nicht bewusst sind. Weißsein ist eng an soziale, politische und kulturelle Privilegien geknüpft. Im Hinblick auf die Partizipation an gesellschaftlichen Ressourcen profitieren Menschen, die nicht von Rassismus oder Antisemitismus betroffen sind – und zwar unabhängig davon, wie sie persönlich zu diesen Ideologien stehen.“ (Amadeu-Antonio-Stiftung 2014, Glossar: Antisemitismus- und rassismuskritische Jugendarbeit, S. 16, www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/juan-faecher.pdf, letzter Aufruf: 03.11.2022)

Auch Musik hatte einen Platz in der Ausstellung. Denn, so Rokia Bamba, „no resistance without music“ und diese darf und soll laut sein. Rokia Bamba, Soundkünstlerin und DJ entwickelte vor und während RESIST! ein Sound- und Stimmenarchiv des Widerstands, dem die Besucher:innen an mehreren Stellen des Parcours zuhören konnten.

Unter der Leitung der urbanen Tänzerinnen Bahar Gökten und Daniela Rodriguez Romero (Kollektiv nutrospektif) gingen die jungen Tänzer:innen von Urban Progress in eine künstlerische Recherche zum Thema RESIST! Die Kunst des Widerstands. Dabei trafen sie auf Expert:innen aus dem Museum, arbeiteten sich mit Hilfe der künstlerischen Leitung in verschiedene Themen ein und stellten sich Fragen wie z. B. wann bemerke ich eine Widerstandshaltung oder wie sieht mein persönlicher Widerstand aus.

2. Reflexion und Reflexivität

Das Verhältnis von Reflexion und Aktion, das Verhältnis von historischer Forschung aus der bisher nicht dominanten Position und verschiedene Formen der Kunst wurden eingerahmt: durch die Methoden *Erzählcafé*, *Library of Resistance*, *Repair Atelier*, *Young Rebels*, *Sound and Relax Corner* und durch die Architektur der Ausstellung, die eine Art Ästhetik der Unordnung repräsentierte und damit die Undeutlichkeit der Geschichte aufgriff.

Das *Erzählcafé* ist ein Format, innerhalb dessen lokale Akteur:innen und Aktivist:innen aus den migrantischen/diasporischen Communities eingeladen wurden, über spezifische Themen im Bereich Migration und Diversität zu erzählen. Dabei ging es ganz im Sinne des *story-tellings* und der *oral history* um das Teilen von Alltagsgeschichten aus der Perspektive der Migration. Das Setting hatte eine Wohnzimmerstimmung – bei einer Tasse Tee tauschten die Teilnehmer:innen Erfahrungen aus, guckten in Fotoalben, schauten alte Videos oder hörten Musik, die ihre Geschichte(n) begleiteten.

Die *Library of Resistance*, die im Rahmen der Ausstellung RESIST! entstand, verband die Konzepte einer klassischen Bibliothek und einer Community Library als offene und dynamische Bibliothek, und wurde im Laufe der Ausstellungszeit auch durch Impulse der Besucher:innen erweitert. Postkoloniale Theorieperspektiven, Stimmen aus dem Globalen Süden sowie der diasporischen Communities sollten weiter im Zentrum stehen. Die *Library of Resistance* war eine Art Studier-

stube, um zu lesen, Texte zu diskutieren, zu kommentieren und um neues Wissen miteinander zu produzieren. Neben Lesekreisen fanden dort auch Workshops statt.

Hintergrund für das Konzept *Repair Atelier* war: Eine Therapie, Heilung oder Reversion kann ein Repair-Room nicht leisten. Aus Ermangelung einer Werkstatt, die die Veredelung von Bruchstellen bei Porzellan wie im Kintsugi ermöglicht hätte, bot RESIST! stattdessen Materialien in einem Werkraum an, um Erinnerungen, eventuelle seelische Narben oder Prozesse, die in der Ausstellung in Gang gesetzt wurden, visuell und haptisch zugänglich zu machen.

Bei *Young Rebels* spielten Musik und Street Dance, aber auch aktuelle Bewegungen, wie Fridays for Future, Hijab Protest im Iran und die Bedeutung von Social Media für solche Bewegungen eine tragende Rolle. Die Ausstellung setzte sich zum Ziel, Jugendliche mehr in den Ausstellungsprozess miteinzubeziehen und ihre eigenen Erfahrungen zum Thema Widerstand zu teilen. Das Ziel war dabei, Jugendlichen den Gegenstand zu vermitteln und zu einem besseren Demokratieverständnis beizutragen. Verschiedene Formate der Partizipation von Jugendlichen diverser sozio-kultureller und ökonomischer Hintergründe wurden im Diskussionsforum erprobt. Verschiedene Formate konnten schließlich umgesetzt werden, u.a. Graffiti-Workshops, Animationsfilm-Workshops und die Präsentation von Kurzfilmen, bei denen junge Menschen die Regie führten.

Diversifizierungs- und Dekolonisierungsprozesse können schmerzhaft sein und (Re-)Traumatisierungen hervorrufen, sowohl bei den marginalisierten als auch bei den privilegierten Subjekten. Deshalb wurde bei RESIST! in der Form eines Safer Space, dem *Auszeit-Raum/ Time Out Room*, ein Ort für die Besucher:innen eingerichtet, in dem sie verweilen, zur Ruhe kommen, sich ausruhen, ihr Baby stillen, sich zurückziehen konnten.

Mit diesen verschiedenen Formen der Darstellungen, der Auseinandersetzungen und der Dialogformate konnten unter Beteiligung der Besucher:innen Geschichten und Erinnerungen aus einer anderen Perspektive erzählt werden, jener Perspektive, die im Wissens- und Bildungskanon fehlt. Durch die Einladung von Künstler:innen und Aktivist:innen, die sowohl in ihren Arbeiten als auch in ihren Biographien Widerstand als eine wichtige Praxis des Überlebens und der Sichtbarmachung von Ungerechtigkeiten, Gewalt und Schmerz leben, wurde erstmals das erzählt, was bisher einfach ausgelassen worden ist. Es ist damit ein Aufbäumen gegen Verkür-

zung und die Auslassung von Widerstandsgeschichten in der gängigen Erzählung von damals und heute. Das wurde besonders durch die Thematisierung von Trauma, Transformation und Resilienz in der Ausstellung deutlich. Denn das sind Komponenten, die in der dominanten kolonialen Erzählung nicht auftauchen. Und damit wurde auch sichtbar, dass die Geschichte bis heute weitergeht, weswegen auch koloniale Kontinuitäten und die verschiedenen Formen des Rassismus ebenso in der Ausstellung aufgegriffen wurden.

3. Was bleibt: Die Suche geht weiter

Sich auf die Suche nach dem Nichtsichtbaren zu machen, ist eine wichtige künstlerische Strategie der Erinnerungsarbeit und damit des Kampfes um Anerkennung und Partizipation. Wenn wir uns das Bild der dominanten Geschichtsschreibung vor Augen führen, dann besteht der partizipative Ansatz in der Frage, was eigentlich außerhalb des Bildes ist, was nicht erzählt wird und wie der Kontext der sichtbaren Erzählung aussieht. Was dann sichtbar wird, sind diese Kontinuitäten der Kolonialzeit und die kontinuierliche Entrechtung. Mit RESIST! wurden diese Kontinuitäten, aber auch die Kontinuität des Widerstands gegen diese Gewaltpraxis zurückverfolgt. Auf der Suche nach dem Unsichtbarmachten kommt es zur Verflechtung von historischer Recherche und Kunst; denn gerade in der Kunst besteht die Kraft der Imagination. Und in dieser liegt auch die Kraft für die Gegenwart: mit den imaginären Räumen, dem Sichtbarmachen von widerständigen Personen und Ereignissen, die diese Gewaltherrschaft überlebten und überleben. Die Botschaft ist: Wir sind da und wir überleben und wir haben auch mit dieser Imagination einer anderen Welt überlebt.

Deswegen ist die Kunst immer politisch, auch wenn sie nicht explizit ein politisches Thema verhandelt. Aber es

ist sozusagen die Kraft der Kunst selbst, diese gewaltvolle Realität auch wirklich zu übersteigen und darüber nachzudenken, in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben wollen. Damit werden Angebote gemacht, sich eine andere Welt zu denken. So endete die Ausstellung mit dem Kapitel Heilung und mit der Einladung, Kraft aus der Schaffung einer Utopie zu schöpfen. Wenn der Schmerz und die Gewalt in Momenten der Selbstfürsorge, der Erfahrung von Solidaritäten und in den Ritualen der Heilung abgestreift werden können, wird auch sichtbar, was noch kommen kann und was vor der Gewalt und dem Schmerz war.

Der Klang, die Farben, die Ästhetik des Ausstellungsdesigns, der auch als Ästhetik der Unordnung gelesen werden kann, die Parcours und die nicht stringent aufeinander folgenden Zeitschienen waren bewusst gewählte Methoden für diesen Blick in die Geschichte. Denn mit dieser Form der Ausstellung, mit dieser Undeutlichkeit auch den bestehenden Geschichtsschreibungen gegenüber, in Anbetracht von Flucht und Migration, Tod und Verschleppung, die natürlich auch nicht linear verlaufen, wurde deutlich: Erinnerung und Erinnerungsarbeit funktionieren nicht linear. Erinnerungsarbeit ist immer vorwärts, rückwärts umdrehen, verneinen, neu ansetzen. Wenn wir diesen Text zur RESIST!-Ausstellung zehnmal schreiben würden, würden wir diese zehnmal anders betrachten, wobei es sich ja um die gleiche Sache, die gleiche Geschichte handeln würde.

Die Ausstellung bot deswegen auch keine vorgefertigten Antworten oder Lösungen, sondern zeigte Prozesse auf und lud zur Auseinandersetzung ein. Es ging um die Reflexion und Verarbeitung des Vergangenen, aber auch darum, aus diesen Geschichten zu lernen – für eine bessere Zukunft, denn: „Alles geht vorbei, außer der Vergangenheit“.

Partizipative Aufarbeitung der Verbrechen und Geschichte in Colonia Dignidad, Chile. Der Weg zu einer Gedenkstätte am historischen Ort (2014–2021)

EVELYN HEVIA JORDÁN, JAN STEHLE

Die fast ein halbes Jahrhundert andauernde Verbrechen­geschichte der Colonia Dignidad¹ (kurz: CD) hat eine Situation hinterlassen, in der verschiedene Betroffene zu verschiedenen Zeiten eine Aufklärung und Sanktionierung der Verbrechen und eine Anerkennung als Opfer einfor­der­(te)n (Stehle 2021, 149ff.). Der Prozess der strafrechtlichen und politischen Aufarbeitung verläuft jedoch äußerst schlep­pend und ist regelmäßig mit Rückschlägen und wider­sprüchlichen Signalen aus Justiz und Politik verbunden. In Chile wurde bislang nur ein Teil der Verbrechen der CD strafrechtlich untersucht und sanktioniert, nur eine Handvoll Täter wurden zu Haftstrafen verurteilt. In der Bundesrepublik, deren Justiz aufgrund der deutschen Staatsangehörigkeit von Tätern und/oder Opfern ebenfalls zuständig ist, gab es keinerlei Anklageerhebung, alle Ermittlungsverfahren wurden ergebnislos eingestellt (ebd., 387ff.).

Die Colonia Dignidad besteht bis heute unter dem Namen Villa Baviera (kurz: VB) fort. Dort leben noch etwa 100 Personen. Einige von ihnen sind Opfer, andere Täter, viele gehören zur sogenannten Grauzone und sind sowohl Täter als auch Opfer (Hevia Jordán 2022, 223–236). Das Gelände wurde nach der Festnahme des Anführers der Gruppe Paul Schäfer im Jahr 2005 – auch mit Unterstützung der Bundesregierung über die GIZ – in ein Freizeit- und Tourismuszentrum umgewandelt, in dem Hochzeiten und deutsch-folkloristische Feste gefeiert werden.² Die Diskussion über diese Nutzung des Geländes ist zentral in unserem partizipativen Prozess und in den Debatten um eine zukünftige Gedenkstätte in der ehemaligen CD. Heutige Bewohner:innen, Kinder der ehemaligen Führungsgruppe der CD, verwalten das über Jahrzehnte von dieser Organisation angesammelte Vermögen und verteidigen ihr Recht, sich durch den Tourismus eine Einnahmequelle zu schaffen. Andere Betroffene fordern eine sofortige Einstellung des Tourismus, den sie als beleidigend für das Gedenken an die dort misshandelten, gefolterten

und verschwundenen Menschen empfinden (Dreckmann-Nielen 2022, 238–253).

Dieser Aufsatz beschreibt den partizipativen Prozess, der 2014 mit verschiedenen Betroffenen­gruppen der Verbrechen in der ehemaligen Colonia Dignidad in Chile eingeleitet wurde. Zunächst werden einige Kontextin­formationen zum Stand der Aufarbeitung der CD gegeben, um das Szenario, in dem die Seminare, Workshops und Treffen stattfanden, zu beschreiben. Dann werden die wichtigsten Meilensteine des partizipativen Prozesses sowie die Themen und Konflikte beschrieben, die in den Dialogen mit den verschiedenen Gruppen eine Rolle gespielt haben. Abschließend folgen einige Reflexionen und Schlussfolgerungen zu diesem noch nicht abgeschlossenen Prozess.

1. Überblick über den Kontext der Vergangenheitsaufarbeitung

Ein gemeinsamer Nenner in Post-Konflikt-Gesellschaften ist, dass die Initiative für staatlich geförderte Erinnerungsprozesse meist nicht vom Staat oder der amtierenden Regierung ausgeht, sondern durch öffentlichen Druck von Betroffenen und/oder Aktivist:innen befördert wird. Sie setzen verschiedene politische Strategien ein, um ihren Forderungen nach Erinnerung und ihrem Widerstand gegen das Vergessen Nachdruck zu verleihen (Wüstenberg 2017). Auch im Kontext der Verbrechen in der Colonia Dignidad ist dies der Fall.

Seit den 1970er Jahren, als Amnesty International die Colonia Dignidad erstmals international als „Folterlager“ (Amnesty International 1977) anprangerte, haben ehemalige politische Gefangene im Exil, Gruppen von Angehörigen Verschwundener, Angehörige von CD-Bewohner:innen und andere Aktivist:innengruppen die dort begangenen Verbrechen bei den chilenischen und deutschen Behörden sowie in der nationalen und internationalen Öffentlichkeit bekannt gemacht. Seitdem sind diese Anschuldigungen zyklisch immer wieder von Neuem vorgebracht worden (Hevia/Stehle 2015, 15–24). Es gab Proteste und Gedenkveranstaltungen an den Toren der Siedlung und Hungerstreiks von Angehörigen Verschwundener. In Chile und in Deutschland

¹ Verschiedene Schreibweisen, u.a. Colonia Dignidad, Colonia und CD, werden in dem vorliegenden Text genutzt.

² Die offizielle Website von Villa Baviera ist unter www.villabaviera.cl zu erreichen.

wurden Klagen gegen die vermeintlichen Täter eingereicht, Presseerklärungen veröffentlicht, Treffen mit Parlamentarier:innen und Regierungsvertreter:innen organisiert.

Der Tod von Paul Schäfer im Jahr 2010 rückte das Thema der Colonia Dignidad einmal mehr in den politischen, juristischen und öffentlichen Fokus. Im Folgejahr floh Hartmut Hopp, Arzt und Sprecher der CD, vor einer chilenischen Verurteilung nach Deutschland (ECCHR 2011). Menschenrechtsanwält:innen reichten Strafanzeigen ein und es gab eine Reihe von Protesten und politischen Aktionen von Aktivist:innen. Ein Beispiel dafür ist der öffentliche Brief, den die Betroffene und Aktivistin Adriana Bórquez 2013 an den chilenischen Präsidenten Sebastián Piñera und an die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel schickte und der von verschiedenen Menschenrechtsorganisationen unterstützt wurde. Darin forderte sie, „dass beide Regierungen ihre Verantwortung und Versäumnisse öffentlich anerkennen und Maßnahmen des Gedenkens und der Erinnerung unterstützen, die sichtbar machen, was in der Colonia Dignidad geschah“ (Bórquez 2013).

Im Jahr 2013 gedachte Chile dem 40. Jahrestag des Putsches vom 11. September 1973, was zu einer Intensivierung von erinnerungskulturellen Debatten führte. In diesem Kontext fanden auch eine Reihe von Aktionen gegen die Straflosigkeit der Colonia Dignidad-Verbrechen und gegen die touristische Nutzung der ehemaligen CD statt. Dieses Szenario von Forderungen an die Regierungen in Deutschland und Chile führte einerseits zu einem Ende der Unterstützung der Bundesregierung für das Firmenholding der ehemaligen CD. Andererseits bewilligte 2014 das Auswärtige Amt erstmals einen Antrag, um in der chilenischen Hauptstadt Santiago ein Seminar zur Colonia Dignidad sowie eine Reihe von Workshops mit Betroffenengruppen durchzuführen.

2. Partizipative Arbeit mit verschiedenen Betroffenengruppen

Vor diesem Hintergrund fehlender Aufarbeitung und heftiger, emotionaler Debatten begann 2014 ein Weg der partizipativen Arbeit und des Dialogs mit den unterschiedlichen Betroffenen in Richtung eines Ortes, an dem die Vergangenheit präsent ist und bei dem verschiedene Perspektiven und Forderungen im Hinblick



Workshop mit verschiedenen Betroffenengruppen in Parral 2018.

auf den Ort gemeinsam thematisiert und diskutiert werden.

Die gegenwärtige Nutzung dieses Ortes und die Vielfalt der Perspektiven und Forderungen der betroffenen Gruppen haben dazu geführt, dass Dialog, Partizipation und Transparenz zu den Grundpfeilern der verschiedenen Arbeitsmethoden eines interdisziplinären Teams³ wurden. Langsam wurde es möglich, Brücken der Kommunikation zwischen Menschen und Gruppen zu bauen, die zu Beginn des Prozesses diametral entgegengesetzte Positionen vertraten und die oftmals nie zuvor zu einem Gespräch eingeladen worden waren. Die Politikwissenschaftlerin Elke Gryglewski und der Historiker Jens-Christian Wagner haben die „Pädagogik der Begegnung“ (Gryglewski/Wagner im Druck) als methodische Grundlage für die mit den verschiedenen Gruppen durchgeführten Seminare und Workshops vorgeschlagen.

Woran sollten wir uns erinnern, oder besser gesagt: Was sollten wir nicht vergessen? Im Falle der Colonia Dignidad haben wir es mit heterogenen Antworten auf diese Fragen zu tun, die sich aus der vielfältigen Konfiguration von Identitäten (Assmann 1995 [1988], 130), Erfahrungen und Visionen der betroffenen Gruppen erklären lassen. In diesem vielfältigen Kontext sind wir mit Spannungen zwischen und innerhalb von Gruppen

³ Das Team wurde/wird von Elke Gryglewski koordiniert und umfasste je nach Aktivität sechs bis acht Personen, darunter Historiker:innen, Politikwissenschaftler:innen und Psycholog:innen. Die Autor:innen dieses Beitrags sind seit Beginn Teil des Teams. Eine Auflistung der Aktivitäten und beteiligten Betroffenengruppen seit 2014 befindet sich in der Tabelle.

konfrontiert: u.a. heutige und ehemalige Bewohner:innen der CD, Angehörige von Verschwundenen, ehemalige politische Gefangene, ehemalige chilenische Kinder, die Opfer von sexualisierter Gewalt wurden. Die Identitäten und Positionen dieser Gruppen stehen ständig unter Spannung und in Wechselwirkung mit dem Auf und Ab des politischen und juristischen Szenarios, das den Fall umgibt. Diese Bewegungen sind seit den Anfängen des Prozesses im Jahr 2014 allgegenwärtig und haben dazu geführt, dass man sich vorsichtig vorwärtsbewegt und oft ein paar Schritte zurückgeht oder neue „Abkürzungen“ nimmt, um den Weg fortzusetzen.

Warum, wofür und für wen ein Erinnerungsort am historischen Ort?

Im Zuge der Debatten, die bei den bilateralen politischen Sitzungen geführt wurden, wurde zu Beginn die Frage laut, warum die Behörden beider Länder am historischen Ort an die Ereignisse in der Colonia Dignidad erinnern sollten. Denn die Lösung des Konflikts um die Eigentumsverhältnisse des Geländes sowie um die Nutzung durch die Bewohner:innen für Wohnzwecke, Tourismus und Produktion stellt eine große wirtschaftliche und politische Herausforderung dar. So wurde vorgeschlagen, an anderer Stelle an die Verbrechen der CD zu erinnern, z. B. in einer Sonderausstellung im Museum für Erinnerung und Menschenrechte in Santiago. Dieser Vorschlag wurde verworfen, da das Gesetz zur Gründung des Museums den Zeitraum seiner Museologie auf den Zeitraum der chilenischen Diktatur zwischen dem 11. September 1973 und dem 10. März 1990 begrenzt und der Fall CD über diesen Zeitraum hinausgeht. Der Vorschlag, einen anderen Ort der Erinnerung zu finden, wurde jedoch auch von den Betroffenenengruppen und den chilenischen und deutschen Expert:innen⁴ nicht akzeptiert. Die Umwandlung dieses Ortes in einen Erinnerungsort ist nicht nur für die Opfer von Bedeutung, sie stellt auch einen Akt der symbolischen Wiedergutmachung für die verschwundenen oder ermordeten Opfer dar (CNVR 1996). Der historische Ort erfüllt verschiedene Funktionen: Insbesondere Gedenken, Dokumentation und Bildung (Rodríguez 2022). Ein Erinnerungsort am historischen Ort ist also nicht nur für die Opfer, die Angehörigen und die umliegenden Gemeinden da, um des Verlustes zu gedenken oder zu trauern. Er ist auch ein Raum für die Gesellschaft als Ganze, zur Untersuchung der begangenen Verbrechen, für die Weitergabe der Vergangenheit an neue Generationen und für die Interpretation der Gegenwart (Piper/Hevia 2012, 128-129).

Als Team hat uns dieser Prozess vor große Herausforderungen gestellt. Die Teilnehmenden kamen aus sehr diversen Hintergründen in Bezug auf soziale und kulturelle Herkunft sowie politische Einstellungen und sie brachten einen sehr unterschiedlichen Wissensstand über Gedenkprozesse und deren Bedeutung mit. Viele von ihnen, vor allem aus der Gruppe der ehemaligen und heutigen Bewohner:innen der Siedlung, hatten noch nie ein Museum oder eine Gedenkstätte besucht.

Der bisherige Prozess – ein chronologischer Überblick

Zu Beginn arbeiteten wir mit den Betroffenenengruppen getrennt, um eine Vertrauensbasis aufzubauen. An unserem ersten Workshop, der 2014 stattfand, nahmen ehemalige politische Gefangene und Angehörige von Verschwundenen teil. Dort konnten wir feststellen, dass viele von ihnen bereits Erfahrung mit erinnerungskulturellen Debatten und Prozessen hatten. Gleichzeitig gab es jedoch ein großes Bedürfnis gehört zu werden. Teilweise gab es auch Spannungen untereinander sowie sehr unterschiedliche Blickweisen und Einstellungen im Hinblick auf die ehemalige CD/heutige VB und ihre Bewohner:innen. Es zeigte sich dabei sofort, dass wir es nicht mit homogenen Gruppen zu tun hatten, sondern mit einer Vielfalt von Erfahrungen und Sichtweisen, selbst innerhalb derselben Gruppen (siehe dazu die Tabelle). Am Ende der Aktivitäten 2014 wurde deutlich, dass seitens der Angehörigen der Verschwundenen und der ehemaligen politischen Gefangenen eine Beendigung der touristischen Nutzung des historischen Ortes vehement eingefordert wurde. Die Bewohner:innen der heutigen VB, die an dem internationalen Seminar „Colonia Dignidad, Wahrheit, Gerechtigkeit und Erinnerung“⁵ im Museum für Erinnerung und Menschenrechte teilnahmen, vertraten hingegen die Ansicht, dass der Tourismus, neben seiner Funktion als Einnahmequelle, eine Möglichkeit zur Integration und Öffnung der heutigen VB in die chilenische Gesellschaft darstelle. Für die Arbeit mit den Betroffenen zeigte sich, dass es sehr wichtig war, mit den Bewohner:innen der VB in einen Dialog zu treten, um einen Einblick in ihre aktuelle Situation und ihre Perspektiven zu erhalten.

Im Februar 2016 wurde dann eine Gruppe von Vertreter:innen der chilenischen Regierung aus dem Bereich der Menschenrechts- und Erinnerungsarbeit sowie Angehörige von Verschwundenen, Folterüberlebende und

⁴ Hier ist das 2017 gegründete deutsch-chilenische Expert:innen-gremium gemeint, das wir später noch genauer vorstellen.

⁵ Die auf diesem ersten Seminar gehaltenen Beiträge und Debatten wurden von Evelyn Hevia Jordán und Jan Stehle im Sammelband „Colonia Dignidad. Verdad, Justicia y Memoria“ im Jahr 2015 herausgegeben.

Tabelle 1: Teilnehmende Gruppen an den Aktivitäten in Chile und Deutschland 2014–2021

Gruppe	2014	2015	2016	2017	2018	2019	2020	2021
Angehörige von Verschwundenen: Organisation Agrupación de Familiares de Detenidos/as Desaparecidos/as y Ejecutados/as Políticos/as	X	Keine offiziellen Aktivitäten	X	X	X	X	Pandemie	X
Ehem. politische Gefangene (Einzelpersonen und Organisation Agrupación de ex Prisioneros Políticos Talca)	X		X	X	X	X		X
Ehem. Bewohner:innen der Ex-CD/VB			X	X	X	X		X
Heutige Bewohner:innen der Ex-CD/VB			X	X	X	X		X
Von sexualisierter Gewalt betroffene ehem. chilenische Kinder			X	X	X	X		X
Von der CD betrügerisch adoptierte ehem. chilenische Kinder			X	X	X	X		X
Menschenrechtsorganisation Asociación por la Memoria y los Derechos Humanos CD	X		X	X	X	X		X
Organisation ehem. Bewohner:innen der Ex-CD/VB: Asociación por la Verdad, Justicia, Reparación y Dignidad de los ex-Colonos (ADEC) (gegründet 2017)				X	X	X		X
Menschenrechtsorganisation Asociación por los Derechos Humanos Parral (gegründet 2017)					X	X		X
Ehem. von der CD vertriebene Landarbeiter:innen					X	X		X
Vertreter:innen chilenischer Behörden und Menschenrechtsexpert:innen	X		X	X	X	X		X

Quelle: Evelyn Hevia Jordán und Jan Stehle

Bewohner:innen der ehemaligen CD nach Berlin in die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz eingeladen. Neben der Durchführung von Dialogworkshops wurden eine Reihe von Berliner Erinnerungsorten und Gedenkstätten besucht. Es gab eine Vorführung des frisch erschienen Spielfilms „Colonia Dignidad – Es gibt kein Zurück“, in deren Anschluss mit dem Regisseur und Vertretern des Auswärtigen Amtes diskutiert wurde. In diesen Tagen wurde deutlich, wie schwierig es ist, Brücken des Dialogs zwischen den Bewohner:innen der Ex-CD und einigen chilenischen Opfern zu bauen, da es sich um Gruppen handelte, die seit jeher miteinander verfeindet waren. Ein positives Ergebnis der Aktivitäten war es, dass die Teilnehmenden, die die Bewohner:innen vertraten, als Geste gegenüber den Diktatur-Opfern ankündigten, die Durchführung des jährlich stattfindenden Oktoberfests auszusetzen. In den Schlussfolgerungen der Teilnehmenden dieses Seminars in Berlin heißt es: „Wir wissen, dass der Weg, den wir heute beschreiten, schwierig ist und einen noch nie dagewesenen Wendepunkt darstellt, von dem wir hoffen, dass er den jahrelangen Missverständnissen ein Ende setzt und es uns ermöglicht, zu einer Kultur des Dialogs und der Achtung der Menschenrechte

zusammenzukommen“ (Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz 2016 [unveröffentlichter Seminarbericht], 32).

Ende 2016 veranstalteten wir erneut Workshops in Chile. Neben Aktivitäten mit Angehörigen von Verschwundenen, ehemaligen politischen Gefangenen und Colonia-Bewohner:innen fand ein erstes Treffen mit chilenischen Betroffenen von sexualisierter Gewalt in der CD statt, den sogenannten „ex-niños“ (dt.: „ehemalige Kinder“). Nach den Workshops fand erstmals eine öffentliche Veranstaltung mit Vertreter:innen der Betroffenenengruppen im Museum für Erinnerung und Menschenrechte in Santiago statt.

Bei diesen Aktivitäten haben sich zwei kritische Punkte herauskristallisiert, an denen wir weiterarbeiten müssen: Erstens zeigte sich die Notwendigkeit, unsere Aktivitäten mit einzelnen Gruppen gegenüber den anderen Gruppen transparent zu machen, da ansonsten in vielen Fällen der Eindruck erweckt worden wäre, das Arbeitsteam verbünde sich mit einer der Parteien zum Nachteil der anderen. Zweitens wurde die Notwendigkeit deutlich, Vorurteile innerhalb der verschiedenen

Gruppen zu bearbeiten. Die Colonia-Bewohner:innen z. B. reproduzierten in den Workshops die Vorstellung, dass die Diktaturoper und die Menschenrechtsaktivist:innen (einschließlich einiger Mitglieder des Teams) allesamt „Kommunist:innen“ und daher für sie nicht vertrauenswürdig seien. Einige chilenische Teilnehmende mussten ein anderes Vorurteil korrigieren, das in der chilenischen Gesellschaft sehr präsent ist: die automatische Gleichsetzung der Colonia-Bewohner:innen mit „Nazis“. Eine weitere Herausforderung ist der oftmals ausbleibende respektvolle Umgang mit jenen chilenischen Opfern sexualisierter Gewalt, die homophoben Anfeindungen ausgesetzt sind.

Ende 2017 kam es erstmals zu einem kleineren gemeinsamen Treffen von Betroffenen aus verschiedenen Gruppen. Dort konnten sie sich zum ersten Mal die Lebensgeschichten der anderen anhören und so einen Ort der Annäherung schaffen. Dieses Treffen war ein Meilenstein in der Vertrauensbildung zwischen den Betroffenenengruppen.

Die 2017 auf Regierungsebene gegründete deutsch-chilenische Gemischte Kommission ernannte schließlich 2018 ein Expert:innengremium mit jeweils zwei chilenischen und zwei deutschen Vertreter:innen.⁶ Die vier Expert:innen wurden beauftragt, ein Konzept für eine Gedenkstätte auszuarbeiten.

Im Jahr 2018 wurde dann neben Workshops mit den einzelnen Gruppen auch ein „Welt-Café“ mit allen gemeinsam durchgeführt. Danach wurden die Fortschritte des Prozesses gemeinsam evaluiert. Es war bereits möglich, einige Konvergenzen zu identifizieren und Vereinbarungen unter den Betroffenenengruppen zu treffen, darunter die folgenden:

- 1) der Erinnerungsort sollte sich auf dem historischen Gelände befinden;
- 2) die Geschichte der verschiedenen Gruppen sollte in getrennten Räumlichkeiten und Ausstellungen erzählt werden;
- 3) gleichzeitig herrschte Einigkeit darüber, dass der Erinnerungsort nicht von den derzeitigen Bewohner:innen verwaltet werden, sondern eine unabhängige



Besuch des Museums für Erinnerung und Menschenrechte in Santiago mit einer Gruppe von Bewohner:innen der Ex-CD-VB 2018.

Foto: © Jan Stehle



Führung durch die Gedenkstätte und das Museum Sachsenhausen mit Vertreter:innen verschiedener Betroffenenengruppen 2019.

Foto: © Evelyn Hevia Jordán

⁶ Die chilenische Regierung ernannte die Psychologin Elizabeth Lira und den Rechtsanwalt Diego Matte, die Bundesregierung Elke Gryglewski und Jens-Christian Wagner.

gige, professionelle Trägerschaft entwickelt werden sollte, an der Vertreter:innen der verschiedenen Betroffenenengruppen beteiligt werden können.

Da zu Beginn des Prozesses nicht alle Gruppen an den Aktivitäten teilnahmen, wurden 2019 eine Reihe von Betroffenen⁷, die bisher bei den Einladungen nach Deutschland nicht berücksichtigt worden waren, zu einem Seminar und einem Workshop nach Berlin eingeladen (Dannemann 2019).

Aufgrund der Covid-19-Pandemie konnten im Jahr 2020 keine Veranstaltungen stattfinden. Anfang 2021 legten die vier mit der Erarbeitung eines Gedenkstättenkonzepts beauftragten Expert:innen ihren Vorschlag der deutsch-chilenischen Regierungskommission vor (Löhning 2021). Im November desselben Jahres konnten wir erneut nach Chile reisen. Diesmal gelang es nach vorbereitenden Einzeltreffen zum ersten Mal, Vertreter:innen aller Betroffenenengruppen in der ehemaligen CD, am historischen Ort, zu einer zweitägigen Aktivität zusammenzubringen.

Am ersten Tag wurde der Konzeptvorschlag der Expert:innen in einer Plenarsitzung vorgestellt. Am Nachmittag wurden Aspekte des Gedenkstättenkonzepts in gemischten Gruppen diskutiert. Am darauffolgenden Tag gab es eine Plenarveranstaltung und ein gemeinsames Ereignis, bei dem Luftballons in den Himmel steigen gelassen wurden, auf denen jede:r Teilnehmende einen Wunsch zum zukünftigen Erinnerungsort niedergeschrieben hatte.

3. Abschließende Reflexionen

Seit 2014 konnten auf der Grundlage von Vertrauen innerhalb und gegenüber dem Team Verständnis und Anerkennung zwischen höchst unterschiedlichen Betroffenenengruppen aufgebaut werden und mit viel Engagement ein in seinen historischen, politischen, rechtlichen und psychologischen Dimensionen äußerst komplexer Prozess kontinuierlich vorangetrieben werden. Nach acht Jahren spannender und intensiver Arbeit gibt es jedoch leider immer noch keine handelnden Schritte beider Regierungen, um die Errichtung einer Gedenk- und Bildungsstätte am historischen Ort umzusetzen. Im Laufe dieser Zeit haben die Regierungen in beiden Ländern gewechselt und trotz der auf dem Papier progressiveren Vorzeichen gibt es noch keine Antwort auf den Konzeptvorschlag der vier von

beiden Seiten ernannten Expert:innen, noch keine Geschäftsstelle und keine konkreten Überlegungen zur Trägerschaft. Mehrere der Teilnehmenden der ersten Dialogveranstaltungen sind zudem in den vergangenen acht Jahren verstorben. Somit ist der gesamte Prozess an einem Punkt angelangt, an dem es Entscheidungen von Regierungsseite braucht, um voranzuschreiten. Eine Ermüdung vieler der Teilnehmenden aufgrund des langsamen Prozesses ist dabei spürbar.

In den letzten zehn Jahren hat das öffentliche Interesse am Thema dagegen zugenommen. Promotionsprojekte, ein Oral-History-Archiv⁸, Dokumentar- und Spielfilme öffnen den Weg zu einem Moment der Historisierung und zum Aufbau und Ausbau der Erinnerungskultur/Gedenkkultur (*memorialisation*). Sie werden für die Museologie und Museografie, also Museumskunde und die Ausstellungsgestaltung eines Erinnerungsortes am historischen Ort unverzichtbar sein. Viele Betroffene betrachten all dies jedoch mit Distanz, da sie weiterhin auf konkrete Antworten seitens der Politik und der Justiz im Hinblick auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Entschädigung warten. Aus demselben Grund haben einige von ihnen parallele Wege des Gedenkens im und um den historischen Ort initiiert⁹. Dies hat neue Debatten und Konflikte zwischen den Gruppen und unter den Betroffenen eröffnet. Die Debatten über die Bedeutung der Vergangenheit in der Gegenwart rund um diese historische Stätte sind immer noch lebendig und werden diesen Prozess weiter begleiten, der auf einem Weg fortgesetzt werden sollte, der Partizipation, Dialog und Transparenz gegenüber allen betroffenen Gruppen garantiert.

Literaturverzeichnis

- Amnesty International (1977): Colonia Dignidad: Deutsches Mustergut in Chile – ein Folterlager der DINA, Frankfurt a.M.: o.V.
- Assmann, Jan (1995 [Erstveröffentlichung auf Deutsch 1988]): Collective Memory and Cultural Identity, New German Critique, №65, Cultural History/Cultural Studies (Spring-Summer, 1995), S. 125–133.
- Bórquez Adriazola, Adriana (2013): Offener Brief, www.lebenshaus-alb.de/magazin/media/pdf/2013_02_04_Colonia_Dignidad.pdf, letzter Aufruf: 25.10.2022
- CNVR (1996): Informe Comisión Nacional de Verdad y Reconciliación, Santiago: o.V.

⁷ Aufgrund der Komplexität der Themen und der Vielfalt der betroffenen Gruppen sind seit Beginn des Prozesses neue Gruppen hinzugekommen, siehe Tabelle.

⁸ Die Webseite von „Colonia Dignidad. Ein chilenisch-deutsches Oral History-Archiv“ ist unter: www.cdoh.net zu erreichen.

⁹ Beispielsweise haben Bewohner:innen der VB ein eigenes Museum eröffnet.

- Dannemann, Victoria (2019): Víctimas de Colonia Dignidad llegan a Alemania, in: Deutsche Welle, <https://p.dw.com/p/3Jlui>, letzter Aufruf: 25.10.2022
- Dreckmann-Nielen, Meike (2022): Die Colonia Dignidad zwischen erinnern und vergessen. Zur Erinnerungskultur in der ehemaligen Siedlungsgemeinschaft, Bielefeld: transcript Verlag, www.transcript-verlag.de/978-3-8376-6213-9/die-colonia-dignidad-zwischen-erinnern-und-vergessen/, letzter Aufruf: 25.10.2022
- European Center for Constitutional and Human Rights (2011): ECCHR- Stellungnahme zu der Rolle von Hartmut W. Hopp innerhalb der Colonia Dignidad, www.ecchr.eu/fileadmin/Pressemitteilungen_deutsch/Stellungnahme_Colonia_Dignidad_Hopp_-_2011-10-06.pdf, letzter Aufruf: 25.10.2022
- Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz (2016 [unveröffentlichter Seminarbericht]): Aspectos relevantes con relación a la creación de un memorial, Berlin: o.V.
- Gryglewski, Elke/Wagner, Jens-Christian (im Druck): El camino hacia un sitio de memoria sobre la historia de Colonia Dignidad, in: Carrasco Jeldres, Karina/Hevia Jordán, Evelyn/Kandler, Philipp/Núñez, Rodrigo (Hg.): Colonia Dignidad. Archivo, testimonio y huella. Talca: Ediciones UCM
- Hevia, Evelyn/Stehle, Jan (2015): Los Estados y los derechos humanos: aproximaciones a cinco décadas de Colonia Dignidad, in: Hevia, Evelyn/Jan Stehle (Hg.): Colonia Dignidad: verdad, justicia y memoria, Santiago: El Desconcierto, S. 11–20
- Hevia Jordán, Evelyn (2022): Colonia Dignidad: Lights and Shadows in the Recognition of the Victims, in: Lira, Elizabeth, Cornejo, Marcela, Morales, Germán (Hg.): Human Rights Violations in Latin America. Peace Psychology Book Series. Springer, Cham, letzter Aufruf: 25.10.2022
- Löhing, Ute (2021): Gedenken und Dokumentieren. Deutsche und chilenische Expert*innen stellen ihr Gedenkstättenkonzept erstmals öffentlich vor, in: taz, <https://taz.de/Verbrechen-der-Colonia-Dignidad-in-Chile/!5783546/>, letzter Aufruf: 25.10.2022
- Piper, Isabel/Hevia, Evelyn (2012): Espacio y Recuerdo. Archipiélago de memorias en Santiago de Chile. Santiago: Ocho Libros
- Rodríguez, Gabriel (2022): Entrevista a Elke Gryglewski: Colonia Dignidad. ¿Un sitio de memoria?, in: Diario Talca, <https://diariotalca.cl/entrevista-colonia-dignidad-un-sitio-de-memoria/>, letzter Aufruf: 25.10.2022
- Stehle, Jan (2021): Der Fall Colonia Dignidad. Zum Umgang bundesdeutscher Außenpolitik und Justiz mit Menschenrechtsverletzungen 1961–2020, Bielefeld: transcript-Verlag, www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5871-2/der-fall-colonia-dignidad/, letzter Aufruf: 25.10.2022
- Wüstenberg, Jenny. (2017): Civil Society and Memory in Post-war Germany. New York: Cambridge University Press

Globalität im Erinnern. Die Problemstellung

CAROLIN PHILIPP

„Warum haben koreanische Nudeln einen Platz in Europa, aber koreanische Geschichte und Erinnern nicht?“

Eun Hi Yi

Die Frankfurter Journalistin Eun Hi Yi brachte auf der Launch-Veranstaltung der Global Erinnern-Karte am 26. August 2022 auf den Punkt, um was es in dem Kooperationsprojekt von glocal e. V., recherche international e.V. und der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD-Bund e.V.) geht. Sie problematisierte, dass die kulinarischen Produkte der Diaspora-Communities gerne in Deutschland konsumiert werden, jedoch diasporischen Perspektiven bezüglich gesellschaftlicher Belange kein Mitbestimmungsrecht zugesprochen wird. Dies betrifft schlussendlich auch Debatten um Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur.

Geschichte, wie sie geschrieben, erzählt, erinnert, gelehrt wird, macht meist an nationalen Grenzen halt. Aber die Geschichte des deutschen Staates und der Menschen, die ihn bewohnen, ist viel mehr als das. Deutschland hat einerseits nach Einfluss weit über die Landesgrenzen hinaus gestrebt: Nach der Ausbeutung von Gold, Silber und Arbeitskräften auf anderen Kontinenten, nach Kolonien, Lebensraum und immer neuen Absatzmärkten für deutsche Produkte. Andererseits bringt ein Großteil der Bewohner:innen globale Geschichten mit: Sie haben internationale Familienverbindungen, Einwanderungserfahrungen oder Fluchtgeschichten. Sie haben in verschiedenen Ecken und Enden des Globus Freund:innen oder waren dort aktiv. Viele dieser globalen Geschichten sind mit Orten, Ereignissen, Personen, Institutionen oder Unternehmen in Deutschland verwoben. So ist beispielsweise Eun Hi Yis Verweis auf die Gewaltgeschichte, die Koreaner:innen durch die japanische Besatzung erfahren mussten, mit Deutschland verknüpft, da Japan und Deutschland verbündete Achsenmächte im Zweiten Weltkrieg waren.

Auch von dem durch Jungtürken begangenen Genozid an Armenier:innen 1915–1916 führen Verbindungen ins deutsche Kaiserreich. Deutsches Militär bezeugte ihren osmanischen Verbündeten, „für die Türkei würde es eine Erlösung sein, wenn sie den letzten Armenier umgebracht hat“ (zitiert nach Gottschlich 2016). Einer der Haupttäter des Völkermordes, Talaat Pascha, der frühere Osmanische Innenminister und ab 1915 bis 1918

Großwesir, floh nach dem Regierungswechsel in Konstantinopel ins Deutsche Reich. Für seine Verantwortung an der Orchestrierung der Massenmorde wurde er von dem neuen Osmanischen Regime in Konstantinopel in seiner Abwesenheit zum Tode verurteilt. Am 15. März 1921 wurde Talaat Pascha in Berlin von Soghomon Tehlirian erschossen. Tehlirian war Überlebender des Genozids und Mitglied des geheimen Sonderkommandos „Operation Nemesis“, das die Todesurteile vollstrecken und weitere Täter des Völkermordes umbringen sollte.

Solche global vernetzten Geschichten werden kaum mitgedacht, wenn es um Geschichte und Erinnerung in Deutschland geht. Darum möchten wir auf der Global Erinnern-Karte ein Archiv solcher historischen und gegenwärtigen Verbindungen zwischen Globalem Süden, Norden, Osten und Westen aufzeichnen und gemeinsam mit unterschiedlichen Menschen und in viele Richtungen immer weiter recherchieren und die Karte füllen. Unser Ziel ist es, zu einer multidirektionalen, globalen Erinnerung (Rothberg 2021 [2009]) aus dekolonialer Perspektive beizutragen. In diesem Prozess stehen Geschichten von Herrschaft, Unterdrückung, Trauma und Widerstand nicht in Konkurrenz zueinander, sondern treffen solidarisch und empathisch aufeinander.



Wie ist Global Erinnern entstanden?

Unser Freund und ehemaliger glocal-Kollege, der Schriftsteller Doğan Akhanlı, setzte sich jahrelang dafür ein, dass sich in Deutschland ein transnationaler Gedächtnisraum etabliert. Er hatte 2019 die Idee für das Global Erinnern-Projekt und wir haben zusammen mit Tahir Della, dem „Promotor für diasporische Perspektiven in der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit“ für Berlin, und den Vereinen glocal e.V., ISD-Bund e.V. und recherche international e.V. daran gearbeitet, bis Doğan im Herbst 2021 tragischerweise verstorben ist.

1. Dekolonialer, multidirektionaler und transnationaler Gedächtnisraum. Der Ansatz

„Diesen Erfahrungsschatz [seine bislang geführten Projekte zur Geschichte des Nationalsozialismus und des Armenischen Genozids, Anm. C.P.] habe ich ausgewertet und im Jahre 2013 in einer Rede vorge schlagen, Deutschlands Aufarbeitung der eigenen Geschichte mit der Aufarbeitung der Geschichten der Armenier, der Herero und der deutschen Kolonialgeschichte zu vertiefen. Den Holocaust in Verbindung mit dem Völkermord an den Armeniern zu betrachten, bedeutete keine Relativierung der Schoah, sondern eine Erweiterung und Vertiefung der deutschen Aufarbeitung, die aber nicht mehr nur deutsch bleiben sollte. Denn die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Völkermorde, sollte Teil der Holocaust Education sein, und die Beschäftigung damit sollte aus dem nationalen Rahmen in einen transnationalen übertragen werden.“ (Akhanlı 2018, 186)

Für uns bedeutet dieser Vorschlag von Doğan, eine Globalgeschichte aus dekolonialer Perspektive zu schreiben. Glokale e. V. beschäftigt sich seit der Gründung 2006 mit den historischen und gegenwärtigen Beziehungen zwischen Globalem Norden und Globalem Süden. Anfangs widmeten wir uns der Aufarbeitung globaler Ungleichheiten, die den globalisierten, neoliberalen Kapitalismus und die sogenannte Entwicklungszusammenarbeit betreffen, u.a. ungleiche Wirtschaftsbeziehungen und Ausbeutungsverhältnisse. Durch unsere postkoloniale Perspektive auf die globale Wirtschaft und die Entwicklungszusammenarbeit kamen wir immer mehr zu der Ansicht, dass viele Ungleichheiten historisch gewachsen sind und gegenwärtig weiter verfestigt werden.

In unserem Projekt folgen wir einem multidirektionalen Ansatz der Erinnerungskultur nach dem Literaturwissenschaftler Michael Rothberg. Er schlägt in seiner Monographie *Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung* (2021 [2009]) wie Doğan vor, unterschiedliche Gewaltgeschichten nicht konkurrierend, sondern miteinander verflochten und solidarisierend zusammenzubringen. Inspiriert wurde er dazu u.a. von dem Sozialwissenschaftler Paul Gilroy und seiner Monographie *The Black Atlantic* (1993). Auch der Soziologe W.E.B. Du Bois reflektierte schon 1952 in seinem Artikel *The Negro and the Warsaw Ghetto* über die möglichen Verbindungslinien unterschiedlicher Rassismen. Der Jurist und Entwick-

ler der Begrifflichkeit des Genozides, Raphael Lemkin, beschäftigte sich ebenfalls ausführlich mit möglichen Verbindungen der Taten der Massengewalt. Für seine Denkprozesse waren die Gerichtsakten zu dem Attentat auf Talaat Pasha durch Soghomon Tehlirian ausschlaggebend (Zimmerer 2008).

2. Dekolonialer, multidirektionaler und transnationaler Gedächtnisraum. Die inhaltliche Umsetzung

In diesem Sinne haben wir das Global Erinnern-Projekt konzipiert. Dabei sollte im digitalen Raum ein transnationaler Gedächtnisraum geschaffen werden. Wir entwickelten dafür eine digitale Karte, in der der Holocaust, die Genozide an den Armenier:innen und den Herero, aber auch die Sexualverbrechen des deutschen Verbündeten Japans sowie die Verstrickungen deutscher Staatsbürger:innen und Firmen in die Diktaturen Lateinamerikas visualisiert werden.

In unserer Kartographie arbeiten wir u.a. mit Biographien, die den Geschichten der Orte innewohnen. Wir gedenken dabei beispielsweise des Ägypters Dr. Mohamed Helmy und der Deutschen Frieda Szturmann, die Jüdinnen:Juden während des Holocaust versteckten. Mit dem Genozid an den Armenier:innen und den Verstrickungen des Deutschen Reiches in diese Gewaltgeschichte befasst sich die Biographie des Schriftstellers Armin T. Wegner. Der in der Wilhelminischen Armee als Sanitäter tätige Wegner beobachtete die Deportationen und staatlich orchestrierte Massengewalt an den Armenier:innen. Viele Recherchen hatte Doğan begonnen, die nun unser Recherchenetzwerk fortsetzt. Ein Ereignis in Kassel zeigt die lokalen Verbindungen der Kasseler Rüstungsindustrie am Genozid an den Herero und Nama auf. Ein Ereignis in Frankfurt erinnert an das Vergewaltigungssystem im Einflussgebiet des japanischen Kaiserreiches, das als Achsenmacht Bündnispartner Deutschlands war.

Für die Berliner Karte haben wir eine Biographie von Olga Benario verfasst. Sie kämpfte in Deutschland, Russland und Brasilien für eine kommunistische Revolution, bis die Nazis sie als Jüdin und Kommunistin umbrachten. Ihre Lebensgeschichte zeigt uns internationale Verflochtenheit: Benario ist in den 1920er Jahren in einer verbotenen kommunistischen Organisation aktiv. Sie und ihr damaliger Lebensgefährte Otto Braun werden dafür inhaftiert. Nach Benarios Entlassung befreit sie Braun aus dem Gefängnis Berlin-Moabit und flieht nach Moskau. Dort wird sie als Fallschirmspringerin und Pilotin ausgebildet und arbeitet als Agen-

tin für die Komintern. Als Leibwächterin begleitet sie den brasilianischen Revolutionär Luís Carlos Prestes von Moskau nach Lateinamerika, um dort den Umsturz des Diktators Vargas zu unterstützen. Sie tarnen sich als portugiesisches Ehepaar auf Hochzeitsreise. Während der Überfahrt in die Amerikas verlieben sie sich tatsächlich. Der Widerstand gegen Vargas scheitert 1935, Prestes und Benario werden festgenommen. Die mittlerweile schwangere Olga Benario verhindert, dass Prestes bei der Festnahme erschossen wird. 1936 liefert der Diktator Vargas Benario an die Nationalsozialisten aus. Im November 1936 bringt sie in einem Berliner Frauengefängnis ihre Tochter Anita Leocadia zur Welt. Die Familie von Prestes und internationale Kampagnen bemühen sich um ihre Freilassung, können aber nur Anita retten. Olga Benario wird am 23. April 1942 von den Nazis in der Tötungsanstalt Bernburg (Sachsen-Anhalt) vergast. 2007 kommt Anita Prestes zur Einweihung eines Stolpersteins für ihre Mutter nach Berlin-Neukölln. Auf einer Veranstaltung mit Jugendlichen spricht sie die Hoffnung aus, „dass wir alle etwas dagegen tun, dass der gerade wieder erstarkende Faschismus nochmals nicht an die Macht kommt.“¹

Für die bewegende globale Biographie von Olga Benario waren wir mit Gedenkstätten, Archiven, Filmemacher:innen und historischen Initiativen in Kontakt. Die Recherche zu Gegengeschichten ist oft mühsam, auch wenn Olga Benarios Geschichte eine der besser dokumentierten Biographien ist, weil sie in der Erinnerungskultur der DDR zentral verankert war.

Neben Geschichten von Gewalt und Unterdrückung finden sich auf der Global Erinnern-Karte auch Geschichten über Mut, Solidarität und Widerstand und wie diese international miteinander verflochten sind: Die Streiks migrantischer Arbeiter:innen (Ereignis in Köln); Wirkstätten von afrikanischer Organisation in Europa (Tour Afrikanische Spuren in Berlin); Menschen, die im internationalen Widerstand gegen den Faschismus aktiv waren (Paula Lohagen in Kassel und Olga Benario in Berlin). Diese Geschichten helfen uns, ein Vorstellungsvermögen von gesellschaftlichen Alternativen zu erlangen. Besonders für unsere politische Handlungsfähigkeit und Praxis sind solche Geschichten bedeutsam. Denn wie Howard Zinn betont, ist „menschliche Geschichte nicht nur eine Geschichte der Grausamkeit [...], sondern auch eine Geschichte des Mitgefühls, der Aufopferung für andere, des Mutes, der Freundlichkeit

[...]. Wenn wir nur das Schlimmste sehen, zerstört dies unsere Fähigkeit, etwas zu tun“ (Zinn 2006, 270).

Auch sollten unterschiedliche Machtstrukturen in den Geschichten zusammengedacht und ihre Auswirkungen auf unser gegenwärtiges Leben betrachtet werden. Das Themenspektrum reicht dabei von Kolonialismus und Rassismus über Geschlecht bis hin zu Klasse und einer Kritik der „hyperkapitalistische[n] Ideologie“, die es begünstigt, dass große Vermögen in „westlichen Länder[n]“ des globalen Nordens sowie „Russland und China“ akkumuliert werden (Picketty 2020, 8). In de- und postkolonialen Debatten in Deutschland werden allzu oft wirtschaftliche Aspekte und die Funktionsweisen des globalisierten Kapitalismus vernachlässigt. In anderen Ländern des Globalen Nordens und vor allem im Globalen Süden wird Kapitalismus meist zusammen mit Rassismus und Kolonialismus verhandelt (Federici 2004; Mbembe 2017).

Wir starteten damit, solche Geschichten in fünf deutschen Städten (Bremen, Berlin, Frankfurt am Main, Kassel und Köln) digital zu kartographieren und auf der Webseite www.globalerinnern.org zu publizieren. Ende August 2022 veröffentlichten wir die ersten Recherchen im Rahmen einer Veranstaltung auf der Kunstmesse documenta15 in Kassel.

Die Struktur der Webseite sollte einfach und übersichtlich sein. Wir entschieden uns bei der Kartographie für drei unterschiedliche Bereiche:

Biographien

Die globalen Lebensgeschichten haben das Ziel, persönliche Globalgeschichten mit konkreten Orten in Verbindung zu bringen. Die Biographien sind wie Stadttouren aufgebaut. Auf der Kölner Karte ist beispielsweise Doğan Akhanlıs Lebensgeschichte zu lesen, verfasst von seinem engen Freund und Journalisten Albrecht Kieser von recherche international e. V. Stationen von Doğans Leben und Wirken sind dabei markiert und können nachverfolgt werden, wie etwa das Rautenstrauch-Joest-Museum, mit dem Doğan viele Veranstaltungen organisierte. Auch zusätzliche Informationen zu den jeweiligen Orten werden aufgegriffen, z. B. die im Museum lagernde Raubkunst aus dem Globalen Süden und die derzeitigen Debatten über die Rückgabe an die Herkunftsgesellschaften. Die Verbindungen der mitreißenden und inspirierenden Lebensgeschichten mit der Stadtgeschichte werden dadurch hervorgehoben und Gegenwartsbezüge unterstrichen.

1 Mehr zu Olga Benario Prestes Geschichte unter: <https://globalerinnern.org/person/olga-benario-prestes/>, letzter Aufruf 11.11.2022

Thematische Touren

Die digitalen Touren auf der Global Erinnern-Karte machen thematische Aspekte in der jeweiligen Stadt deutlich und bringen den *usern* bisher unbekannte oder sogar ungeschriebene historische Aspekte der Stadt näher. In Bremen gibt es eine Tour zu historischen und gegenwärtigen Fluchtursachen, verfasst von Olaf Bernau von Afrique-Europe-Interact. Hier werden Verbindungen der Hafenstadt zu Versklavung und Kolonialismus (etwa durch die Bremer Baumwollbörse) sowie neokoloniale Ausbeutungsstrukturen (z. B. im Kakaohandel des Bremer Unternehmens Hachez) durch ungleiche Wirtschaftsbeziehungen und autoritäre Regime (etwa in Togo) thematisiert. Der Fokus auf den wirtschaftlichen Sektor veranschaulicht die Verstrickung von globalem Kapitalismus und Kolonialismus.²

Ereignisse

Durch diese kurze Kategorie mit bis zu 2.500 Zeichen und dem einfachen Aufbau der Ereignisse (ein Foto, kurzer Text und Koordinaten) wollten wir eine Möglichkeit schaffen, unterschiedlichste Themen in der jeweiligen lokalen Karte unterzubringen, ohne gleich eine lange Biographie oder Tour erarbeiten zu müssen. So wird die Vielfältigkeit von Stadtgeschichte abgebildet. Durch die Kompaktheit der Ereignisse soll besonders diese Kategorie in Zukunft noch mehr Schüler:innen, Studierende und Interessierte dazu anregen, an der Recherche mitzuwirken.

3. Teilhabe, Mitbestimmung, Mitgestaltung. Die Lokale Methodik fürs Globale Erinnern

Wir haben uns methodisch für eine digitale Kartographie entschieden. Denn eine Karte kann komplizierte Vernetzungen übersichtlich und verständlich darstellen sowie eine lokal-globale Verbundenheit herstellen. Menschen können so an den Orten, an denen sie woh-



Im Projekt Global Erinnern wird kollektiv kartographiert.

Illustration: @franky.mindja (Instagram)

nen, arbeiten, zur Schule gehen, ihre Zeit verbringen, nachverfolgen, welche globalen Geschichten diese für sie alltäglichen Orte innehaben.

Für die Konzeption der Kartographie haben wir mit den Geograph:innen von Orangotango, einem Kollektiv für *Popular Education and Creative Protest*, zusammengearbeitet. Sie unterstützen soziale Bewegungen in vielen Ländern des Globalen Südens und Nordens dabei, Gegenkartographien (*counter cartographies*) zu schaffen, um sie bei ihren sozialen Kämpfen zu unterstützen.³ Der Begriff *counter cartographies* geht zurück auf die Soziologin Nancy Peluso. Sie benutzte ihn 1995, um die Aktivitäten von Waldbewohner:innen in Indonesien zu bezeichnen. Die Gegenkartographien konnten verdeutlichen, wie die exzessive Waldnutzung der indonesischen Regierung ihr Gebiet zerstört. Sie werden geschaffen, um Gegengeschichten aufzuzeichnen und eine andere Sicht der Dinge zu verdeutlichen. In einem mehrtägigen Workshop überlegten wir mit Orangotango, global e.V., ISD-Bund e.V. und recherche international e.V., wie unsere Gegenkartographie konkret aussehen kann.

Bevor wir mit dem griechischen Technikkollektiv Stin Priza an die Programmierung gingen, sprachen wir auch mit vielen Projekten, die an ähnlichen kritischen Kartographien arbeiten, Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen, die transnationale Erinnerungsprojekte betreiben und Historiker:innen, die auf die Etablierung dekolonialer Perspektiven in Museen zielen. Die Mitarbeiter:innen des Projektes „Dekoloniale Erinnerungs-

² Wie die Biographien sind auch die thematischen Touren als Stadttouren aufgebaut. Wir benutzen hierfür die Web Application StoryMaps, die in die Wordpress-Struktur der Global Erinnern-Webseite integriert wird. Bei StoryMaps kann man Slides erstellen, die eine Karte mit Markierungen auf der linken Seite des Bildschirms erscheinen lassen, während auf der rechten Seite Fotos und Text zu sehen sind. Bei den Biographien und thematischen Touren werden mehrere Slides erstellt, die zusammen eine Stadttour erstellen. Die App erlaubt es allerdings auch, dass wir Markierungen außerhalb der Stadtkarte setzen. So lassen sich auch die globalen Verbindungen der jeweiligen Städte visuell verdeutlichen, z. B. durch die Markierung des Geburtsortes von Doğan im Nordosten der Türkei.

³ Orangotango ist darüber hinaus Herausgeberin von *This is not an Atlas. A Global Collection of Counter-Cartographies* (2018).

kultur in der Stadt Berlin“ nahmen an unserem Workshop mit Orangotango teil, die zur gleichen Zeit ihre Arbeit zur dekolonialen Kartographie starteten. Eine Projektmitarbeiterin von Jewish Places gab uns viele nützliche Tipps in Bezug auf Kartierungen. Als Illustrator konnten wir den jungen Kameruner Künstler Franky Mindja gewinnen, der schon für die Initiative Perspektivwechsel e.V. einen Comic über drei Generationen antikolonialen Widerstands gezeichnet hat.

Wir fingen früh an, ein Recherchenetzwerk aufzubauen und suchten in den fünf Städten und darüber hinaus Kontakt zu Aktivist:innen und Museumsmitarbeiter:innen aus der Diaspora und der Mehrheitsgesellschaft. In Bremen kooperierten wir mit dem Netzwerk Afrique-Europe-Interact, in Köln mit recherche international e.V., in Frankfurt am Main mit Punggyeong Weltkulturen e.V., in Kassel mit der Initiative 6. April und Kassel Postkolonial. Der Sozialwissenschaftler Eren Yildirim Yetkin recherchierte und überarbeitete viele Beiträge, die Doğan begonnen hatte. Die Politikwissenschaftlerin Lore Graf recherchiert, lektoriert und unterstützt uns bei der technischen Umsetzung der Seite. In Berlin konnten wir außerdem die Schwarze Historikerin Katharina Oguntoye und die Stadtführerin Carolyn Gammon als Recherchierende für eine Stadttour zu Berlins Schwarzer Geschichte gewinnen. In Frankfurt unterstützte das Weltkulturenmuseum unsere Recherchen und Veranstaltungen. Dabei kam uns bei der Netzwerkarbeit der Digitalisierungsschub zugute, der durch die Corona-Pandemie verursacht wurde. Online-Treffen und Workshops ermöglichten es uns, Menschen in unterschiedlichen Städten zu verbinden, an einem gemeinsamen Projekt zu arbeiten und das Netzwerk immer größer werden zu lassen. In mehreren Online-Workshops trafen wir uns mit den Recherchierenden und diskutierten beispielsweise mit dem Historiker Murat Akan über Globalgeschichte, mit Severin Halder von Orangotango über Kritische Kartographie oder besprachen unsere jeweiligen Rechercheideen.

So entstand das Global Erinnern-Projekt als eine Widerspiegelung des transnationalen Gedächtnisraums

sowohl in seiner Umsetzung auf der Webseite im digitalen Format, als auch in der Organisationsstruktur, die viele Menschen an vielen Orten zusammenbringt und für eine Geschichte aus einer dekolonialen und multidirektionalen Perspektive streitet.

Literaturverzeichnis

- Akhanlı, Doğan (2018): Deutschland als transnationaler Gedächtnisraum, in: Verhaftung in Granada, Köln: Kiepenheuer & Witsch
- Federici, Silvia (2004): Caliban and the Witch. Women, the Body and Primitive Accumulation, New York: Autonomedia
- Initiative Perspektivwechsel e.V. (2019): Widerstand: Drei Generationen antikolonialer Protest in Kamerun, Berlin: Selbstverlag
- Gottschlich, Jürgen (2016): Die Deutschen und der Völkermord. Osmanisch-deutsche Allianzen, www.bpb.de/themen/zeit-kulturgeschichte/genozid-an-den-armeniern/218106/die-deutschen-und-der-voelkermord/#footnote-target-3, letzter Aufruf: 17.10.2022
- kollektiv orangotango+ (Hg.) (2018): This Is Not an Atlas. A Global Collection of Counter-Cartographies, Bielefeld: Transcript
- Mbembe, Achille (2017): Kritik der schwarzen Vernunft, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Peluso, Nancy L. (1995): Whose Woods are These? Counter-Mapping Forest Territories in Kalimantan, Indonesia, in: Antipode, Bd. 4, Nr. 27, S. 383–406
- Picketty, Thomas (2020): Capital and Ideology, Cambridge and London: The Belknap Press of Harvard University Press
- Rothberg, Michael (2021 [Erstveröffentlichung auf Englisch 2009]): Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung, Bonn: Metropol Verlag
- Zimmerer, Jürgen (2008): Der erste deutsche Genozid. Zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust. www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/iz3w2008-KD-Zimmerer.htm, letzter Aufruf 17.10.2022
- Zinn, Howard (2006): A Power Government Can Not Suppress, San Francisco: City Lights Publishers

TEIL 4:

Anhang

Ausgewählte Materialien zur Erinnerungsarbeit in partizipativen Settings

LENA EHMER, EREN YILDIRIM YETKIN

In diesem Teil setzen wir uns das Ziel, Materialien mit unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkten, Formaten und Genres den Leser:innen dieses Bandes vorzustellen und damit die Diskussion über aktuelle Erinnerungspraxen weiter zu fördern. Ausgesucht wurden dabei Bücher, Filme sowie Handreichungen für die Bildungsarbeit, die das breite Spektrum des Themenfeldes abdecken. Dem Titel dieses Readers folgend, beeinflusste das Konzept der Partizipation in der Erinnerungsarbeit den Auswahlprozess. Sowohl Stimmen und Perspektiven der Betroffenen als auch kollektive Gedächtnisse der post-kolonialen, post-nationalsozialistischen und post-migrantischen Gesellschaft sollten eine deutliche Repräsentanz finden. Ziel ist es, die Vielfalt der erinnerungskulturellen Debatten abzubilden.

Auf manche der alphabetisch gelisteten Titel kann über die Vielfalt-Mediathek (www.vielfalt-mediathek.de) kostenlos zugegriffen werden, andere sind käuflich zu erwerben. Bei der Auswahl legen wir besonderes Augenmerk auf die Weiterbildung von Multiplikator:innen und weisen für die Verwendung dieser Materialien mit Teilnehmenden in pädagogischen Settings ausdrücklich darauf hin, den Empfehlungen der jeweiligen Herausgeber:innen zu folgen und weitere Rezensionen von anderen Fachkräften zu beachten. Die Expertise der Fachkräfte, die ihre eigenen Gruppen am besten kennen, ist wie immer für die pädagogische Konzeption ausschlaggebend.

Doing Memory – für eine plurale Gesellschaft

Materialart: Online-Plattform

Erscheinungsjahr: 2022

Herausgeber:innen: Tanja Thomas, Fabian Virchow und Matthias Lorenz

Doing Memory – für eine plurale Gesellschaft ist eine Online-Plattform des gleichnamigen Projektes, die multimediale Inhalte über rechte Gewalt in der Bundesrepublik anbietet. In drei Sprachen – Deutsch, Englisch und Türkisch – bietet die Plattform frei zugängliche und hochqualitativ aufbereitete Artikel, Interviews, Videos und Podcasts an. Dieser digitale Raum ermöglicht das kreative Entdecken wenig sichtbarer Geschichten, wie sie so selten in Geschichtsbüchern zu finden sind. Das Sammelthemenfeld vom kollektiven Gedächtnis und der Erinnerungskultur(en) wird dabei multiperspektivisch betrachtet. Aushandlungsprozesse, die darauf abzielen, den betroffenen Perspektiven und nicht berücksichtigten marginalisierten Stimmen sowie Erinnerungen im etablierten Gedenken einen Raum zu schaffen, werden durch verschiedene Materialtypen behandelt. Das sogenannte *Blindspots*-Segment der Plattform umfasst verschiedene Unterkategorien wie *Antisemitische Figuren*, *Femizide* und *Rechte Gewalt gegen Linke*. Die *Spezialbibliographie* ist darüber hinaus eine wichtige Grundlage für die Weiterrecherche.

Halle, 09. Oktober 2019 – Der Anschlag, Ereignisse, Folgen, Hintergründe. Handreichung für die Bildungsarbeit

Materialart: Handreichung

Erscheinungsjahr: 2021

Herausgeber:innen: Netzwerk für Demokratie und Courage Sachsen-Anhalt e.V. und Courage –

Werkstatt für demokratische Bildungsarbeit e.V.

Zugriff: Über die Vielfalt-Mediathek

Am 9. Oktober 2019 kam es einmal mehr zu einem rechtsextremen Anschlag. Ziel der rechten Gewalt war die Synagoge in Halle, in der die jüdische Gemeinde Jom Kippur feierte. Der Attentäter konnte sich keinen Zutritt zu der Synagoge verschaffen und ermordete schließlich zwei Menschen am nahe gelegenen „Kiez-Döner“. Behördenversagen ist eins der Schlagwörter, das im Zusammenhang mit dieser Gewalttat zu hören ist. Doch was steckt dahinter? Warum kann Rechtsextremismus weiterhin in Deutschland um sich greifen? Die Publikation thematisiert den Tathergang des Anschlags und den darauffolgenden Prozessablauf. Sie lässt die Leser:innen in ausgewählten Zitaten nachspüren, mit welcher Enttäuschung die Betroffenen während des Prozesses und danach zu ringen haben. Insbesondere wird deutlich, wie sehr die Tat durch ein antisemitisches und rassistisches Klima, verbunden mit Verschwörungsmysen sowie gesellschaftlicher Ignoranz, erst möglich wurde. Das Heft beleuchtet auch den bis heute grassierenden Antisemitismus und Rassismus. Zugleich werden internationale Verbindungen aufgezeigt und Argumentationshilfen gegen Verharmlosungen aufgeführt. Auch das Phänomen der Gamification wird näher erläutert. Multiplikator:innen in der politischen Bildung und Lehrkräfte werden von den Herausgeber:innen als Zielgruppe der Publikation genannt.

It must swing! Die Blue Note Story

Materialart: Film – Dokudrama

Erscheinungsjahr: 2018

Regie: Eric Friedler

It must swing! Die Blue Note Story dokumentiert die Entstehung des Labels *Blue Note Records*, welches 1939 in den U.S.A. von Alfred Lion und Frank „Francis“ Wolff gegründet wurde. Als antisemitisch Verfolgte aus dem nationalsozialistischen Deutschland geflohen, schafften die zwei jungen Emigranten eine absolute Ausnahme zu jener Zeit, in der die durch die Jim-Crow-Gesetze etablierte Segregation, Diskriminierung und Gewalt an Schwarzen den Alltag in den USA bestimmen. Durch

die Mühen und Experimentierräume von Lion und Wolff erscheinen mehrere ausgezeichnete Platten der Jazz-Legenden, wie z. B. von John Coltrane und Thelonious Monk. Es ist eine Geschichte, die von egalitärer Zusammenarbeit mit schwarzen Musiker:innen und unerhörter Eigenwilligkeit handelt, alles für die Musik zu geben, sich dabei nicht an die herrschenden rassistischen Verhältnisse anzupassen und sich gegen diese widerständig zu zeigen. Dieser Respekt vor dem Lebenswerk der Gründer von *Blue Note Records* und ihrer persönlichen Einstellung wird in lebendigen Interviewpassagen mit Musiker:innen und Künstler:innen deutlich. So bieten die 108 Minuten, die zusätzlich von Trickfilmelementen, historischen Bild- und Tonaufnahmen zusammengesetzt sind, ein jazziges Klangerlebnis auf höchstem Niveau.

Kinder von Hoy

Materialart: Dokumentarischer Roman

Erscheinungsjahr: 2022

Autor:in: Grit Lemke

In ihrem Buch *Kinder von Hoy* beschäftigt sich die Autorin Grit Lemke mit der Vergangenheit von Hoyerswerda, der Vorzeige-Industriestadt der DDR. Sie betrachtet die Stadt basierend auf ihren autobiographischen Erfahrungen und bringt *oral history*-Gespräche mit verschiedenen Akteur:innen in ihr literarisches Werk ein. Dabei berichtet sie multiperspektivisch vom Auf- und Ausbau der Stadt während des Industrialisierungsschubs in der DDR. Unter anderem wird die Entwicklung aus der Kinderperspektive und durch die Vertragsarbeiter:innen geschildert. Eine weitere große Rolle spielt der vom Politbüro der DDR-Führung verschleierte und gelegnete Rassismus, der Mauerfall sowie die grassierende Eskalation rechter Gewalt gegen Migrant:innen und Linke nach der Wende, mit der Hoyerswerda in Deutschland bekannt wurde. Die Stimmen der Frauen, die Kindheitserinnerung und die Einblicke in das Leben der Vertragsarbeiter:innen beleuchten die Entwicklungen auf einzigartige Weise. Die von Lemke rekonstruierte Geschichte spielt insbesondere an einem zentralen Ort, dem Jugendzentrum „Laden“. Daher schildert das Buch vor allem die Geschichte der Jugend der DDR, die sich über weite Teile von der Elterngeneration nicht verstanden fühlte, von den westlichen Genoss:innen eher als zu belehrende Menschen betrachtet wurde und von Neo-Nazis, auch aus eigenen Reihen, dauernd bedroht und angegriffen wurde. Der Musiker Gerhard „Gundi“ Gundermann, mit dem die Jugendlichen in Hoy zusammen aufwuchsen, begleitet die Erzählung Lemkes szenenweise.

Masel Tov Cocktail

Materialart: Kurzfilm – Dokudrama

Erscheinungsjahr: 2020

Regie: Arkadij Khaet und Mickey Paatzsch

Der 2021 mit dem Grimme-Preis ausgezeichnete Kurzfilm *Masel Tov Cocktail* gibt Einblicke in das fiktive Leben Dimitrij Liebermanns, kurz Dima genannt. Was bedeutet es heutzutage in Deutschland Jude:Jüdin zu sein? Wie geht man mit dem Antisemitismus um? Welches Bild von jüdischem Leben ist aus dominanzkultureller Sicht in der deutschen Gesellschaft präsent? Prägnant und eindrucksstark werden in 30 Minuten vielschichtige Spannungsverhältnisse vorgestellt, die einen jungen deutschen Juden, den Sohn russischer Einwanderer – sogenannter jüdischer Kontingentflüchtlinge – und Schüler am Gymnasium im Alltag begleiten. Als pädagogisches Begleitmaterial kann der Film einen Diskurs eröffnen, um über Antisemitismus- und Diskriminierungserfahrungen zu sprechen und schließlich auch dominanzkulturelle Perspektiven auf jüdisches Leben in Deutschland kritisch zu hinterfragen.

Meeting the man: James Baldwin in Paris

Materialart: Kurzfilm – Dokumentarfilm

Erscheinungsjahr: 1970

Regie: Terence Dixon

Der historische Dokumentarfilm *Meeting the man: James Baldwin in Paris* zeigt die Intoleranz und Ignoranz der westlichen weißen Mehrheitsgesellschaft gegenüber marginalisierten Lebensrealitäten im Jahre 1970. Hauptprotagonist der Produktion ist dabei der weltweit bekannte Schriftsteller James Baldwin, welcher mit seinen Werken die Zeiten der Segregation sowie der civil rights movement begleitete und die Bürgerrechtsbewegung neben Martin Luther King Jr. und Malcolm X mitprägte. Es handelt sich um ein eindruckliches Zeitzeugnis, welches Baldwin in Paris an geschichtsträchtigen Orten einfängt und für die Filmschaffenden nicht ganz reibungslos verläuft. Die aufgeladene Stimmung zwischen Betrachter:in und Betrachtetem durchzieht den gesamten Kurzfilm und gibt Einblicke in James Baldwins Erlebnisse, Erfahrungen und Weltanschauung sowie auch in die Gedankenwelten und das Unverständnis der Betrachter:innen.

MEMO-Deutschland – Multidimensionaler Erinnerungsmonitor 2018–2022

Materialart: Studienreihe

Erscheinungsjahr: 2018–2022

Herausgeber:innen: Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung, u.a. Jonas Rees und Andreas Zick

Die *MEMO-Studien*, die das Team des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld seit 2018 durch repräsentative quantitative Telefonumfragen jährlich durchführt, bilden mittlerweile eine wichtige Grundlage für die Fachdiskussionen rund um das Themenfeld Erinnern in Deutschland. Die Analyse der ersten Studie aus dem Jahr 2018 wurde durch die Untersuchungen in den Folgejahren mit ausgewählten Schwerpunkten – u.a. Formen der Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus (2019), Interpretationen heutiger Generationen über die Rolle ihrer Vorfahren zwischen 1933 und 1945 (2020) und Geschichtsrevisionismus (2021) – weiter vertieft. Die Hefte der Langzeitstudie sind online erhältlich und bieten sich für die Beschäftigung mit den gegenwärtigen Dynamiken des kollektiven Gedächtnisses in Deutschland an. Die Anmerkungen der Gastwissenschaftler:innen über die einzelnen Items, die seit 2019 in die Publikationen integriert wurden, ermöglichen den Zugang für ein breiteres Publikum an Leser:innen.

Passagen – Brüche – Perspektiven. Flucht historisch denken lernen. Eine Dokumentensammlung

Materialart: Dokumentenkoffer

Erscheinungsjahr: 2018

Herausgeber:innen: Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz, Elke Gryglewski und Cornelia Siebeck

Der Dokumentenkoffer *Passagen – Brüche – Perspektiven. Flucht historisch denken lernen* bietet acht Modulmappen zu unterschiedlichen Fluchtgeschichten und -kontexten. Die von Einzelpersonen, aber auch von internationalen Organisationen praktizierte Fluchthilfe, die durch Zwangsmigration geschaffenen Lebensbedingungen und Machtverhältnisse sowie Handlungsspielräume werden durch kaum bekannte Fälle

beleuchtet. Unter anderem befassen sich die Materialien mit der Situation von sogenannten *Displaced Persons* nach dem Zweiten Weltkrieg, mit den Erfahrungen von minderjährigen Geflüchteten des Spanischen Bürgerkriegs sowie polnischen Geflüchteten in Ostafrika. Auch wird die Flucht vor den systematischen Morden im Vernichtungslager Treblinka und die Flucht der NS-Verbrecher ins Ausland nach Ende des Krieges behandelt. Die Mappen beinhalten neben einführenden Texten auch Karten, Abbildungen und Faksimiles der offiziellen Schreiben, wodurch *historical literacy* in Begleitung von Multiplikator:innen und Lehrkräften gefördert werden kann. Die Herausgeber:innen ergänzen die Materialsammlung mit einem einleitenden Heft, in dem sie für die pädagogische Umsetzung methodische Anregungen geben und auf die eigene Expertise der Leser:innen und Nutzer:innen des Dokumentenkoffers verweisen.

Viele Kämpfe und vielleicht einige Siege. Texte über Antiromaismus und historische Lokalrecherchen zu und von Roma, Romnja, Sinti und Sintezze in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Tschechien

Materialart: *Sammelband*

Erscheinungsjahr: 2016

Herausgeber:innen: *Kathrin Krahl und Antje Meichsner*
Zugriff: *Über die Vielfalt-Mediathek*

Die Geschichte und Gegenwart der Sinti:zze und Rom:nja sind in Deutschland nach wie vor wenig bekannt. An dieser Ausgangslage knüpft der Sammelband *Viele Kämpfe und vielleicht einige Siege* an. Unterteilt in fünf Kapitel – *Aktivismus, Geschichte, Gegenwart, Kunst und Bildung* –, werden die Lebensrealität(en) in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Tschechien thematisiert. Die kurzen, breit gefächerten Einzelbeiträge behandeln sowohl den strukturellen und alltäglichen Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja heute sowie den nicht ausreichend aufgearbeiteten Genozid (auf Romanes Porajmos genannt) in der Zeit des Nationalsozialismus als auch Fragen bezüglich der Erinnerungskultur, künstlerischer Praxis und der politischen Bildung durch Fallbeispiele. Der Sammelband zeichnet sich zudem dadurch aus, dass Betroffenenperspektiven besonders repräsentiert werden.

Widerstand. Drei Generationen antikolonialer Protest in Kamerun

Materialart: *Comic-Buch*

Erscheinungsjahr: 2021 (*Exemplar der Bundeszentrale für politische Bildung*)

Herausgeber:innen: *Initiative Perspektivwechsel e.V.*

Der Comic *Widerstand. Drei Generationen antikolonialer Protest in Kamerun*, der erst 2019 in etwas kürzerer Version als Broschüre veröffentlicht wurde, stellt die Widerstandspraktiken der Menschen in Kamerun gegen den deutschen (1884–1919), britischen (1919–1960) und französischen (1919–1961) Kolonialismus sowie deren Spuren bis heute dar. Die drei kolonialen Herrschaftsregimes mit ihren eigenen Ausbeutungssystemen, Unterdrückungsdynamiken und ihrer politischen Gewalt werden durch drei verschiedene zeithistorisch verankerte Erzählungen in einen Zusammenhang gebracht. So lassen sich Verflechtungen der kolonialen Strukturen herauskristallisieren. Präkoloniale Gesellschaftsordnungen, Widerstandspraktiken der Frauen und De-Kolonisierungspraktiken der urbanen Topographie und Erinnerungslandschaft bilden Schwerpunktthemen. Die hervorragenden Zeichnungen ermöglichen den Leser:innen eine visuelle Erinnerung: Die Bilder sollen dabei nicht nur als reines Instrument der Weitergabe wahrgenommen werden. Sie bilden auch Konturen und Rahmen für die jeweilige Geschichte. Die erweiterte Fassung schließt jedes Kapitel mit einem Erklärtext und einem Expert:innengespräch ab. Laut der Herausgeber:innen bietet sich das Comic-Buch aufgrund seiner deutsch-französischen zweisprachigen Ausgabe als Bildungsmaterial für Geschichts- und Sprachenunterricht an.

Autor:innen

Carla de Andrade Hurst (Pronomen: sie/ihr) ist neben Aurora Rodonò eine der zwei Diversity Managerinnen im Rautenstrauch-Joest-Museum (RJM) Köln. Seit August 2019 begleiten und unterstützen sie die Direktorin Nanette Snoep und das Team des RJM bei dem hausinternen Dekolonialisierungsprozess. Im Rahmen der RESIST! Sonderausstellung waren sie für das Awareness-Vermittlungs-Konzept und für die Library of Resistance zuständig und haben in großem Umfang Führungen durch die Ausstellung durchgeführt.

Stephan Bundschuh, Dr., studierte Philosophie, Soziologie und Geschichte. Seine Promotion verfasste er über Herbert Marcuses Sozialphilosophie. Seit 2011 hat er die Professur für Kinder- und Jugendhilfe an der Hochschule Koblenz inne und ist Geschäftsführender Leiter des Instituts für sozialwissenschaftliche Forschung und Weiterbildung (IFW). Er verfolgt Projekte mit dem Fokus auf Jugend im Bereich Antidiskriminierung und Bildung, Rassismussensibilität und Erinnerungspädagogik sowie als weiteren Arbeitsschwerpunkt die Autoritarismuskritik.

Amina Courbier, Co-Forschende im Projekt PEPiKUm, ist 24 Jahre alt und in Koblenz-Immendorf aufgewachsen. Sie absolvierte im Januar 2022 ihren Bachelor in Informationsmanagement an der Universität Koblenz und studiert nun in Wiesbaden Medien und Design Management im Master. Sie engagiert sich ehrenamtlich im Bund der Pfadfinderinnen und Pfadfinder (BdP).

Medea Courbier, Co-Forschende im Projekt PEPiKUm, in Koblenz-Immendorf aufgewachsen. Sie studiert Lehramt an der Universität Koblenz und engagiert sich ehrenamtlich im Bund der Pfadfinderinnen und Pfadfinder (BdP).

Tobias Curtmann ist in Hanau geboren und aufgewachsen. Ferhat war ein sehr guter Freund von ihm. Hauptberuflich ist Tobias Curtmann Informatikkauflmann bei einem IT-Unternehmen. In seiner Freizeit engagiert er sich bei der Bildungsinitiative Ferhat Unvar und hilft, wo er kann und gebraucht wird.

Ansgar Drücker ist Diplom-Geograf und Geschäftsführer des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismussarbeit e.V. (IDA, www.idaev.de) mit Sitz in Düsseldorf. IDA versteht sich als das Dienstleistungszentrum der Jugendverbände für die Themenfelder Rassismus(kritik), Rechts extremismus (einschließlich Rechtspopulismus), Antisemitismus, Migrationsgesellschaft, rassismuskritische oder interkulturelle Öffnung, Diversität, Diskriminierungskritik sowie Flucht und Asyl.

Lena Ehmer ist ausgebildete Diplom-Schauspielerin und Gründerin des StartUps stateWOMENT. – ein Statement für Frauen, welches bunte *Pussy-magnet*-Kreationen in der heimeigenen Manufaktur herstellt. Seit 2021 studiert sie an der Hochschule Koblenz im Bachelor Soziale Arbeit und setzt sich interdisziplinär mit dem Themenspektrum der Antidiskriminierungsarbeit auseinander. Zudem ist sie studentische Mitarbeiterin im Wissenschaftspraxisprojekt „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“. Darüber hinaus arbeitet sie im Q, einem queeren Jugendtreff für LGBTQIA* Personen und Freund:innen, welcher an die Check-it Beratungsstelle für Sexualität und Gesundheit in Troisdorf angegliedert ist.

Özge Erdoğan ist Geschäftsführerin beim Bund der Alevitischen Jugendlichen in Deutschland e.V., wo sie sich zudem seit mehr als zehn Jahren ehrenamtlich engagiert und von 2017 bis 2022 Bundesvorsitzende war. In ihrem jahrelangen Engagement für und in der Alevitischen Jugend hat sie unterschiedliche Arten der Erinnerung und des Gedenkens mitgestalten und beobachten können.

Anna-Elisabeth Hampel, Nahost- und Islamwissenschaftlerin, befasst sich in ihrer Forschung mit muslimischem Leben und Islampolitik in Deutschland, Sprachideologie und arabischem Judentum. Auf praktischer Ebene hat sie sich in verschiedenen Organisationen mit Geflüchteten engagiert. Bei Minor arbeitet sie in migrationsbezogenen Projekten der historisch-politischen Bildung, politischen Teilhabegerechtigkeit und im Bereich Arbeitsrecht.

Evelyn Hevia Jordán, chilenische Sozialpsychologin (Master in Geschichte), arbeitet seit 2014 mit verschiedenen Gruppen von Opfern der Colonia Dignidad. Zwischen 2019 und 2022 war sie Beraterin und Interviewerin für das Projekt Colonia Dignidad. Ein chilenisch-deutsches Oral History Archiv. Sie hat Bücher, Buchkapitel und Artikel veröffentlicht, Theaterstücke und Fotoausstellungen betreut und Lehrveranstaltungen gehalten. Derzeit schließt sie ihre Doktorarbeit mit dem Titel „Del Hospital ‚El Lavadero‘ al Hospital ‚Villa Baviera‘. Reconstrucción historiográfica del hospital de Colonia Dignidad“ am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin ab und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universidad Católica Silva Henríquez in Chile.

Matthias Heyl, Dr., M.A., seit 2002 Leiter der Bildungsabteilung der Gedenkstätte Ravensbrück und pädagogischer Leiter der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Ravensbrück.
heyhl@ravensbrueck.de · www.ravensbrueck.de · www.heyhl-online.eu

Judith Hilgers, Dr., Soziologin, ist seit 2017 Professorin für Soziologische Grundlagen der Sozialen Arbeit und Kindheitswissenschaften an der Hochschule Koblenz. Zuvor war sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Trier in verschiedenen Forschungsprojekten im Bereich der Jugendforschung und Konflikt- und Gewaltforschung sowie als wissenschaftliche Referentin im Rahmen der staatlichen Schulevaluation und des Bildungsmonitorings tätig. Ihre aktuellen Forschungsschwerpunkte sind: Möglichkeiten und Grenzen partizipativer Sozialforschung; Jugendliche Lebenswelten (Familie, Schule, Gleichaltrige); Soziale Arbeit und Schule.

Annette Hilscher, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und Sprecherin der Arbeitskreise „Feldforschung“ und „Gender, Kinship, Sexuality“ am Institut für Sozialforschung Frankfurt. Sie wurde 2022 an der Goethe-Universität Frankfurt und der Sorbonne Université Paris mit der Arbeit „Alltägliche Bewältigungs- und Widerstandspraktiken Schwarzer Menschen in Deutschland, Frankreich und Kanada. Eine anerkennungstheoretische Studie“ promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind kritische Rassismus- und Migrationsforschung, Intersektionalität, Familien- und Jugendsoziologie sowie qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung.

Elizaveta Khan (Pronomen sie/ihr), aktivistische Sozialarbeiterin und Sozialpädagogin, ist Mitkuratorin eines *It's Yours* Raums bei RESIST! und bei Counter Images. Als Geschäftsführerin des Integrationshaus e.V. in Köln-Kalk befindet sie sich in einer machtvollen Position, als Ausländerin im Integrationsrat der Stadt Köln übt sie sich im Widerstand gegen Ungerechtigkeiten.

Annalena Kretschmer, Co-Forschende im Projekt PEPiKUM, ist 24 Jahre alt und in Koblenz-Immendorf aufgewachsen. Sie studierte Soziale Arbeit an der Hochschule Koblenz und ist nun Jugendbildungsreferentin in der Pallottinischen Jugendbildungsstätte Haus Wasserburg in Vallendar. Sie engagiert sich ehrenamtlich im Bund der Pfadfinderinnen und Pfadfinder (BdP).

Stella Leder arbeitete für die Amadeu Antonio Stiftung, bevor sie 2015 das Institut für Neue Soziale Plastik mitgründete, für das sie Ausstellungen kuratiert, Brettspiele entwirft und als Dramaturgin arbeitet. Ihr Buch „Meine Mutter, der Mann im Garten und die Rechten“ erschien 2021 (Ullstein). Sie ist Herausgeberin des Sammelbands „Über jeden Verdacht erhaben? Antisemitismus in Kunst und Kultur“ (Hentrich & Hentrich).

Astrid Messerschmidt, Erziehungswissenschaftlerin und Erwachsenenbildnerin, Studium der Pädagogik, Religionspädagogik, Germanistik und Politikwissenschaft; seit 2016 Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Geschlecht und Diversität an der Bergischen Universität Wuppertal; 2009–2014 Professur für Interkulturelle Bildung und Lebenslanges Lernen an der PH Karlsruhe; Gastprofessuren in Flensburg, Darmstadt, Innsbruck und Wien; Arbeitsschwerpunkte: Migrationsgesellschaftliche Bildung und Rassismuskritik, Antisemitismuskritik; Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung; Bildungsarbeit in den Nachwirkungen des Nationalsozialismus; Kritische Bildungstheorie.

Anne von Oswald, Dr., Historikerin und Sozialwissenschaftlerin, kam zum Thema Migration über ihre Forschungsarbeit über die italienischen Arbeitsmigrant:innen in den 1960er und 1970er Jahren in Deutschland. Als Projektleiterin bei Minor setzt sie Projekte in der historisch-politischen Bildung zum Thema (Zwangs-)Migration und Exil sowie Migrationsstudien um. Sie ist Mitbegründerin vom We Refugees Archiv.

Carolin Philipp ist Mitglied von global e.V. (www.global.org) und hat zu sozialen Bewegungen in gesellschaftlichen Krisenzeiten am Beispiel von Griechenland promoviert. Sie arbeitet in Bildungs- und Forschungsprojekten in Deutschland und Griechenland zu Dekolonisierung, Rassismus, Gender und Kapitalismus. global e.V. hat ein weiteres Projekt zu dekolonialer Geschichtsschreibung: Das ELearning Tool www.connecting-the-dots.org ist ein bisher dreisprachiges digitales Archiv zu Unterdrückung und Widerstand mit Beispielen aus über 500 Jahren.

Sophia Plato, Co-Forschende im Projekt PEPiKUM, ist in Koblenz-Arenberg aufgewachsen. Sie studiert seit Oktober 2022 Grundschullehramt an der Universität Koblenz. Sie ist seit 14 Jahren Mitglied im Bund der Pfadfinderinnen und Pfadfinder (BdP) und engagiert sich dort ehrenamtlich.

Anastassia Pletoukhina, Dr. phil., studierte Sozialpädagogik in Kiel und Hamburg. Sie promovierte an dem Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt. Ihre Arbeit erscheint 2023 mit dem Titel „Doing Judaism“ bei dem Verlag Hentrich & Hentrich. Zurzeit arbeitet sie für einen internationalen jüdischen Bildungsträger in Deutschland und wohnt in Berlin.

Torben Pötter, Co-Forschender im Projekt PEPiKUM, studiert seit Oktober 2022 an der Hochschule Koblenz Elektrotechnik im Bachelor. Er geht seit 14 Jahren zu den Pfadfinder*innen in Koblenz-Arenberg und engagiert sich dort ehrenamtlich im Bund der Pfadfinderinnen und Pfadfinder (BdP).

Jan Stehle ist am Berliner Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika (FDCL) tätig. Der Politikwissenschaftler, Ökonom und Menschenrechtsaktivist forscht seit Jahren zum Thema Colonia Dignidad und setzt sich auf verschiedenen Ebenen für die Aufarbeitung der dort begangenen Verbrechen ein. Seine Dissertation (Politikwissenschaft, Freie Universität Berlin) „Der Fall Colonia Dignidad. Zum Umgang bundesdeutscher Außenpolitik und Justiz mit Menschenrechtsverletzungen (1961–2020)“ erschien 2021 im transcript Verlag.

Nesrin Unvar studiert Betriebswirtschaftslehre an der Frankfurt UAS. Sie ist seit November 2020 Mitglied der Bildungsinitiative Ferhat Unvar. Sie engagiert sich für antirassistische Bildungsarbeit, weil sie der Meinung ist, dass Rassismus schon in der Bildung anfängt und man im frühen Alter Jugendliche aufklären sollte. Außerdem hat sie der rassistische Anschlag am 19. Februar 2020 in Hanau motiviert, sich gegen Rassismus einzusetzen, da auch ihr Bruder in dieser Nacht ums Leben kam.

Timo Voßberg, M.A., studierte Erziehungswissenschaften und Soziologie in Frankfurt am Main und Tel Aviv. Seit 2020 arbeitet er als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Wissenschaftspraxisprojekt „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“ an der Hochschule Koblenz. Seine aktuellen Arbeitsschwerpunkte sind: Partizipative Ansätze in Forschung und Bildung; Medienbildung und Digitalisierung; Memory Studies; historisch-politische Bildung.

Wiebke Waburg, Erziehungswissenschaftlerin, Studium der Soziologie, Promotion zum Thema „Mädchenschule und Geschlecht“ sowie Habilitation zum Thema „Die Ungleichheitskategorien Geschlecht und Ethnizität in Bildungsprozessen und Sozialisationsverläufen“ an der Universität Augsburg. Seit 2018 Professur für Pädagogik mit dem Schwerpunkt Migration und Heterogenität an der Universität Koblenz-Landau. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Migrations- und Heterogenitätsforschung, kulturelle Bildung in ländlichen Räumen, Spiel- und Spielzeugforschung.

Alia Wielens, M.A., hat Soziologie, Politikwissenschaften und Gender Studies in Frankfurt am Main, Amiens und Budapest studiert. Seit 2020 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Wissenschaftspraxisprojekt „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Geschlechterforschung, Antifeminismus, Rassismus- und Antisemitismuskritik, kritische Rechtsextremismusforschung, Memory Studies, Diskursforschung. Als Lehrbeauftragte in der Sozialen Arbeit beschäftigt sie sich an der Frankfurt University of Applied Sciences mit der extremen Rechten und Geschlecht. Sie ist Gründungsmitglied des Netzwerks feministische Perspektiven und Interventionen gegen die (extreme) Rechte (fempi).

Eren Yıldırım Yetkin, Dr. phil., studierte Lehramt und Erziehungswissenschaften in Ankara und Berlin. Er promovierte am Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Seit Sommer 2020 leitet er das Wissenschaftspraxisprojekt „Partizipative Erinnerungspädagogik in Koblenz und Umgebung“ an der Hochschule Koblenz. Seine aktuellen Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen rekonstruktive Sozialforschung, Biographieforschung, Gedächtnisstudien, Antisemitismus- und Rassismuskritik sowie historisch-politische Bildung.

In Kooperation mit:



